



Hemma Mayrhofer | Florian Neuburg

Resilienz gegen Extremismus

Biografische Fallverläufe
im gesellschaftlichen Kontext

BELTZ JUVENTA

Hemma Mayrhofer | Florian Neuburg
Resilienz gegen Extremismus

Hemma Mayrhofer | Florian Neuburg

Resilienz gegen Extremismus

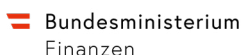
Biografische Fallverläufe im
gesellschaftlichen Kontext

BELTZ JUVENTA

Die Autor:innen

Hemma Mayrhofer, Dr. phil., ist Assistenzprofessorin am Institut für angewandte Rechts- und Kriminalsoziologie der Universität Innsbruck. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind u. a. rechtssoziologische Forschung, sozialwissenschaftliche Sicherheitsforschung, Gewaltforschung, Jugendarbeitsforschung, Evaluations- und Wirkungsforschung.

Florian Neuburg, BA, ist Soziologe/Politikwissenschaftler und arbeitete bis 2022 am Institut für angewandte Rechts- und Kriminalsoziologie, Universität Innsbruck, in mehreren Forschungsprojekten zur Offenen Jugendarbeit. Er war viele Jahre in der Offenen Jugendarbeit tätig und ist Vorstandsmitglied im Verein turn – Verein für Gewalt- und Extremismusprävention sowie externer Lehrender an der FH St. Pölten.



Das Forschungsprojekt „Bl:JU“ wurde im Rahmen des Programms KIRAS durch das Bundesministerium für Finanzen finanziert und von der Österreichischen Forschungsförderungsgesellschaft abgewickelt.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-8114-5 Print

ISBN 978-3-7799-8115-2 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-7799-8116-9 E-Book (ePub)

DOI 10.3262/978-3-7799-8115-2

1. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Einige Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

1. Einleitung	9
<i>Hemma Mayrhofer, Florian Neuburg</i>	
1.1. Radikalisierung und Extremismus: Diskurse und Fallstricke, Faktoren und Verläufe	<u>12</u>
1.2. Zum Resilienzverständnis der Studie	<u>17</u>
2. Forschungsdesign und Methodik	20
<i>Hemma Mayrhofer</i>	
2.1. Erhebungsmethoden, Sampling und Erfahrungen mit dem Feldzugang	<u>21</u>
2.2. Auswertung der Interviews mittels Narrationsanalyse	<u>23</u>
3. Fallstudie „Hannes“: familiärer Rückhalt, berufliche Integration und professionell begleitete Distanzierung	26
<i>Hemma Mayrhofer</i>	
3.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview	<u>26</u>
3.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik	<u>28</u>
3.3. Kindheit und frühe Adoleszenz	<u>29</u>
3.4. Lebensphase Jugenddelinquenz und Rechtsextremismus	<u>32</u>
3.5. Ausstiegsphase: massive Sanktionsdrohungen und vielfältige Unterstützungen	<u>42</u>
3.6. Das Leben nach dem Ausstieg	<u>51</u>
3.7. Zur Rolle der Jugendarbeit	<u>52</u>
3.8. Analyse des persönlichen Beziehungsnetzwerks während der extremistischen Lebensphase	<u>55</u>
3.9. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren	<u>60</u>
4. Fallstudie „Luaneshe“: starke familiäre Bindung, diversifizierte Sozialkontakte und innere Autonomie	67
<i>Hemma Mayrhofer</i>	
4.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview	<u>68</u>
4.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik	<u>73</u>
4.3. Kindheit und frühe Adoleszenz: Aufwachsen in einer (Nach-)Kriegsgesellschaft	<u>75</u>
4.4. Migration nach Österreich	<u>80</u>

4.5. Lebensphase „Nazizeit“: ethnisch-nationalistische Selbstbehauptung	84
4.6. „Moslemzeit“: Zurückweisung religiöser Stigmatisierungserfahrungen	91
4.7. Distanzierungsprozess und Ausstieg	95
4.8. Das Leben nach dem Ausstieg	98
4.9. Zur Rolle der Jugendarbeit	101
4.10. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren	102
5. Fallstudie „Arbi“ – Heldennarrativ, Perspektiven auf Religion und Aufstiegsorientierung	110
<i>Florian Neuburg</i>	
5.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview	111
5.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik	112
5.3. Kindheit und frühe Adoleszenz	114
5.4. Phase der Zugehörigkeit zur jihadistischen Jugendszene	117
5.5. Ausstieg aus der Szene	122
5.6. Das Leben nach dem Ausstieg	133
5.7. Rolle der Jugendarbeit in der Verlaufsdynamik von der Zugehörigkeit zu und dem Ausstieg aus der jihadistischen Jugendszene	136
5.8. Analyse des persönlichen Beziehungsnetzwerks während der Zugehörigkeit zur jihadistischen Jugendszene	138
5.9. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren	144
6. Fallstudie „Ceren“: Selbstbehauptung durch Gewalt und alternative Inklusionsangebote durch Jugendarbeit	150
<i>Florian Neuburg, Hemma Mayrhofer</i>	
6.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview	151
6.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik	154
6.3. Kindheit bis Beginn Adoleszenz: Trennung der Eltern und abweichende Genderidentität	156
6.4. Frühe Adoleszenz: Mobbing, gewaltsame Gegenwehr und gewaltaffine Jugendclique	158
6.5. Ausstieg aus dem gewaltaffinen Milieu und Bemühungen um Ausbildung und Berufseinstieg	163
6.6. Auf dem Weg zur jungen Erwachsenen: Berufliche Einstiegsversuche – Transidentität – Alltagsrassismus	166
6.7. Rolle der Jugendarbeit	169
6.8. Analyse des persönlichen Beziehungsnetzwerks	172
6.9. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren	176

7. Biografische Kurzportraits zu weiteren Interviews	<u>180</u>
<i>Hemma Mayrhofer</i>	
7.1. Kurzportrait „Thomas“: Suche nach Zugehörigkeit und beruflicher Absicherung	<u>180</u>
7.2. Kurzportrait „Elfat“: Kokettieren mit Rechtsextremismus in der Peergroup	<u>186</u>
7.3. Kurzportrait „Nina“: episodische Jugenddelinquenz	<u>191</u>
7.4. Kurzportrait „Bekhan“: stabile familiäre Einbindung und religiöse Bildung	<u>195</u>
7.5. Kurzportrait „Yusup“: Diskriminierungserfahrungen als Anknüpfungspunkt für IS-Propaganda	<u>198</u>
8. Fallübergreifende Zusammenfassung: Resilienz gegen Extremismus	<u>204</u>
<i>Hemma Mayrhofer</i>	
Literatur	<u>209</u>

1. Einleitung

Hemma Mayrhofer, Florian Neuburg¹

Wissenschaftliche Studien zu Radikalisierungsursachen und -verläufen machen die Vielfalt und das komplexe Zusammenwirken von Faktoren für die Hinwendung junger Menschen zu extremistischen Ideologien und Lebensentwürfen deutlich. Forschungsperspektiven, die auf Risikofaktoren fokussieren und diese verallgemeinernd sowie ohne Einbezug multipler Kontextfaktoren analysieren, greifen somit zu kurz. Individuelle und soziale Merkmale bzw. Einflussgrößen, die Radikalisierungsprozesse begünstigen können, wirken fallspezifisch höchst verschieden zusammen. Aus dem Vorliegen solcher Faktoren folgt zugleich keinesfalls zwangsläufig extremistische Radikalisierung (vgl. u. a. Borum 2011; Geeraerts 2012; Langner 2023; Schahbasi 2009) und auch Wahrscheinlichkeitsprognosen erscheinen mit Perspektive auf das Individuum problematisch. Kramer (2007, S. 79 f.) verweist etwa darauf, dass sich Wahrscheinlichkeitsaussagen zu Risiko-, aber auch Resilienzfaktoren zwar auf große Populationen bezogen treffen lassen, allerdings würden sich diese Aussagen nicht für individuelle Prognosen eignen, da hierbei das komplexe Zusammenwirken von intrapersonalen und externen Faktoren zu sehr verschiedenen, teils sogar gegensätzlichen Entwicklungen führen kann.

Zugleich lässt sich zwar ein beachtlicher Forschungsstand zu Extremismus-hinwendung und Radikalisierungsphänomenen – insbesondere mit Bezug auf junge Menschen – erkennen, Resilienz gegen Extremismus bzw. gegenüber Radikalisierungsdynamiken sowie Prozesse früher Distanzierung wurden hingegen in sozialwissenschaftlicher Forschung noch deutlich weniger in den Blick genommen (vgl. Glaser/Johansson 2023; Lösel et al. 2020; Masmoudi/Abbas/Eltayeb 2022; Stephens/Sieckelink 2021). Elaborierte wissenschaftliche Erkenntnisse hierzu erscheinen nicht nur zur Weiterentwicklung des Forschungsbereichs notwendig, sie stellen auch eine wichtige Wissensgrundlage für Präventionsarbeit bzw. allgemein für pädagogische Interventionen, die protektive Faktoren bei jungen Menschen stärken wollen, dar (vgl. Glaser 2022).

Für die Erforschung von Resilienz gegen Extremismus verspricht ein Zugang besonderen Erkenntnisgewinn, der die biografischen Verläufe in ihrer sozialen Einbettung und unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Kontextes erfasst

1 Auch wenn die Studienergebnisse als Monografie publiziert werden, soll ergänzend die Autor*innenschaft der einzelnen Kapitel gesondert ausgewiesen werden. Dies ist nicht zuletzt den Besonderheiten universitärer Leistungserfassung geschuldet.

und zu verstehen versucht (vgl. Kramer 2007). Zum einen verweisen vorliegende Studien darauf, dass brüchige Identitätsbildung bzw. ein prekäres Verhältnis zur eigenen Biografie zentrale Risikofaktoren für eine Übernahme extremistischer Sinnangebote darstellen: Wenn Letztere in die Sozialisation und die Biografisierung junger Menschen sinnstiftend eingreifen können, werden Radikalisierungsprozesse wahrscheinlicher (vgl. Böckler/Zick 2015, S. 20; Glaser 2022). Zum anderen erlaubt eine biografische Forschungsperspektive, die soziale Einbettung bzw. Lebensumwelt der jungen Menschen mitzuerfassen, da diese von großer Bedeutung für ein ausreichend differenziertes Verständnis und Modell von Resilienz gegenüber extremistischen Sinnangeboten sind (vgl. Moldenhauer 2014). Während bereits eine beachtliche Anzahl an biografisch orientierten Studien zu Ursachen und Verläufen von Radikalisierung vorliegt (vgl. u. a. Aslan/Akkillic 2017; Frank/Scholz 2023; Jukschat/Leimbach 2020; Köttig 2004, Lützing 2010; Meier/Bögelein/Neubacher 2021), stellen entsprechende qualitativ-biografische Studien zu Resilienz gegen Extremismus bislang ein Forschungsdesiderat dar.²

Die in dieser Monografie publizierte empirische Studie setzte an den skizzierten Forschungsbedarfen an und rekonstruierte auf Basis narrativ-lebensgeschichtlicher Interviews mit jungen Menschen, wie sich Resilienz in biografischen Entwicklungen in Wechselwirkung mit der sozialräumlichen und gesellschaftlichen Umwelt konkret entfalten kann, welche Formen und Dynamiken sie annehmen kann und von welchen Strukturen und Prozessen sie sich jeweils geprägt zeigt. Dabei kam der Rekonstruktion des Zusammenspiels von Risiko- und Resilienzfaktoren große Bedeutung zu, d. h. der Fokus lag nicht ausschließlich auf Resilienz, auch wenn protektive Faktoren besonders in den Blick genommen wurden. Zudem wurde keine Einschränkung auf spezifische extremistische Phänomenbereiche vorgenommen, da sich biografische Krisen und Brüche bei der Hinwendung zu unterschiedlichen Extremismusformen relevant zeigen können. Dem Vorgehen lag darüber hinaus die Annahme zugrunde, dass sich Resilienz-faktoren auch gegenüber unterschiedlichen Extremismus-Varianten teilweise ähnlich gestalten können oder gegebenenfalls empirisch identifizierbare Differenzen durch das gewählte Studiendesign erkennbar würden.

2 Eine Ausnahme bildet eine zeitgleich mit dem Forschungsprojekt BI:JU in Deutschland durchgeführte Studie mit dem Titel „Frühe Distanzierungen junger Menschen vom religiös begründeten Extremismus. Eine biografische Interviewstudie“ unter der Leitung von Michaela Köttig. Die Studie weist gewisse Überschneidungen mit dem Forschungsfokus unserer Studie auf, engt aber einerseits die Perspektive auf die Distanzierung von islamistisch-extremistischen Strömungen ein und arbeitet andererseits nicht mit dem Resilienz-begriff, sondern spricht i. d. R. von Faktoren, Aspekten und Dynamiken, die zu früher Distanzierung beitragen (vgl. Glaser 2022; Glaser/Johansson 2023).

Alle empirischen Ergebnisse entstammen dem ersten Teil des Forschungsprojekts „BI:JU – Biografiearbeit in der Offenen Jugendarbeit als Resilienzstärkende Maßnahme zur Radikalisierungsprävention“, das im Zeitraum von März 2019 bis Mai 2022 am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie (ab März 2021 als Institut für angewandte Rechts- und Kriminalsoziologie in die Universität Innsbruck eingegliedert) umgesetzt wurde.³ Das Projekt gliederte sich in zwei Forschungsteile: Auf die Phase der narrativ-biografischen Resilienzforschung folgte ein zweiter Studienteil, in dessen Mittelpunkt biografisch orientierte Interventionsmethoden für die Radikalisierungsprävention standen. Von der Annahme ausgehend, dass Biografiearbeit Menschen bei der Identitätsentwicklung und Integration schwieriger Erfahrungen in das eigene Lebens- und Selbstkonzept unterstützt und damit Resilienz extremistischen Sinnangeboten gegenüber zu erhöhen vermag, wurden in dieser Phase in Kooperation mit Praxispartner*innen der Offenen Jugendarbeit methodische Ansätze der Biografiearbeit (für Einzel- und Gruppensettings) entwickelt bzw. an das niederschwellige Arbeitssetting in der Offenen Jugendarbeit angepasst. Die erprobten Instrumente und begleitend erforschten Anwendungserfahrungen sind allerdings nicht Teil dieser Publikation, sondern wurden Anfang 2024 in einem Methodenhandbuch Biografiearbeit online veröffentlicht (vgl. Neuburg/Mayrhofer 2024).

Zur inhaltlichen Struktur der Arbeit: Nach Erläuterungen der dieser Studie zugrunde liegenden Begriffsverständnisse wird in Kapitel 2 das methodische Vorgehen dargelegt. Im Mittelpunkt der Publikation stehen in den Kapiteln 3 bis 6 die vier umfassenden Fallrekonstruktionen biografischer Verläufe, sie werden detailliert vorgestellt und auf fallspezifische Erkenntnisse zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren hin befragt. Anschließend sind in Kapitel 7 Kurzportraits zu weiteren fünf lebensgeschichtlichen Interviews eingefügt, die ergänzende Einsichten in die Diversität von Radikalisierungs- und Distanzierungsverläufen bieten und die Erkenntnisse zu Risiko- und Resilienzfaktoren zusätzlich validieren. Abschließend erfolgt in Kapitel 8 eine komparative Analyse der gewonnenen Erkenntnisse.

3 Das Forschungsprojekt „BI:JU“ wurde im Rahmen des Programms KIRAS durch das Bundesministerium für Finanzen finanziert und von der Österreichischen Forschungsförderungsgesellschaft abgewickelt. Folgende Praxispartner*innen der Offenen Jugendarbeit wirkten an der Studie mit (in alphabetischer Reihenfolge): Back Bone – Mobile Jugendarbeit 20, bOJA/Beratungszentrum Extremismus, Verein I. S. I. – Initiativen für soziale Integration, OJAD – Offene Jugendarbeit Dornbirn und Verein Wiener Jugendzentren. Zusätzlich waren das Bundeskanzleramt (Kompetenzzentrum Jugend) und das Bundesministerium für Inneres (BMI) als Bedarfsträger in das Projektkonsortium eingebunden.

1.1. Radikalisierung und Extremismus: Diskurse und Fallstricke, Faktoren und Verläufe

Vorauszuschicken ist, dass diese Studie keine umfassende Darstellung und Diskussion des Forschungsstandes zu Extremismus und Radikalisierung leisten kann. Die folgenden Ausführungen dienen vielmehr dazu, das dieser Forschung zugrunde liegende Begriffsverständnis grob zu skizzieren. Zugleich war bei der Studiumsetzung stets mitzureflektieren, dass es sich bei den Begrifflichkeiten um vereinfachende diskursive Verdichtungskonstrukte für komplexe und widersprüchliche soziale Phänomene handelt. Versuchen der vorschnellen Einordnung und Erklärung des empirischen Materials konnten jedoch durch die methodische Herangehensweise im Paradigma der qualitativ-interpretativen und rekonstruktiven Sozialforschung abgeschwächt werden: Im Mittelpunkt stand die verstehende Rekonstruktion und Interpretation der biografischen Verläufe, Erzählungen und Selbstdeutungen, während bestehende wissenschaftliche Deutungs- und Kategorisierungsangebote in der Datenanalyse hintangestellt wurden (vgl. auch Kapitel 2).

Im Rahmen dieser empirischen Forschungsarbeit wird einerseits der Terminus Extremismus verwendet, andererseits bilden Radikalisierung und deren Prävention einen zentralen inhaltlichen Bezugspunkt. Beide Begriffe sind alles andere als eindeutig und unumstritten, vorliegende wissenschaftliche Abhandlungen streichen hinlänglich die Ambivalenzen und wissenschaftlichen Differenzen der mit den Begriffen verbundenen Konzepte heraus (vgl. Leimbach 2023; Milbradt et al. 2022; Neumann 2013a und 2013b). Während sowohl im politischen als auch im wissenschaftlichen Diskurs Extremismus und Radikalisierung teilweise synonym verwendet werden, soll hier dem Vorschlag gefolgt werden, zwischen Radikalisierung und Extremismus zu differenzieren. Demnach lässt sich nicht jede Form von Radikalisierung, sondern die Radikalisierung zu Extremismus als ein bedeutsames gesellschaftliches Problem identifizieren (Neumann 2013a und 2013b; Schmid 2013).

Das aus dem lateinischen Wort „radix“ (Wurzel) abgeleitete Adjektiv „radikal“ bezieht sich darauf, etwas von Grund auf anzugehen, d. h. bis an die (metaphorische) Wurzel vorzudringen. Auch wenn der Begriff in unterschiedlichen Epochen und verschiedenen sozialen Kontexten mit wechselnder Bedeutung verwendet wurde und potenziell auch für förderliche gesellschaftliche Veränderungen stehen kann, gewinnt er in den aktuellen gesellschaftspolitischen Radikalisierungsdiskursen und wissenschaftlichen Radikalisierungsforschungen in der Regel eine problembehaftete Gewichtung. Exemplarisch hierfür steht die Definition von Peter Neumann: „At the most basic level, radicalization can be defined as the process whereby people become extremists.“ (Neumann 2013b, S. 874).

Extremismus markiert somit das auf normativer Basis identifizierte Problem. Schmid zufolge verweist der Begriff inhaltlich auf „a closed mind and a distinct willingness to use violence against civilians“ (Schmid 2013, S. iv; zu Begriffsdefinitionen vgl. auch Schmid 2014; Neumann 2013b; Ferrero 2002; Githens-Mazer 2010 und 2012; Kundnani 2012 u. a.). Ob Gewaltbereitschaft oder Gewalttätigkeit notwendiges Element von Extremismus sind oder nicht, wird allerdings wissenschaftlich kontrovers diskutiert. Dieser Diskussionsstrang soll hier nicht näher aufgegriffen werden, da im Kontext der gegenständlichen Studie der Forschungsfokus überwiegend auf Fröhdistanzierungen liegt und die Frage, ob und in welcher Form in den biografischen Fallverläufen Gewalt (bereits) eine Rolle spielte, jeweils empirisch zu beantworten war. Insofern erscheint eine breitere und damit auch unspezifischere Definition von Extremismus dem Forschungsgegenstand und Erkenntnisinteresse angemessener, wie sie etwa Schmidinger/Peaham (2022) vorschlagen. Sie benennen eine Reihe von Ideologemen und Praxen, die Extremismus kennzeichnen können, ohne dass alle Elemente vorliegen müssen.

„Als definitorisches Minimum gelten die Verwandlung sozialer in ‚natürliche‘ oder ‚gottgewollte‘ Ungleichheit, der Gemeinschaftsdünkel, der nicht ohne Rassismus oder andere Feindbildkonstruktionen und (oft antisemitische) Verschwörungstheorien zu haben ist, sowie der Autoritarismus.“ (Schmidinger/Peaham 2022, S. 352)

Zudem ist zu ergänzen, dass sowohl Extremismus als auch Radikalisierung jeweils Konzepte darstellen, die nicht nur normativen, sondern auch relationalen Charakter haben. Spezifische Weltanschauungen und Handlungen gewinnen je nach Akteursgruppen und gesellschaftlichem Umfeld eine andere Gestalt und Bewertung (vgl. Milbradt et al. 2022).

Mit den überlappenden Forschungsfeldern „Extremismus“ und „Radikalisierung“ gehen spezifische Herausforderungen bzw. Probleme einher (vgl. Jukschat/Leimbach 2020; Milbradt et al. 2022, S. 13 f.; Neumann 2013b). Insbesondere erschwert eine starke normative Aufladung des gesellschaftlich hegemonialen Radikalisierungsverständnisses einen ergebnisoffenen wissenschaftlichen Erkenntnisprozess in der sozialwissenschaftlichen Radikalisierungsforschung. Inwieweit die vorliegende empirische Studie ebenfalls in Teilen ungewollt hegemoniale Diskurse bzw. Paradigmen reproduzieren könnte, werden Dritte zu diskutieren haben, da wir als Forscher*innen die eigenen blinden Flecken nur begrenzt wahrzunehmen und zu reflektieren vermögen. Allerdings erscheinen diesbezügliche Gefahren durch die spezifische Perspektive der Forschung auf Resilienzfaktoren, verbunden mit einem sozial-ökologischen Verständnis von Resilienz (vgl. Kapitel 1.2) und einem qualitativen, verstehend-rekonstruktiven methodischen Ansatz grundsätzlich etwas abgemildert. Zudem interessieren nicht spezifische Ausprägungen und Spielarten von Extremismus, die jeweils mit differierenden normativen Rahmungen und Sicherheitsdiskursen versehen

sind, sondern war die Fallauswahl vom Bemühen geprägt, junge Menschen mit ehemaliger Affinität zu unterschiedlichen extremistischen Ideologien und Zugehörigkeitsangeboten in das Sampling einzubeziehen (vgl. Kapitel 2).

Radikalisierung zu Extremismus ist als komplexer Prozess zu verstehen, der über einen mehr oder weniger langen Zeitraum verläuft, wobei nicht nur das Vorhandensein bestimmter Faktoren und Einflüsse relevant ist, sondern insbesondere auch deren Wechselwirkung, Entwicklung und Verlauf zu unterschiedlichen Dynamiken und Ergebnissen führen können (vgl. de Figueiro/Weingast 2001; Neumann 2013b; Precht 2007). Es handelt sich somit keinesfalls immer um lineare Verläufe, wie gängige Radikalisierungstheorien und -modellierungsversuche suggerieren mögen (vgl. Jukschat/Leimbach 2020, S. 337 f.). Die in den letzten beiden Jahrzehnten zu Radikalisierungsfaktoren und -verläufen entstandenen wissenschaftliche Studien zeigen unterschiedliche Bedingungsfaktoren auf, die eine Hinwendung zu extremistischen Ideologien und Gruppen begünstigen können. Nachfolgend sollen häufig identifizierte Faktorenbündel kurz umrissen werden, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit und hinreichende Differenziertheit zu erheben:

- Zunächst ergeben sich aus den alterstypischen Entwicklungsaufgaben wie familiärer Ablösung und sozialer Neuorientierung sowie aus der damit einhergehenden Sinn- und Identitätssuche bedeutsame Anknüpfungspunkte für extremistische Sinnangebote (vgl. Frank/Scholz 2023; Herding/Langner 2015; Hofinger/Schmidinger 2017; Precht 2007; Mink 2015). So können salafistische Strömungen beispielsweise jungen Menschen eine Gegenidentität sowohl zur westlichen Mehrheitsgesellschaft als auch zur Elterngeneration bzw. Herkunftsfamilie anbieten. Manche Autor*innen sprechen islamistischen Strömungen den Stellenwert einer Jugendbewegung zu und beobachten sie als ein „Phänomen von revolutionären Jugendlichen in der Tradition radikaler antiimperialistischer Bewegungen“ (Schahbasi 2009, S. 25 f.; vgl. auch Zick/Roth/Srowig 2018; Roy 2008).
- Als weitere Risiko- bzw. Begünstigungsfaktoren für Radikalisierungsprozesse identifizieren einschlägige Studien persönliche Krisen und Erfahrungen des Scheiterns, Konflikt- und Gewalterfahrungen im sozialen Nahbereich (etwa in der Familie), geringe Selbstwirksamkeitserfahrungen sowie misslungene Biografisierung⁴ und Identitätsbildung⁵ (vgl. Herding/Langner 2015; Wiktorowicz 2005; Schäuble 2011; Schmid 2013; Schahbasi 2009; Precht 2007). Glaser fasst den aktuellen Forschungsstand zu islamistischen sowie rechtsextremen

4 Der Begriff Biografisierung bezieht sich auf die „Form der bedeutungsordnenden, sinnherstellenden Leistung des Subjekts in der Besinnung auf das eigene Leben“ (Marotzki 2004, S. 179).

5 Zum Zusammenhang von Biografie(forschung) und Identität vgl. u. a. Alheit 2010; Felden 2023.

Radikalisierungsprozessen wie folgt zusammen: „Als ein gut gesicherter Befund gilt dagegen für beide Phänomenbereiche, dass biografische Krisen eine Relevanz für Hinwendungsprozesse besitzen.“ (Glaser 2017, S. 217). Besondere Anziehungskraft für Jugendliche übt das in extremistischen Ideologien häufig vermittelte Bild einer auserwählten Avantgarde aus, verspricht es doch positiven Selbstbezug und Anerkennung durch das jeweilige radikale Umfeld (vgl. de Koning 2013; Hemmingsen 2010; Roy 2008; Wiktorowicz 2005). Das Angebot der Identitätsbildung tragen neuere rechtsextreme Strömungen in Europa teilweise sogar im Namen, wie die sogenannte „Identitäre Bewegung“, die sich auch in Österreich im letzten Jahrzehnt „etablieren“ konnte (vgl. Bruns/Glösel/Strobl 2016).

- Im Zusammenhang mit islamistischer Radikalisierung und nationalistischem Extremismus mit Auslandsbezug (eine Sammelkategorie für nationalistisch-extremistische Strömungen zumeist in Migrant*innen-Communities) rückt die Bedeutung von Migrationserfahrungen bzw. Migrationshintergrund (häufig in zweiter und dritter Generation) als zusätzliche Herausforderung bei der Bewältigung der Entwicklungsanforderungen im Heranwachsen in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchungen: Böckler und Zick (2015) beschreiben die Adaptation von Gegenidentitäten als Coping-Strategie, um mit aus kultureller „Heimatlosigkeit“ resultierendem Sozialisationsstress umzugehen (vgl. zudem Zick/Roth/Srowig 2018; Herding/Langner 2015). Foroutan (2013) verweist darauf, dass hybride Identitäten⁶ Individuen vor besondere Herausforderungen stellen und vor allem in der Adoleszenz-Phase, in der nach eindeutigen Positionierungen und klar definierten Gruppenstrukturen gesucht wird, oft schwer zu ertragen sind. Hier können Sinn- und Deutungsangebote, die vorgeblich klare Orientierung anbieten, ein hohes Attraktivitätspotenzial entfalten, insbesondere dann, wenn im gesellschaftlichen Kontext kaum positive Teilhabechancen geboten werden.
- Solch unbefriedigte Anerkennungs- und Inklusionsbedürfnisse tragen mitunter dazu bei, dass extremistische Propaganda, die „Schuldige“ für die eigene unbefriedigende Situation präsentiert, auf fruchtbaren Boden fallen kann. Generell können Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen die Hinwendung zu extremistischen Teilhabeangeboten fördern. Entsprechend wird dem Angebot extremistischer Gruppierungen, an einer Gemeinschaft teilhaben zu können, eine hohe Attraktivität zugesprochen (vgl. Herding 2013; Hofinger/Schmidinger 2017; Schmid 2013; Hemmingsen 2010; Mink 2015). Schmid (2013) verweist darauf, dass die Erfahrung von Marginalisierung und Ungerechtigkeit nicht unbedingt selbst gemacht werden muss, sondern auch „adoptiert“ werden kann, um in der Folge die „Verursacher“ stellvertretend für

6 Zum Konzept der Hybridität von Identitäten vgl. Bhabha 2000.

andere zu bekämpfen. Gesamtgesellschaftliche Diskurse, die auf Polarisierung und Ausgrenzung hinwirken, sind auch als wichtige Einflussfaktoren solcher Diskriminierungserfahrungen zu sehen.

- Die Bedeutung von Ideologie bzw. Religion für Radikalisierungsprozesse wird unterschiedlich eingeschätzt, sie dürfte von Person zu Person verschieden großen Einfluss haben (vgl. Frank/Scholz 2023; Schahbasi 2009; Schmid 2013; Mink 2015; Weggemans/Bakker/Grol 2014). In Bezugnahme auf Jugendliche, die mit jihadistischen Gruppierungen sympathisieren, hält etwa Lohlker (2008) fest, dass die Auseinandersetzung mit möglichen Ursachen eher zu de-islamisieren ist, um die sozialen Gründe für extremistische Äußerungen sichtbar zu machen. Die Beispiele von nichtmuslimischen Jugendlichen, die sozusagen direkt in den Dschihadismus konvertierten, weisen ebenfalls darauf hin, dass Religiosität oft nur in begrenztem Ausmaß eine ursächliche Rolle spielen dürfte.
- Wissenschaftliche Studien betonen den großen Stellenwert von Kontakten zu Peers, die sich bereits in extremistischen Milieus bewegen, für den Einstieg in diese Szenen (vgl. Hofinger/Schmidinger 2017; Kleeberg-Niepage 2011; Köttig 2004; Lützing 2010). Soziale Kontakte finden gegenwärtig zu einem beachtlichen Teil über soziale Medien vermittelt statt. Was die Instanzen der politischen Sozialisation von Jugendlichen betrifft, unterscheiden sich verschiedene Formen von Extremismus kaum. Für Rechtsextremismus wie die jihadistische Jugendszene sind das gleichermaßen Familie, Schule, Peergroup sowie Medien (vgl. Kleeberg-Niepage 2012; Manemann 2020; Reinemann et al. 2019).

Extremistische Radikalisierung ist kein ausschließlich männliches Phänomen, sondern betrifft auch Mädchen und junge Frauen. Die Antriebsfaktoren scheinen sich dabei insgesamt wenig zu unterscheiden (vor allem Sinn, Identität, Gemeinschaft), die Lebensrealität und radikalisierten Umsetzungsformen von Männern und Frauen weichen allerdings teilweise beträchtlich voneinander ab (vgl. Hoyle/Bradford/Frenett 2015; Knop 2007; Möller/Maier/Neuscheier 2023; Picart 2015; Röpke 2012).

Auch wenn die in der einschlägigen Forschung identifizierten Risikofaktoren keinesfalls zwangsläufig in extremistische Radikalisierung münden, verweisen Schwierigkeiten bei der Identitätsentwicklung und Bewältigung der Entwicklungsaufgaben im Heranwachsen auf erhöhte Risiken: „Radikalisierungsprozesse keimen dort, wo Propaganda in die Sozialisation sinnstiftend eingreifen kann“ (Böckler/Zick 2015, S. 20; vgl. auch: Kreissl/Leonhardmair/Laufenberg 2014; Precht 2007; Wiktorowicz 2005). Auch dieser Aspekt ist mit den jeweils gegebenen sozialen Kontextfaktoren in Zusammenhang zu bringen, denn jungen Menschen stehen zur Bewältigung der Entwicklungsaufgaben in der Jugendphase unterschiedliche ökonomische, kulturelle und soziale Bedingungen und Ressourcen

zur Verfügung. Die Chancen für eine gelingende Biografisierung sind somit ungleich verteilt (vgl. Hafenegger 2015). Dieser Aspekt verdient bei der Untersuchung von Risiko- und Resilienzfaktoren in Bezug auf extremistische Radikalisierung ebenfalls Beachtung, wobei auch hier von vielfältigen und nichtlinearen Zusammenhängen zwischen Ressourcenausstattung und Radikalisierungsrisiken auszugehen ist.

1.2. Zum Resilienzverständnis der Studie⁷

Resilienzforschung beschäftigt sich – vereinfacht formuliert – damit, unter welchen Voraussetzungen Individuen oder Kollektive (bzw. Systeme unterschiedlicher Art) in der Lage sind, für sie ungünstige Lebensumstände und -perspektiven respektive Gefährdungen und disruptiven Wandel positiv zu wenden bzw. sich mit diesen ungünstigen Bedingungen erfolgreich auseinanderzusetzen, sei es durch Anpassung oder Standhalten. Zugleich ist der Resilienzbegriff ein breit verwendeter Modebegriff, er wird vielfältig und teils auch unspezifisch eingesetzt. Auch an diesem Begriff und den damit verbundenen Konzepten wird Kritik laut, die in dieser Arbeit nicht näher dargestellt und diskutiert werden kann. Dennoch soll auf gewichtige Kritikpunkte verwiesen werden, die etwa in Resilienzdiskursen Strategien der Entpolitisierung wahrnehmen, eine Verschiebung der Prämissen weg von der Gewährleistung von Sicherheit hin zum Managen von Unsicherheit konstatieren und auf die Etablierung von Regimen der Selbstoptimierung und Selbstführung verweisen, wodurch gesellschaftliche Strukturbedingungen in den Hintergrund rücken (vgl. exemplarisch Bröckling 2017; Graefe 2019).

In der vorliegenden empirischen Untersuchung erfolgte zwar zu Beginn eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Resilienzkonzepten, um für das Forschungsthema ausreichend zu sensibilisieren, im Zentrum stand allerdings die verstehend-rekonstruktive Erforschung von protektiven Faktoren, die im lebensgeschichtlichen Verlauf in Wechselwirkung mit der sozialen Umwelt wirksam werden können. Insofern konnte vorab auf eine präzise Definition von Resilienz und die Festlegung des theoretischen Rahmens verzichtet werden. Im Forschungsverlauf wurde deutlich, dass der von Michael Ungar (2004, 2011a und 2011b) ausformulierte sozial-ökologische Zugang ein gegenstandsadäquates Resilienzkonzept anbietet. Ungar argumentiert, dass Forschungsergebnisse, die auf die Uneindeutigkeit positiver wie negativer Entwicklungen in schwierigen Lebensumständen verweisen, eine verstärkte Fokussierung auf soziale und physische Umwelten nahelegen. Er betont, dass Resilienz weniger als individueller Charakterzug zu betrachten ist, sondern „more a quality of the social and physical ecology“ (Ungar 2011b, S. 1) darstellt. Individuelle Widerstandsfähigkeit

7 Das Kapitel entstand unter Mitarbeit von Andrea Fritsche bei der Literaturrecherche.

ist demnach nicht isoliert vom sozialen Kontext betrachtbar, sondern als Bewältigungspotenzial zu verstehen, das sich erst in einem Interaktionsprozess zwischen Individuum und Umwelt spezifisch entfaltet. Daraus resultiert auch die Forderung „to pay far more attention to the complexity introduced by a thorough assessment of the quality of the child’s environment and less to the characteristics of the child him- or herself if resilience is to be nurtured“ (Ungar 2011b, S. 7).

Demnach können die individuellen Ressourcen nur so gut eingesetzt werden, wie die Umwelt es ermöglicht, diese auszudrücken und anzuwenden. Soziale Faktoren wie etwa eine sichere Bindung zu Bezugspersonen, gute Bildungsangebote, eine anregende, sinnerfüllte Arbeit oder eine sichere Nachbarschaft beeinflussen in hohem Umfang mit, ob und in welcher Weise persönliche Ressourcen entwickelt, wahrgenommen und eingesetzt werden können. Diese Perspektive betont somit die gesellschaftliche Verantwortung (vgl. Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2015, S. 215), es geht zentral darum, insbesondere die sozialen, aber auch physische Umwelten ermöglichend zu gestalten. Die Umwelten sind zugleich kulturell⁸ und historisch eingebettet, die Vergleichsgröße einer positiven Entwicklung kann von Kultur zu Kultur differieren. Nicht zuletzt kann es auch Ausdruck von Resilienz sein, wenn dominanten kulturellen Normen widerständig entgegengetreten wird (Ungar 2011b, S. 9 f.).

In der Auseinandersetzung mit Resilienz gegen Extremismus zeigt sich der Begriff der „hidden resilience“ (u. a. Ungar 2004) bzw. „sozial problematischen“ Resilienz (vgl. Wieland 2011, S. 195) als bedeutsam: Ungar (2011a) führt aus, dass auffälliges Verhalten wie Selbstverletzung, Straffälligkeit etc. auch als durch den Lebenskontext bzw. die Herkunftskultur geprägte verborgene Form von Resilienz deutbar ist. Demnach zeigen sogenannte Problemkinder durch eines oder mehrere von vier Ds („dangerous, delinquent, deviant, and disordered“ – Ungar 2011a, S. 151) Resilienz anders als im konventionellen Weg der vier Cs („competent caring contributors to their communities“ – ebd., S. 152). Die Bewertung von Resilienzstrategien ist widersprüchlich, denn:

„Resilienz als gute und stabile Kontrollüberzeugung kann für andere Menschen lästig bzw. schädlich und sogar vor dem Hintergrund ethischer Normen fragwürdig sein.“
(Wieland 2011, S. 195)

Wenn sich etwa Jugendliche Kontrollüberzeugung dadurch sichern, dass sie Angst und Schrecken verbreiten, dann lässt sich das als Ausdruck von Resilienz deuten. Allerdings verweist Wieland darauf, dass bei der Bewertung dieser Form von Resilienz deren schädigende Auswirkungen auf andere Menschen mitzubedenken sind (vgl. ebd.). Selbstbehauptung durch extremistische Überzeugungen

8 Kultur wird definiert als „the everyday practices through which individuals and groups manifest a set of shared values, beliefs, language, and customs“ (Ungar 2011b, S. 9).

und Handlungen kann als Ausdruck von Resilienz verstanden werden, wenn sie der extremistischen Person dabei hilft, Kontrollerfahrung zu gewinnen und Selbstwirksamkeit zu erleben. Es bleibt sozial problematische bzw. mit den geltenden gesellschaftlichen Normen und Grundwerten in Widerspruch stehende Selbstbehauptung. Mitunter kann die Bewertung von Resilienzstrategien eine Positionierung gegenüber geltenden Rechtsnormen bzw. mehrheitlich getragenen ethischen Normen abverlangen (vgl. ebd.), etwa wenn es um Widerstand von benachteiligten Bevölkerungsgruppen gegen unterdrückende gesellschaftliche Strukturen geht. Ein normativ ausschließlich positiv aufgeladenes Verständnis von Resilienz erscheint vor diesem Hintergrund verkürzt und galt es in der empirischen Analyse zu vermeiden.

Wenn Resilienz als Ergebnis vielschichtiger und nichtlinearer Prozesse zu betrachten ist, dann gilt auch nicht: einmal resilient, immer resilient, denn sich verändernde Kontexte führen neue Chancen oder Risiken mit sich. Genauso wenig lässt sich trennscharf zwischen Risiko- und Schutzfaktoren unterscheiden, vielmehr ist von einem „dynamischen[n] Wechselspiel beider Einflussfaktoren in individuellen Biographien“ (Opp et al. 1999, S. 16, zit. n. Kramer 2007, S. 80) auszugehen. Um diese Veränderungen von Risiken und Resilienz im Lebensverlauf in den Blick nehmen zu können, wurde ein wissenschaftlicher Zugang gewählt, der biografische Verläufe in ihrer sozialen Einbettung und im gesellschaftlichen Kontext zu rekonstruieren erlaubte. Konkret wurde dies über Ansätze rekonstruktiver Biografieforchung realisiert, da diese in besonderem Ausmaß ermöglichen, „die fallbezogene prozesshafte Komplexität von Entwicklungsverläufen in den Blick zu nehmen“ (Kramer 2007, S. 80). Nicht zuletzt rückt damit das Zusammenspiel von Risiko- und Resilienzfaktoren in den Mittelpunkt der empirischen Forschung, d. h., der Fokus lag nicht ausschließlich auf Letzteren, auch wenn ihnen in der vorliegenden Studie besonderes Augenmerk geschenkt wurde.

2. Forschungsdesign und Methodik

Hemma Mayrhofer

Wie eingangs konstatiert, lässt sich aus den vorliegenden wissenschaftlichen Befunden ableiten, dass bei der Erforschung von Resilienz gegen Extremismus eine Fokussierung auf die individuelle Ebene zu kurz greift. Gefragt ist eine Perspektive, die lebensgeschichtliche Verläufe in ihrer sozialen Einbettung und unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Kontextes zu rekonstruieren und verstehen erlaubt (vgl. Frank/Glaser 2018). Solch einen Blick auf biografische Erfahrungen und Entwicklungswege ermöglichen in besonderer Weise rekonstruktive Verfahren der Biografieforschung,

„[...] [d]enn in der Biographie zeigt sich die wechselseitige Verwobenheit von institutionalisierten Ablaufmustern des Lebenslaufs, historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen und den Entwicklungen des Individuums und dessen subjektiven Umgangsweisen mit diesen Verhältnissen“ (Riegel 2018, S. 566).

Über qualitativ-rekonstruktive Auswertungsverfahren kann erschlossen werden, wie der Erzähler bzw. die Erzählerin Ereignisse im Lebenslauf verarbeitet hat (vgl. Fuchs-Heinritz 2009). Sie ermöglichen es,

„[...] die Wirksamkeit von Sozialisationsinstanzen, die lebensgeschichtliche Konstituierung von Sinn und Bedeutung im vergangenen Lebensalltag in der Familie, der Nachbarschaft, in den pädagogischen Institutionen und die daraus entstehenden subjektiven Verarbeitungsformen [zu] analysieren [...]“ (Krüger 2006, S. 14).

Dies erlaubt auch über den Einzelfall hinaus relevante Erkenntnisse über biografische Lern- und Bildungsprozesse (vgl. Bartmann/Tiefel 2008). Die vorliegende Studie zu Resilienz gegen Extremismus wählte deshalb einen biografischen Forschungsansatz, da die soziale Einbettung bzw. der Einbezug der Lebensumwelt der jungen Menschen von großer Bedeutung für ein komplexes Modell von Resilienz gegenüber extremistischen Sinnangeboten ist (vgl. Moldenhauer 2014). Umso bemerkenswerter erscheint, dass in der sozialwissenschaftlichen Biografieforschung entsprechende Forschungsinhalte kaum (explizit) eine Rolle spielen.¹

1 So kommt etwa in dem von Lutz/Schiebel/Tuider (2018) herausgegebenen Handbuch Biografieforschung das Wort Resilienz kein einziges Mal vor, wie eine entsprechende Suche durch das 800-seitige eBook aufzeigt.

2.1. Erhebungsmethoden, Sampling und Erfahrungen mit dem Feldzugang

Der Forschungsfokus lag auf Lebensgeschichten junger Erwachsener, bei denen ein erhöhtes Ausmaß an Gefährdung extremistischen Sinnangeboten gegenüber anzunehmen war und die eine Affinität diesen gegenüber erkennen ließen, sich ihnen aber schlussendlich nicht zuwandten oder früh wieder davon distanzieren bzw. denen es gelang, aus dem Radikalisierungsprozess wieder auszusteigen. Dadurch sollte ausreichend gewährleistet werden, dass nicht nur Risiko-, sondern auch Resilienzfaktoren empirisch erfassbar werden. Nicht angestrebt wurden somit Interviews mit Personen, die sich entweder gar nie einer nennenswerten extremistischen Gefährdung gegenüber sahen oder die sich sehr umfassend radikalisiert hatten, auch wenn sich in der Umsetzung zeigte, dass diese Grenzziehungen nur annäherungsweise möglich waren.

Alle interviewten Personen waren ehemalige Nutzer*innen von Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit, da Interventions- und Wirkmöglichkeiten Offener Jugendarbeit in den biografischen Verläufen der jungen Menschen in Hinblick auf den zweiten Studienteil zu Biografiearbeit in der Offenen Jugendarbeit von Interesse waren. Der Feldzugang wurde entsprechend über die ins Projekt eingebundenen Einrichtungen Offener Jugendarbeit realisiert, diese vermittelten Kontakte zu vor allem ehemaligen Nutzer*innen ihrer Einrichtung, auf die die oben beschriebenen Merkmale möglichst weitgehend zutrafen.

In den Erhebungen kam die Methode des narrativ-biografischen Interviews nach Schütze (1983; vgl. auch Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014; Küsters 2009) zur Anwendung, das ein dreiteiliges Vorgehen vorsieht: Am Anfang steht eine allgemein gehaltene Erzählaufforderung und die Stegreiferzählung der interviewten Person (= Biograf*in). Der zweite Teil des Interviews zielt darauf ab, das tangentielle Erzählpotenzial auszuschöpfen, er wird durch narrative, gesprächsimmanente Nachfragen strukturiert. Der dritte Teil umfasst zum einen Nachfragen zu Aspekten, die bislang noch nicht thematisiert wurden und an die auch im zweiten Interviewteil nicht angeschlossen werden konnte. Zum anderen besteht er aus Aufforderungen zur abstrahierenden Beschreibung von Zuständen, Abläufen und Zusammenhängen. Neben Nachfragen, die den*die Biograf*in zu Resümees bzw. Selbstevaluierungen über das eigene Leben stimulieren sollten, wurden dem Forschungsinteresse der Studie BI:JU entsprechend auch Nachfragen integriert, die Interventionen durch Jugendarbeiter*innen und deren Relevanz für das Verhältnis des Biografen bzw. der Biografin zu extremistischen Sinnangeboten zum Inhalt hatten.

Die biografischen Erhebungen wurden durch weitere methodische Ansätze im Sinne einer „between-method“-Triangulation (Flick 2011b, S. 56; Schneider 2014) ergänzt: Konkret wurden ergänzend Netzwerkkarten (vgl. Schwinger 2016) mit den interviewten Personen erhoben, die das Beziehungsnetzwerk der jungen

Menschen differenziert erfassten und visualisierten und so wichtige zusätzliche Daten generierten. Zugleich wurde im Interviewsetting geprüft, inwieweit die Bedeutung sozialer Medien in der Identitätsbildung bzw. als Einflussfaktor für den biografischen Verlauf in den Erhebungen erfasst werden kann. Die interviewten Personen wurden gefragt, ob gespeicherte Spuren der „digitalen Biografie“ zugänglich gemacht und für ergänzende Auswertungen gesichert werden können (z. B. frühere Postings auf Facebook etc., denen von der befragten Person biografische Relevanz gegeben wird).

Wenn die befragte Person einverstanden war, dann wurden die Erhebungen um ein themenzentriertes Leitfadenterview (im Sinne episodischer Interviews – vgl. Flick 2011a) zum*zur konkreten Biograf*in mit einer wichtigen Bezugsperson der Offenen Jugendarbeit erweitert.

Auch wenn bereits in der Projektentwicklung berücksichtigt wurde, dass Kontakte zu ehemaligen Nutzer*innen Offener Jugendarbeit mit früherer Extremismusaffinität nicht so einfach herstellbar sein würden, erwies sich die Realisierung der Interviews als noch deutlich herausfordernder als vermutet. Faktisch erschwerten vor allem zwei Faktoren den Zugang zu den jungen Menschen:

- Erstens verfügten die Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit häufig über keine Kontaktdaten mehr zu ehemaligen Nutzer*innen ihrer Angebote (das Problem war bereits aus der KIRAS-Studie JA_SICHER bekannt – vgl. Mayrhofer 2017b).
- Zweitens – und das erschien der wesentlich bedeutsamere Faktor zu sein – wollte sich der überwiegende Teil der jungen Menschen nicht mehr mit der abgeschlossenen schwierigen Lebensphase auseinandersetzen, sondern lieber in der gegenwarts- und zukunftsorientierten Lebensperspektive bleiben.

Im Feldzugang waren deshalb sehr lange Vorlaufzeiten notwendig, mit viel Geduld und durch Erstreckung des Erhebungszeitraums gelang es aber, die angestrebte Zahl biografischer Interviews zu erreichen. Dies ist insbesondere dem großen Engagement der Projektpartner*innen der Offenen Jugendarbeit und der Beratungsstelle Extremismus zu verdanken, sie waren über ungefähr ein Dreivierteljahr hinweg beständig bemüht, Kontakte zur Zielgruppe der Interviews zu erschließen.

- In Summe konnten 17 narrativ-biografische Interviews mit jungen Menschen geführt werden, die der definierten Zielgruppe ausreichend entsprechen.
- Mit zwölf der interviewten Personen wurden auch Netzwerkkarten erhoben. Dieser integrierte Erhebungsansatz zur Visualisierung des Kontaktnetzwerks zur Zeit der Nähe zur extremistischen Szene bzw. zu ebensolchem Gedankengut erwies sich als sehr gewinnbringend – auch für manche befragte Personen, da die Visualisierung teils überraschende Einsichten ermöglichte.

- Nicht möglich war es, gespeicherte Spuren der „digitalen Biografie“ aus der Zeit mit Kontakt zur extremistischen Szene zugänglich zu machen, da die Posts etc. in der Regel gelöscht worden waren. Teils wurden die über soziale Medien erhaltenen und geschickten Posts aber in den Interviews detailliert beschrieben und konnten so in die Forschung einfließen.
- Zu elf Personen konnten Gespräche mit Jugendarbeiter*innen geführt werden, zu denen die interviewten jungen Menschen in Kontakt standen (und teilweise noch immer stehen) und die sie teils in schwierigen Situationen unterstützten.

Der Einbezug von Personen mit spezifischen Sprachkenntnissen war im Studienkonzept angedacht gewesen, erwies sich aber als nicht notwendig, da mit allen Personen, zu denen die Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit Zugänge für Interviews erschließen konnten, das Gespräch sehr gut auf Deutsch zu führen war. Deshalb konnte auf die Einbindung weiterer Interviewer*innen verzichtet werden. Alle Interviews wurden somit vom Kern-Forschungsteam durchgeführt. Dies trug zur Gewährleistung einer möglichst hohen Qualität der methodisch anspruchsvollen Erhebungen bei.

Die Interviews wurden mit Zustimmung der befragten Personen aufgezeichnet (Audioaufnahmen) und zur Vorbereitung der Auswertung unter Wahrung datenschutzrechtlicher Bestimmungen transkribiert.

2.2. Auswertung der Interviews mittels Narrationsanalyse

Die Auswertung der narrationsorientierten biografischen Interviews basiert auf den theoretischen Grundannahmen einer interpretativen Methodologie. Das konkrete Interpretationsverfahren wurde im KIRAS-Projekt JA_SICHER in freier Anlehnung an die von Schütze (1983; vgl. auch Riemann 1987; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014), aber auch von Rosenthal (2005) entwickelten narrationsanalytischen Verfahren ausgearbeitet. Das methodische Verfahren (vgl. Mayrhofer 2017b) erwies sich mit geringfügigen, den Forschungsfokus betreffenden Adaptationen als dem Zweck und Datenmaterial bestens entsprechend. In der Detailanalyse wurde jede Textsequenz in einem Arbeitsschritt aus drei verschiedenen, aufeinander aufbauenden Analysefokussen betrachtet (vgl. Mayrhofer 2017b, S. 120 ff.):

1. Formale Gestalt und thematischer Schwerpunkt der Texteinheit (deskriptive Erkundung der Textstelle): Welche Rahmung gibt die Erzählauforderung bzw. Frage der interviewenden Person vor? Welche formale Gestalt weist die Textstelle auf? Wie lassen sich die Inhalte paraphrasieren und in welcher Ausführlichkeit werden sie behandelt? Welche Verknüpfungen von Inhalten und Textsorten zeigen sich? Welche Akteur*innen tauchen auf? Welche sonstigen ‚Auffälligkeiten‘ zeigen sich in der Textstelle?

2. Herausarbeitung der Prozessstrukturen des Lebensablaufs: Welche allgemeinen biografischen Daten sind in der Textstelle auffindbar und welche Möglichkeiten bzw. Begrenzungen für die Entwicklung des Lebensablaufs könnten daraus erwachsen? Welche Verlaufsstrukturen der Lebensphasen/Entwicklungspfade lassen sich rekonstruieren? Welche einwirkenden Faktoren, Auslöser/Impulse für Veränderungen werden erkennbar? Welche Rolle(n) nimmt der*die Biograf*in ein? Welche anderen Akteur*innen tauchen in welchen Rollen auf und wie wirken die Beteiligten zusammen? Welche Ressourcen können mobilisiert werden? Was sind ermöglichende und hemmende Faktoren bzw. Rahmenbedingungen für die persönliche Entwicklung und Lebensgestaltung? Wie ist die Phase in den Gesamtverlauf der Lebensgeschichte eingefügt?
3. Analyse der Selbsteutungen und -bewertungen, Rekonstruktion retrospektiver Sinngebungsprozesse: Wie positioniert sich die Person zur eigenen Lebensgeschichte, welche sinnhaften Orientierungen, Verarbeitungs- und Sinngebungsprozesse, (De-)Legitimationen, Ausblendungen/Verdrängungen etc. werden sichtbar?

Ergänzend fanden in der Analyse Interventions- und Wirkmöglichkeiten Offener Jugendarbeit gesonderte Aufmerksamkeit, da sich der zweite Studienteil von BI:JU zum Ziel setzte, Ansätze der Biografiearbeit zur Radikalisierungsprävention in der Offenen Jugendarbeit in Österreich weiterzuentwickeln und ihre Etablierung zu fördern (vgl. Kapitel 1).

Im Rahmen der Datenauswertungen waren zwischen November 2019 und Februar 2020 vier halbtägige Forschungswerkstätten gemeinsam mit Vertreter*innen der Beratungsstelle Extremismus (BEX/BOJA) durchgeführt worden. Diese Maßnahme zur Qualitätssicherung der Dateninterpretation erwies sich als sehr gewinnbringend.

An die detaillierte Analyse der Lebenserzählung der betroffenen Person, die durch Zwischenzusammenfassungen und eine Endzusammenfassung strukturiert wurde, schloss die Analyse der Netzwerkkarte an. Danach erfolgte eine inhaltsanalytische Auswertung des Interviews mit dem*der Jugendarbeiter*in, sofern ein solches vorlag. Abschließend wurden die Ergebnisse aller methodischen Zugänge pro Fall im Sinne einer Ergebnistriangulation zusammengeführt und mit den anderen Fallrekonstruktionen einer komparativen Analyse unterzogen.

Aufgrund des vielfältigen und umfangreichen empirischen Materials sowie der Kombination verschiedener Auswertungsmethoden erwiesen sich die detaillierten Fallrekonstruktionen als sehr zeitintensiv. Deshalb wurden letztendlich nicht – wie ursprünglich geplant – fünf, sondern lediglich vier umfassende Fallinterpretationen und -rekonstruktionen realisiert. Ergänzend wurden zu weiteren

fünf erhobenen Interviews Kurzauswertungen durchgeführt. Die Analysen dieser biografischen Gespräche lieferten differenzierte und komplexe Erkenntnisse zu Risiko- und Resilienzfaktoren gegenüber Extremismus im biografischen Verlauf und in Wechselwirkung mit dem sozialen Kontext. Sie werden in den folgenden Kapiteln ausführlich dargestellt.

3. Fallstudie „Hannes“: familiärer Rückhalt, berufliche Integration und professionell begleitete Distanzierung

Hemma Mayrhofer

Die biografischen Eckdaten eines 19 Jahre jungen Mannes, dem in der Auswertung das Pseudonym „Hannes“ zugeordnet wurde, lassen sich wie folgt umreißen: Hannes wächst die ersten beiden Jahre bei seinen leiblichen Eltern in einem städtischen Umfeld auf. Der Vater ist Facharbeiter und beruflich häufig unterwegs, die Mutter geht Hannes' Darstellung zufolge keiner Erwerbstätigkeit nach und nimmt aufgrund einer Suchterkrankung die elterlichen Sorgepflichten ungenügend wahr. Mit zwei Jahren kommt Hannes unter Einschaltung von Jugendamt und Gericht zu Onkel und Tante, die in der Folge zu seinen Pflegeeltern werden. Er wächst die weitere Kindheit und Jugend bei ihnen und dem älteren Sohn des Paares in einer eher ländlich geprägten Region auf. Im Alter von 14 Jahren lernt er über seine leibliche Mutter – sie ist zwischenzeitlich wohnungslos geworden – etwas ältere Jugendliche kennen und wird gemeinsam mit ihnen von der Polizei beim Cannabiskonsum ertappt. Als Konsequenz muss Hannes ein Jahr lang regelmäßig Drogentests absolvieren. Mit 15 Jahren beginnt er eine Lehre als Metalltechniker in einem großen Industriebetrieb, in dem auch sein Onkel bzw. Pflegevater arbeitet. Im gleichen Alter wird er über seine Mutter Mitglied einer rechtsextremen Gruppe und gehört ihr zwischen einem halben und einem Jahr an. Er ist 16 Jahre alt, als die Polizei gegen ihn wegen Körperverletzung, Wiederbetätigung und Verhetzung ermittelt. Hannes kommt mit Bewährung und Geldbußen davon und bricht die Kontakte zur rechtsextremen Gruppierung ab, zu seiner Mutter steht er danach sporadisch in Kontakt. Wenige Monate vor dem Interview kann er seine Lehre erfolgreich abschließen und arbeitet nun im gleichen Industriebetrieb als Facharbeiter. Seit kurzem lebt er auch in einer Beziehung.

3.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview

Im Folgenden werden der Interviewverlauf sowie die Art und Weise, in der der Biograf sein Leben in diesem Gespräch darstellt, zusammengefasst. Die Erzählaufforderung zum zweistündigen Interview greift einen Impuls aus dem Vorgespräch auf und Hannes wird gebeten, von seiner Kindheit zu erzählen. Es folgt eine sehr kurze Stegreiferzählung von eineinhalb Minuten, die vor allem

aus einer Gemengelage aus Berichten mit niedrigem Narrationsgehalt, Evaluierungen und verdichteten Situationsbeschreibungen besteht. Der Biograf beginnt mit einem zentralen frühkindlichen Ereignis, das genau genommen vor seiner eigenen Erinnerung liegt: mit seiner Herausnahme aus der Ursprungsfamilie und der Unterbringung bei den Pflegeeltern. Geringfügig ausführlicher erzählt er das Schlüsselereignis, das zur Kindesabnahme führt. Das Ereignis steht am Anfang einer längeren Lebensphase, welche die gesamte Kindheit und große Teile der Jugend bis zum Alter von 16 Jahren zu umfassen scheint. Die Stegreiferzählung dreht sich im Wesentlichen um die leibliche Mutter und ein wenig um den leiblichen Vater, die aus unterschiedlichen Gründen nicht für ihn sorgen können. Hannes schließt die Eingangserzählung zu seiner Kindheit mit der Erzählcodas ab: „Sonst, was gibt's no? Foit ma glaub i nimmer wirklich wos ein.“ (18/2:30f.). Große Lebensbereiche bleiben zunächst fast völlig unbestimmt: Über die Kindheit und Jugend bei den Pflegeeltern ist noch kaum etwas bekannt, über die Schulzeit und Lehre gar nichts.

Im gesprächsimmanenten Nachfrageteil wird der Biograf zwar punktuell etwas ausführlicher, bleibt aber weiterhin überwiegend knapp. Die Interviewerin führt das Gespräch zurück in die Kindheit und fragt nach den ersten Kindheits-erinnerungen. Hannes erwähnt das Schlagwort „Kindergarten“ und fügt noch den Verweis auf seine „ganzen Freunde“ hinzu, springt dann aber sofort wieder zu den Enttäuschungserfahrungen mit der Mutter. Auch bei seiner Antwort auf die Nachfrage nach Erinnerungen an seine Kindheit bei den Pflegeeltern bleibt als negative Kontrastfolie zu diesen seine Mutter im Hintergrund präsent. Hannes übernimmt danach die thematische Führung im Interview und berichtet von seinem Weg in die Delinquenz – und ist auch hier bald wieder bei der Rolle seiner Mutter in diesem Prozess. Der Interviewverlauf macht vor allem in der ersten Hälfte den Eindruck, als ob sich die schwierigen Erfahrungen mit seiner Mutter ständig ins Zentrum drängen und alle anderen berichteten Erlebnisse und Erinnerungen überschatten.

Das Gespräch kreist nachfolgend längere Zeit um verschiedene Stadien und Facetten der delinquenten Lebensphase und der strafrechtlichen Verfolgung durch die Polizei. Durch Nachfragen der Interviewerin wird etwas mehr über die rechtsextreme Gruppe sowie Hannes' eigene Rolle und Aktivitäten in dieser Zeit in Erfahrung gebracht, auch wenn sich der Biograf bei diesen Themen durchgängig bedeckt zu halten versucht. Ausführlicher lässt er sich auf unterschiedliche Details der strafrechtlichen Verfolgung, insbesondere der Vernehmungen durch die Polizei, ein. An den entsprechenden Stellen gewinnt das Interview vergleichsweise hohe Narrativität. Gleiches gilt für spätere Interviewabschnitte, in denen Hannes über einzelne Maßnahmen der Distanzierung im Rahmen der Bewährungshilfe erzählt. Dagegen bleiben Interviewpassagen, die sein Aufwachsen bei den Pflegeeltern und seine regelmäßigen Kontakte zum leiblichen Vater thematisieren, durchwegs knapp gehaltene verdichtete Situationsbeschreibungen. Im

Gegensatz zu den Stellen, die Hannes' Aktivitäten in der rechtsextremen Gruppe zum Inhalt haben, erwecken sie aber weniger den Eindruck, als wolle er nicht davon erzählen. Vielmehr wirkt es so, als habe er zur Kindheit und Jugend bei Pflegeeltern und Vater (noch) kaum lebensgeschichtliche Erzählungen entwickelt.

Es folgt eine durch Fragen strukturierte Interviewpassage, die auf Resümees, retrospektive Deutungen und Selbstevaluierungen abzielt. Danach lenkt die Interviewerin das Gespräch auf Kontakte des Biografen zur Offenen Jugendarbeit in seiner Heimatregion, die auch das Interview vermittelt hatte. Diese somit offensichtlich vorliegenden Kontakte waren von Hannes selbst bislang nicht thematisiert worden. Der Gesprächsabschnitt des narrationsorientierten lebensgeschichtlichen Interviews wird durch resümierende Nachfragen einerseits zu Aspekten und Unterstützungsangeboten, die als besonders hilfreich erlebt worden waren, und andererseits zu Empfehlungen, die der Biograf anderen aus seinen Erfahrungen mitgeben möchte, abgeschlossen. Es folgen Erklärungen zum Zeichnen der Netzwerkkarte sowie das begleitende Gespräch während des Zeichenvorgangs.

3.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik

Die biografische Verlaufsdynamik wird in ihrer Grundstruktur bereits in der kurzen Stegreiferzählung umrissen: Zu Beginn steht ein massiver Bruch mit dem erwartbaren Aufwachsen bei den „leiblichen Eltern“, wie Hannes sie selbst bezeichnet. Das Ereignis im Lebensalter von zwei Jahren steht am Anfang einer längeren Lebensphase, die die gesamte Kindheit und große Teile der Jugend umfasst. Die frühkindliche Verlaufskurve – es handelt sich dabei um eine biografische Prozessstruktur, die nach Schütze (1984, S. 92) durch übermächtige lebensgeschichtliche Ereignisse gekennzeichnet ist und in ihrer negativen Ausprägung „im Modus des Erleidens“ (Kramer 2007, S. 89) erfahren wird – erhält im konkreten Fall durch die Herausnahme aus der Ursprungsfamilie eine Wendung. Es folgt eine längere, überwiegend stabile Lebensphase des Heranwachsens in der Pflegefamilie, in der ein institutionelles Ablaufmuster im familiären Umfeld und schulischen Kontext überwiegt. Diese Form der Prozessstruktur zeichnet sich dadurch aus, dass „die biografischen Orientierungen dominant auf stabile gesellschaftliche Institutionalisierungsmuster bezogen sind“ (ebd.).

Parallel dazu lässt Hannes' Lebenserzählung allerdings immer wieder die leibliche Mutter als potenziellen Störfaktor erkennbar werden. Auf den Entwicklungspfad des Biografen scheinen somit zwei gegenläufige Kräfte einzuwirken: stabilisierende durch die Pflegeeltern, destabilisierende durch die leibliche Mutter. Während lange Zeit die Pflegeeltern als dominanter Einflussfaktor erscheinen, ändert sich dies in der Altersspanne zwischen 14 und 16 Jahren. Bemerkenswerterweise steht am Anfang dieser Phase Hannes' Ausführungen zufolge erstmals

ein biografisches Handlungsschema, nämlich sein erstmaliger Versuch, aus eigenem Antrieb zu seiner Mutter Kontakt zu suchen. Der Kontakt mündet aber in eine negative Verlaufskurve der Ereignisverstrickung, die kurzfristig durch den ersten Polizeikontakt infolge des Drogenkonsums eine Wendung zu erfahren scheint. Bald darauf beginnt sich aber nach neuerlicher Kontaktaufnahme mit der Mutter die Abwärtsspirale wieder zu drehen. Es folgt eine Zeit der Delinquenz, die allerdings zugleich durch die mit Lehre und Beruf verbundenen institutionellen Ablaufmuster und -erwartungen gegenläufig beeinflusst wird.

Erneut lassen sich die diesmal deutlich massiveren polizeilichen Interventionen als Wendepunkt in Hannes' Lebensablauf erkennen. Er kommt durch die strafrechtliche Belangung (polizeiliche Untersuchung, gerichtliches Verfahren und Probezeit mit Bewährungshilfe) zunächst in einen institutionell bestimmten Prozess. Dieser löst zugleich unterschiedliche private und professionelle Unterstützungsmaßnahmen aus, die eine positive Verlaufskurve (vgl. hierzu Schütze 1983, S. 288) in Gang setzen, indem sie dem Biografen neue Möglichkeitsräume für Reflexions- und Handlungsaktivitäten eröffnen und so einen Wandlungsprozess initiieren. Der Lebensabschnitt geht in eine vorrangig durch Arbeit und Familie strukturierte Lebensphase über, die aktuell durch den Lehrabschluss, die erste Beziehung und eigene Wohnung an Autonomie gewinnt.

Nachfolgend werden einzelne Lebensphasen im Detail rekonstruiert und die Prozessdynamiken herausgearbeitet sowie für Resilienz- und Risikoaspekte relevante Wirkzusammenhänge rekonstruiert.

3.3. Kindheit und frühe Adoleszenz

Das auslösende Ereignis für die Herausnahme des Kindes aus der Herkunftsfamilie im zweiten Lebensjahr von Hannes wird zu Beginn der Lebenserzählung als Schlüsselereignis für das weitere Leben markiert. In folgenden Sätzen fasst Hannes die Erfahrung des Verlassenwerdens von der eigenen Mutter zusammen:

„D' Mama hod gsogt, sie foahrt Tschick hoin oder irgendsowas und is daunn auf d' Love Parade nach Wien gfoahn. [...] Und sie is daunn a Wochn net zruck kumma.“
(I8/2:15 ff.)

Diese archetypische Erzählung des abschiedslosen Verschwindens („ging Zigaretten holen und kam nicht mehr zurück“) lässt sich als narrativer Topos beschreiben, der vor allem auf den nicht vorhersehbaren bzw. nicht berechenbaren Aspekt der Verlassenshandlung fokussiert: Alles wirkt ganz normal, doch plötzlich kehrt eine Person nicht mehr von einer alltäglichen kurzen Besorgung zurück und lässt die Zurückgelassenen in Ungewissheit über den Aufenthaltsort und das Befinden. Erklärt wird die unberechenbare Handlung der Mutter durch ihre schwere

Suchterkrankung („stoark drogenabhängig“). Hannes führt damit die Grunderfahrung des Im-Stich-gelassen-Werdens durch seine Mutter nicht darauf zurück, dass sie ihn nicht liebe, sondern darauf, dass sie krank und willensschwach und durch den Drogenkonsum nicht sie selbst sei. Die überwiegende Abwesenheit des leiblichen Vaters hingegen wird mit seinen beruflichen Verpflichtungen, mit denen entfernte und immer wieder wechselnde Arbeitsorte einhergehen, erklärt und als legitim und unveränderbar hingenommen – als nicht hinterfragtes Faktum.

Auf Nachfrage der Interviewerin geht Hannes kurz auf den Prozess der Herausnahme des Kindes aus der Ursprungsfamilie und die Rolle von Gericht und Jugendamt dabei ein. Demnach realisieren der leibliche Vater, die erweiterte Familie, Jugendamt und Gericht eine ressourcenorientierte und kindzentrierte Lösung, die Hannes die Möglichkeit bietet, in einem ihm schon vertrauten Umfeld aufzuwachsen, in dem bereits familiäre Strukturen vorhanden sind, da das Ehepaar einen eigenen, um acht Jahre älteren Sohn hat. Zugleich stellt die räumliche Entfernung vom Lebensmittelpunkt der Mutter Hannes' Ausführungen zufolge einen Mitgrund für die Entscheidung dar, ihn zu den etwas weiter entfernt lebenden Verwandten in Pflege zu geben. Damit soll die Möglichkeit der leiblichen Mutter, zu ihrem Sohn Kontakt aufzunehmen, reduziert oder zumindest besser kontrollierbar werden (etwa keine spontanen Besuche mitten in der Nacht). Die Mutter scheint im gesamten Prozess der Lösungsfindung eher außen vor zu bleiben.

Die Kindheit zeigt sich vom thematischen Kreis „abwesende drogenkranke Mutter“ überschattet. Dagegen tritt das restliche – durchaus vorhandene – familiäre Beziehungs- und Unterstützungsnetzwerk aus Tante und Onkel, Vater und teilweise auch Großeltern in den Hintergrund. Diesen Eindruck erweckt zumindest Hannes' Lebensdarstellung zu Beginn, auch wenn sich mit fortschreitendem Gespräch stabile Beziehungen zu den anderen Familienmitgliedern erkennen lassen. Fokussiert wird zunächst stark auf die schwierige Beziehung zur Mutter, die ihm immer wieder in Aussicht gestellt und dann vorenthalten wird. Hannes erscheint die gesamte Kindheit und Jugend in dieser Ereignisverstrickung gefangen zu sein, die ständig aufs Neue enttäuschte Hoffnung präsentiert sich als zentrale (erinnerte) Kindheitserfahrung, wie folgender Interviewausschnitt exemplarisch verdeutlicht:

„[...] und do hod des a mit de Treffen so richtig aufgaungt, mit der Mama. Wo sie daunn net kumma is und des hod jedes Moi immer weh tau. Daunn hob i scho gsogt, i wü kan Kontakt mehr mit ihr. Und daunn hods die Tante aungruafn, daunn woit i nimma reden mit ihr. Daunn is owa auf amoi kumma und daunn wieder goar nimma. [...] Oder es san Geschenke verschickt worden, de wos nie aukumma san oder so. Weil de hod da Postler verloren oder (*eine Sekunde Pause*), is hoit mir immer so erklärt worden. Owa die san hoit nie kumma, weils woahrscheinlich a nie wegggeschickt woan san (*B lacht*).“ (I8/3:11 ff.)

Das Zitat zeigt zunächst beispielhaft auf, dass Hannes in Bezug auf seine Mutter Erfahrungen des Schmerzes offen thematisieren kann: „[...] des hod jedes Moi immer weh tau“. Zudem werden in seinen Berichten und Evaluierungen schon früh Versuche erkennbar, sich selbst vor diesen ständig auf Neue enttäuschten Beziehungsankündigungen durch die Mutter zu schützen und ein gewisses Maß an Kontrolle über die Situation zu gewinnen. Einerseits werden die Erwartungen an eine Begegnung mit der Mutter schon im Voraus gedämpft bzw. stellt sich Hannes auf eine neuerliche Enttäuschung dieser Erwartungen ein. Andererseits berichtet er in der zitierten Interviewstelle von seiner Weigerung, mit seiner Mutter zu sprechen. Daraufhin dürfte sie ihn allerdings unerwartet tatsächlich besucht haben, die Verweigerung des Sohnes scheint sie zu außergewöhnlichen Leistungen befähigt und zugleich dessen Schutzstrategie wieder zunichte gemacht zu haben. Doch selbst bei dieser Begegnung war die Hannes' Erinnerungen zufolge damals unter Drogeneinfluss stehende Mutter offenbar nicht wirklich in der Lage, mit ihrem Sohn in eine Beziehung zu treten. Hannes benennt sein Gefühl der Inkongruenz, nimmt ihr die Mutterrolle nicht ab, erlebt sie als nicht authentisch: „Und sie woit hoit wieder a weng auf heilige Mama spün. Ma hod hoit gmerkt, dass wos net passt hod.“ (I8/4:2 f.).

Trotz des massiven Einschnitts in der frühen Kindheit und der schwierigen Beziehungskonstellation zwischen Mutter und Sohn wirkt die Lebensphase bei den Pflegeeltern bis zur Jugend insgesamt eher ruhig und stabil. Über seine Pflegeeltern redet Hannes von sich aus relativ wenig, sie scheinen selbstverständliche Stütze im Hintergrund zu sein und an seiner Seite zu stehen, wenn er sie braucht und in Not ist. Er bewertet sie als wichtige Menschen in seinem Leben, die die Rolle der Mutter übernommen und diese nahtlos „abgelöst“ hätten. Hannes bezeichnet sie immer wieder auch als „Mama“ und „Papa“ bzw. spricht von ihnen als seinen „Eltern“, er gehört gemeinsam mit dem älteren leiblichen Sohn der Zieheltern zum „Wir“ dieser Familie:

„Es woar nie-/ net so, wie waunn i jetzt hoit a irgendwie dazuaemma war, sondern afoch wie waunn's von Aufaung a so war (= wäre, *Anm. d. Verf.*).“ (I8/16:16 f.)

Sein Verhältnis zum älteren Pflegebruder erscheint als unkomplizierte Geschwisterbeziehung mit sowohl Spaß, Solidarität als auch manchmal Streit – „wie waunn a mei leiblicher Bruada war“ (I8/16:4).

In den vor allem evaluierenden und bilanzierenden Interviewstellen zu den Pflegeeltern werden diese als Quelle von Stabilität, Rückhalt, Struktur und als Ressource für verschiedenste Bereiche und Bedürfnisse (Schule, Ausbildung, persönliches Wohlergehen) erkennbar. Hannes bewertet die Entwicklung, die sein Leben durch die Trennung von der leiblichen Mutter und dem Aufwachsen bei Onkel und Tante genommen hat, als großes Glück. Hätte er bei seiner leiblichen Mutter aufwachsen müssen, so seine Selbsteinschätzung, dann hätte er keine

schönen Urlaube machen können, sondern in Obdachlosigkeit am Bahnhof gelebt. Während die Pflegeeltern für das Positive stehen, das ihm im Leben widerfahren ist, bringt er die Mutter in Bezug mit allem Negativen. Sie wird im Interview immer im Zusammenhang mit Instabilitäten und Schwierigkeiten bzw. Gefährdungen in Hannes' Leben angeführt und tendenziell als deren Ursache dargestellt.

Der leibliche Vater ist im Interview selten Thema, die Beziehung zu ihm wird aber in Summe als gut und stabil charakterisiert. Zusammengefasst zeigt sich eine wenig intensive, aber beständige Wochenend-Beziehung, die von lustigen Freizeitaktivitäten und einem jährlichen gemeinsamen Urlaub bei den Großeltern väterlicherseits am Land geprägt ist. Die regelmäßigen beruflichen Abwesenheiten als Begründung für die eingeschränkte Wahrnehmung der Vaterpflichten erscheinen unhinterfragt akzeptiert: Einerseits legitimiert die Berufstätigkeit, andererseits dürften auch genderspezifische Erwartungen an Elternpflichten wirksam sein.

Die Schullaufbahn von Hannes kann als typische Bildungskarriere in einer Arbeiterfamilie beschrieben werden: Auf die Volksschule folgt der Besuch der Hauptschule und im neunten Schuljahr absolviert der Biograf einen polytechnischen Lehrgang, der dem Eintritt in eine Lehre vorausgeht. Alle Bildungsabschnitte scheinen reibungslos absolviert worden zu sein, der Biograf erinnert seine Schulzeit als problemlos und unauffällig: Schulische Schwierigkeiten habe er keine gehabt, zugleich aber auch kein besonderes Interesse an Schule und Lernen. Hannes charakterisiert sich selbst als guten, aber unambitionierten Schüler. Wesentlich wichtiger scheinen die Freunde in der Schule für ihn gewesen zu sein, auf die er sofort zu sprechen kommt: „Jo, hob hoit d'Volksschul' gmocht, hob eigentlich a immer guade Freind ghobt, die wos mi eigentlich daunn a bis ins Poly begleitet hobn.“ (I8/13:32 f.). Auch in diesem Aspekt deutet sich somit ein stabiles soziales Netzwerk während Hannes' Kindheit an.

3.4. Lebensphase Jugenddelinquenz und Rechtsextremismus

Die Jugendphase zwischen 14 und 16 Jahren ist für Hannes von großer Instabilität geprägt und weist mehrere Vorkommnisse der Delinquenz auf. Er habe „a poar Moi Scheiße baut“ (I8/4:26), resümiert Hannes dies umgangssprachlich. Seinen Weg hinein in die Delinquenz schildert er zweiphasig: Mit 14 Jahren schließt er sich kurze Zeit einer Gruppe Jugendlicher an und wird mit ihnen von der Polizei beim Konsum von Cannabis erwischt. Nach dieser eher kurzfristigen Devianzepisode und einer ebenfalls kurzen Zeit der Stabilisierung kommt er mit 15 Jahren sukzessive in rechtsextreme Kreise und begeht mehrfach Körperverletzungen. Diese beiden Phasen sollen nachfolgend detaillierter rekonstruiert werden.

Delinquenzepisode Drogenkonsum und -besitz

Nachdem Hannes den Verlauf der delinquenten Lebensstationen zunächst nur im Zeitraffer berichtet, wird er mit erzählgenerierender Nachfrage darum gebeten, näher zu erzählen, wie „das mit dem Kiffen“ angefangen habe. Der Biograf kommt daraufhin erstmals in eine ausführlichere Narration mit eingeflochtenen Evaluierungen, die Textstelle weist im Interview die bislang höchste Indexikalität¹ auf. Im Wesentlichen wird ein singuläres Ereignis von herausragender Bedeutung erzählt, und zwar der erste unmittelbare Konflikt mit der Polizei und die erste Vernehmung.

Als wichtige Weichenstellung für diesen Entwicklungsverlauf präsentiert Hannes seinen erstmaligen Versuch, aus eigenem Antrieb zu seiner leiblichen Mutter Kontakt zu suchen. Zuvor wurden Kontaktversuche nur in umgekehrter Richtung berichtet. Die Adoleszenz zeigt sich als Zeit, in der sich der Heranwachsende als Teil der eigenen Identitätsentwicklung auf die Suche nach dem abwesenden Elternteil macht. Sein neues Bestreben um Nähe zur Mutter wird vom Biografen als entscheidender Einflussfaktor für den Übergang in die Instabilitäten und Devianz angegeben. Konkret schildert Hannes, wie er über die zum damaligen Zeitpunkt wohnungslose Mutter am Bahnhof der Landeshauptstadt etwas ältere Jugendliche – Bekannte seiner Mutter – kennengelernt habe, die wie die Mutter in leerstehenden Waggons nächtigten und „scho hoibwegs weit in der Drogenszene und so drinnen woan“ (I8/6:10). Die Mutter wird als sozialer Knotenpunkt hin zu der Gruppe Jugendlicher dargestellt, auch wenn sie ihn seinen Darstellungen zufolge nicht direkt zum Drogenkonsum animiert haben dürfte. Offiziell bei den ebenfalls in der Stadt wohnenden Großeltern väterlicherseits nächtigend, hätten ihn die Jugendlichen zum gemeinsamen Fortgehen überredet:

„Und daunn bin i vo dort auf d’Nocht ogrissn (= *abgerissen, d. h. abgehauen, Anm. d. Verf.*), bin in d’ (*Name eines Stadtteils mit vielen Lokalen, Anm. d. Verf.*) runtergfoahn. Daunn haumma dort wos trunkn. Und daunn hob i do hinten bei de (*genauere Ortsangabe, Anm. d. Verf.*), sie haum hoit gsogt, sie rauchen jetzt an und i woit hoit cool sein und woit dazua ghean und hob hoit mitgraucht. Und genau in dem Moment, wie i auzogn hob, is d’Polizei bei da Stiagn auffa gaunga. [...] Jo, daunn hob i gmant, i kau davonrenna. Natürlich samma se noch und haumma d’Haundschehn auglegt, daunn bin i auf d’Woch mitgfoahn, hob an Drogentest mochn miaßn. Daunn haums bei mia a nu a Zeig gfunden, weil des hod mia der Aundere in d’Hosntoschn gsteckt. Des hob i goa net üwanosad (= *übernasert, d. h. mitbekommen, Anm. d. Verf.*). Und daunn bin i hoit dort amoi vier Stund gssen. Des woar hoid a net so lustig.“ (I8/5:9 ff.)

1 Damit ist gemeint, dass die Erzählung besonders detailliert mit konkreten Bezügen auf Personen und Situationen, mit Orts- und Zeitangaben etc. war (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014).

Hannes schildert seine Ereignisverstrickung, die ihn schlussendlich erstmals auf die Polizeistation bringt. Er tritt nicht als planend-handelnder Akteur in Erscheinung, sondern als von Umständen und Zufällen dorthin getrieben. Zugleich skizziert er sich selbst als jemanden, der von seinen Ängsten (außen vor bleiben, nicht dazugehören) bzw. Bedürfnissen (anerkannt werden, Teil der Gruppe sein) bestimmt ist und dadurch unvernünftige Entscheidungen trifft. Der Biograf benennt explizit sein Bedürfnis, zur Gruppe dazuzugehören. Um dieses Ziel zu erreichen, habe er sich in die Gruppenerwartungen eingefügt und Alkohol und Drogen konsumiert. Die Peergroup wird als Risikofaktor sichtbar, Konformitätsdruck als Impuls für deviantes Verhalten.

Die einprägsame erste Begegnung mit der Polizei zeigt sich als Auslöser für eine Veränderung und wird als „net so lustig“, später noch als als „net des Woahre“ bezeichnet. Die Exekutivmacht der Polizei wird pragmatisch hingenommen und nicht kritisiert. Hannes präsentiert sich als compliant und lässt seiner Darstellung nach die angeordneten regelmäßigen Drogentests über den Zeitraum eines Jahres geduldig über sich ergehen, damit die Strafanzeige fallengelassen und das Gerichtsverfahren eingestellt wird. Es scheint ihm wichtig zu sein, nicht verurteilt und vorbestraft zu werden. Als zentrale Orientierungsgrößen zeigen sich weniger übergreifende Werte und Normen, auch wenn die nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden, sondern das eigene Wohl(ergehen) und die Abwehr negativer Folgen für das eigene Leben. Zugleich erweckt die Schilderung den Eindruck, als könne Hannes Niederlagen „abhaken“, etwa die untergeschobenen Drogen durch einen anderen Jugendlichen der Gruppe: In der Erzählung wird kein Zorn auf diesen spürbar, eher ein gewisses Erstaunen darüber, dies in der Situation gar nicht bemerkt zu haben.

Diese Erfahrung mit der staatlichen Sanktionsgewalt habe ihn zu einem sofortigen Kontaktabbruch sowohl zu den Jugendlichen als auch zu seiner leiblichen Mutter bewogen, so berichtet Hannes. Der Biograf stellt sich nun als konsequent Handelnder dar, um aus der Verstrickung mit Drogen und Polizei wieder herauszukommen. Er beendet diese Beziehungen, denen er einen negativen Einfluss auf sein Leben und seine Zukunftschancen zuschreibt. Hierin wird ein wiederkehrendes Grundmotiv von Hannes für die Übernahme delinquenter Handlungsweisen erkennbar: Persönliche Beziehungen zu Personen, die einen delinquenten Lebenswandel führen, lassen ihn selbst delinquente Handlungen setzen. Die Drogen scheinen für sich allein keine besondere Anziehungskraft auszuüben, sondern vorrangig als Mittel zu fungieren, Zugehörigkeit zur Gruppe zum Ausdruck zu bringen. Generell lässt sich im Interview wiederholt – trotz oder wegen der drogenkranken Mutter – eine ablehnende Haltung gegenüber Drogenkonsum und drogenkonsumierenden Menschen bzw. Gruppen erkennen. Drogensucht wird als negative Abhängigkeit („drinnenhängen“) wahrgenommen, die sich ungünstig auf die eigenen Handlungsoptionen und Lebenschancen auswirkt.

Körperverletzungen und rechtsextremistische Gruppenzugehörigkeit

Mit 15 Jahren beendet Hannes seine Schulpflicht und beginnt eine Lehre in einem großen Industriebetrieb in der Landeshauptstadt, er pendelt nun zwischen dem Wohnort der Pflegeeltern und der Lehrstelle. Zu dieser Zeit – vermutlich zugleich kurz nach Einstellung des Verfahrens wegen unerlaubten Cannabisbesitzes – sucht er erneut den Kontakt zu seiner Mutter. Sie ist zwischenzeitlich nicht mehr wohnungslos, sondern lebt in einer von einer Hilfsorganisation zur Verfügung gestellten Wohnung. Zudem gehört sie nun einer rechtsextremen Gruppe an, so berichtet Hannes.

„Und do woar sie grad in der rechtsradikalen Szene und do hods daunn scho a Wohnung ghobt. Und bin hoit a dort hingfoahn, hob daunn hoit a wieder die Leit kennaglernt, do woit i do unbedingt dazua ghean. Weil mi hod, in der Schui hod mi hoit, in Geschichte hod mi der Extremismus interessiert. Daunn hob i ma gedocht, so schlimm kau des goar net sei, wie die Leit drüber redn [...].“ (I8/7:6 ff.)

Die Textstelle verweist auf zwei verschiedene Motivlagen des Biografen, sich dieser Gruppe anzuschließen: Einerseits will er wieder einer Gruppe angehören, die ein Naheverhältnis zu seiner Mutter hat. Sie tritt erneut als Vermittlerin zu sozialen Kreisen auf, die für Hannes Gefährdungen mit sich führen. In einer anderen Interviewstelle wird die Mutter noch stärker als Gefährderin präsentiert: Sie habe die Frage anderer Gruppenmitglieder, ob er auch zu Gruppentreffen eingeladen werden solle, über seinen Kopf hinweg positiv entschieden. Er selbst habe den Prozess des Hineinschlitterns in die Gruppe zunächst nicht bewusst wahrgenommen, die Gruppenintegration habe einem automatischen Prozess geglichen. Inwieweit diese Darstellung mit dem Geschehen damals übereinstimmt oder auf späteren Umdeutungen beruht, muss hier offenbleiben. Festzuhalten ist aber, dass keine eigenen aktiven Teile an der Eingliederung in die Gruppe präsentiert werden.

Andererseits – und in einem gewissen Widerspruch zu einem nicht bewussten Hineingeraten in rechtsextreme Kreise – bringt das obenstehende Interviewzitat eigenes Interesse an „dem Extremismus“ – gemeint ist damit der Nationalsozialismus – zum Ausdruck. Ob bereits in der Schule, in der dieses Interesse geweckt oder gefördert worden war, den Verbrechen des Nazi-Regimes gegenüber eine relativierende Einstellung vorlag oder nicht, ist unbekannt. Jedenfalls gibt der Biograf an, diese Position während seiner Zeit in der rechtsextremen Gruppe eingenommen zu haben. In einer späteren Interviewphase antwortet Hannes auf die Frage der Interviewerin, inwiefern ihn auch Ansichten der rechtsextremen Szene angezogen hätten, folgendermaßen:

„I hob selbst vü Brösl mit Ausländer ghobt. Mia hod a domois im Poly ana aufs Kiefer ghaut, wo i ma s’Kiefer ausghängt hob. Und daunn hob i eigentlich eh imma mit dem in da Schui grafft. Und daunn hod des hoit immer kla und kla augfaungt. [...] daunn bist hoit hingaunga und host hoit amoi droht oder wos. Daunn hod er meistens gsogt, er kummt mit seine Briada (= *Brüder, Anm. d. Verf.*) oder sunst irgendwos und daunn host da du deine Leit ghoit und daunn woar eh wieder Massenschlägerei.“ (18/27:1 ff.)

Diese offenbar regelmäßigen Prügeleien mit einem Schulkollegen mit Migrationshintergrund in der polytechnischen Schule liegen in zeitlicher Nähe zum Anschluss an die rechtsextreme Gruppierung, sie dürften im Jahr davor stattgefunden haben. Genauere Begründungen für die Konflikte werden nicht angegeben, ebenso wenig wird näher erörtert, wer „deine Leit“ waren. Bemerkenswerterweise führt Hannes diese verdichtete Situationsbeschreibung auf die Frage danach an, was ihn selbst an rechtsextremen Ansichten angesprochen habe. Dies deutet an, dass Tendenzen zu ethnisch definierter gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit bereits vorher vorhanden gewesen sein dürften und die Übernahme rechtsextremer Ideologien begünstigten.

Die Gruppe, der sich Hannes anschließt und die mit Ausnahme seiner Person aus Erwachsenen im Alter zwischen Anfang 20 und Mitte/Ende 40 besteht (insgesamt zwischen zehn oder 15 bis 20 Personen in leicht wechselnder Zusammensetzung), lässt auf Basis seiner Schilderungen keinen besonders hohen Organisations- oder Ideologierungsgrad erkennen. Man habe gemeinsam Alkohol konsumiert und sich vorrangig mit Stammtisch-Debatten beschäftigt, die zur Bestätigung und Festigung eines einfach strukturierten Ingroup-Outgroup-Denkens beitragen. Bei regelmäßigen internen Treffen in der Wohnung von Hannes’ Mutter – sie war offenbar keine Randfigur, sondern räumliches Zentrum der Gruppe – seien besoffene politische Diskussionen geführt worden, die sich im Wesentlichen auf das Wiederholen von in einschlägigen Medien aufgeschnappten Parolen beschränkt hätten: „Do is einfoch nur gaunga, blau (*die politische Farbe der FPÖ, Anm. d. Verf.*), weil blau tuat d’Ausländer ausse und mia san olle gegen d’Ausländer.“ (18/10:1 f.).

Allerdings steht die Gruppe auch in Kontakt mit rechtsextremen Netzwerken in Deutschland, die einen höheren Organisations- und Ideologierungsgrad vermuten lassen. Ein Kadervorteiler habe sie mehrfach besucht und sich mit ihnen ausgetauscht. Auf die Frage, wer der Chef oder die Chefin der Gruppe gewesen sei, antwortet Hannes:

„Des woar ana vo Deitschlaund. Owa der hod Auhnung davo ghobt und der woar a irgendwie durch Amerika und der woar rundherum irgendwie verwickelt. [...] Wo genau der her is, hod kana gwusst, ma hod nur gwusst, dass der irgendwo in Berlin wohnt. [...] der Gruppennaum woarn die zwei Bowlingkugeln mit de Ochta. Und des woar’s eigentlich scho wieder.“ (18/10:16 ff.)

Die deutschen Kader sind demnach eher lose mit der österreichischen Gruppe verknüpft, Hannes' Schilderungen erwecken den Anschein, als würde eine organisierte deutsche Gruppe länderübergreifend regionale „Schlägertruppen“ rekrutieren. Seine Darstellung, dass niemand aus seiner Gruppe die Identität und den Organisationshintergrund des deutschen Kontaktes näher gekannt habe, stellt entweder eine konsequente Schutzstrategie des Biografen dar (eigener Schutz und/oder Schutz der Organisation) oder – und dies erscheint angesichts der Dynamiken beim Aufliegen der Gruppe wahrscheinlicher – ist als systematische Schutzstrategie der deutschen Organisation zu deuten (Hannes spricht an einer Stelle selbst davon, dass es sich um eine Organisation handle). Das Gruppenzeichen aus zwei Billardkugeln mit der Zahl Acht (für den Buchstaben H stehend) referiert auf ein weit verbreitetes Symbol der rechtsextremistischen Szene und steht für „Heil Hitler“, drückt somit eindeutig nationalsozialistische Gesinnung aus.

Auch wenn Hannes' Gruppe wenig weltanschaulichen „Überbau“ durchblicken lässt, muss nach ihrer gemeinsamen Praxis gefragt werden, also danach, zu welchen Aktivitäten sie bereit waren und welche sie auch in die Tat umsetzten. Zunächst zeigen sich soziale Medien bedeutsam für die Gruppenaktivitäten, die sich durch eine Kombination aus Online- und Offline-Kontakten auszeichnen. Die Kontaktmöglichkeiten via Smartphone und soziale Medien – genannt werden vor allem Facebook und WhatsApp – unterstützen über die konkrete Gruppe hinaus die Vernetzung und Vergemeinschaftung in der extremistischen Szene. Hannes beschreibt das Posten und Teilen von Bildern, die Ansichten und Überzeugungen zum Ausdruck bringen, als tägliche Praxis in den rechtsextremen Netzwerken: So werden laufend Bilder geteilt, die gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zum Ausdruck bringen und etwa Menschen bestimmter Nationalität herabwürdigen und tendenziell entmenschlichen (indem sie z. B. Türk*innen zu einer Kreuzung aus Esel und Mensch erklären) bzw. die auf die Judenvernichtung referieren (z. B. ein Foto von Auschwitz, über dem „Flüchtlinge gerne willkommen“ steht).

Die von Hannes genannten Beispiele verdeutlichen u. a., wie Memes gezielt als Propagandamittel genutzt werden, um extremistische Positionen zu verbreiten. Vorgeblich nicht ganz ernst gemeint, können die Inhalte als harmloser Spaß kaschiert werden und eignen sich so gut dafür, die Grenzen des Zumutbaren auszuweiten. Eine andere Strategie des Reframings lässt sich an der Rezeption des Films „American History X“ in Hannes' Netzwerken (bzw. in neonazistischen Kreisen allgemein) ablesen: Bilder aus dem populären und an sich extremismuskritischen Film werden bewusst als Spiel mit nationalsozialistischer Symbolik und Ästhetik genutzt, ohne gegen das Verbotsgesetz zu verstoßen. Hannes beschreibt ein Bild, das den Hauptdarsteller Edward Norton mit Nazi-Tattoo auf der Brust zeigt, wie folgt: „Des is so a Glotzada, der hot doda a Hoknkreiz tätowiert. Nur hoit verändert. Auf guad Deitsch so, dass da kana wos toa kau oder dass' net verstößt.“ (18/8:1 f.)

Erst auf explizite Nachfrage erwähnt der Biograf, dass er Bilder mit extremistischen bzw. rassistischen Inhalten nicht nur empfangen, sondern auch weitergeleitet habe – ob er auch neue proaktiv in die sozialen Netzwerke stellte, ist nicht bekannt. Er lässt nach wie vor wenig Bewusstsein dafür erkennen, dass er mit dem Weiterleiten solcher Bilder aktiv extremistische Propaganda betreibt. Allerdings weiß er mittlerweile, dass sie strafrechtlich relevant sind. Dies könnte ein Mitgrund dafür sein, dass er sich auch im Interview in dieser Hinsicht sehr bedeckt hält.

Ein sorgloser Umgang mit sozialen Medien wird noch in anderer Hinsicht erkennbar: Hannes war über Facebook und WhatsApp – also über soziale Medien, die als nicht besonders sicher gelten – offenbar mit unzähligen Personen der rechten Szene befreundet, die er großteils nicht persönlich kannte. Er berichtet von dreitausend Facebook-Freunden, zudem seien ihm von den deutschen Administratoren auch Admin-Rechte für eine WhatsApp-Gruppe übertragen worden. Die Schilderungen wirken tendenziell verharmlosend, er stellt seine eigene Rolle in den rechtsextremen sozialen Netzwerken als wenig bedeutend dar – vermutlich als unbedeutender, als sie tatsächlich gewesen sein kann. Hier ist allerdings wieder zu berücksichtigen, dass dieser Aspekt in der späteren strafrechtlichen Verfolgung eine gewichtige Rolle spielt (s. u.).

Neben netzwerkinternen Propagandaaktivitäten beschreibt Hannes ritualisierte Auseinandersetzungen zwischen seiner regionalen Gruppe und einer oder mehreren Gruppen von Personen mit Migrationshintergrund, die in der Regel mit verbalen Beleidigungen beginnen und in einer Schlägerei enden. Aus den Beschreibungen des Biografen lässt sich nicht eindeutig klären, inwieweit die rechtsextremistische Gruppe rund um seine Mutter völlig ident mit der in Raufhändel verstrickten Gruppe ist. Große Überschneidungen sind aus dem Interview ableitbar, allerdings divergieren die Zusammensetzungen offenbar immer wieder. Wie diese Gruppe(n) mit der WhatsApp- und der Facebook-Gruppe überlappt/überlappen, geht ebenfalls nicht eindeutig hervor, auch wenn aufgrund der Geschehnisse rund um die spätere polizeiliche Ermittlungstätigkeit geschlossen werden kann, dass es jedenfalls Überschneidungen gibt. Die von körperlicher Gewalt dominierte Kommunikation mit der „Outgroup“ scheint in der Regel wie folgt abzulaufen:

„I bin einfach mit denen in (*Name eines Stadtteils mit vielen Lokalen, Anm. d. Verf.*) gaunga, daunn san ma-/ , haum ma eh olle vos trunkn ghobt. Daunn san hoit so a Gruppn Ausländer kemma. Die haum daunn an vo uns augstänkert und daunn haum de zruckstänkert und daunn wie s’Raffn augfaungt hod, daunn haum hoid olle zum Raffn augfaungt.“ (18/10:29 ff.)

Hannes stellt beide Gruppen als am Eskalationsprozess beteiligt dar. Nicht nur seine rechte Clique sei aggressiv der anderen Gruppe (oder Personen mit Migrationshintergrund generell) gegenüber aufgetreten, auch diese habe durch verbale Provokationen die Gewaltausbrüche mit zu verantworten. Der Biograf verwendet im Gespräch auch einmal die Formulierung „... weist jo trotzdem da Feind vo de Ausländer woarst“ (I8/26:19 f.), die suggeriert, dass nicht sie angefeindeten, sondern selbst angefeindet worden seien. Dadurch wird die eigene Gruppe potenziell von einer angreifenden in eine bloß verteidigende Rolle gebracht.²

Innerhalb der Gruppe werden verschiedene Haltungen gegenüber der Outgroup unterschieden: von diffuser Ablehnung von Personen mit Migrationshintergrund bis hin zu massiver körperlicher Gewaltbereitschaft diesen gegenüber: „Weil do gibt’s hoit die, die wos sogn, jo, na, i bin gegen Ausländer. Und daunn gibt’s hoit wieder die, waunn i Ausländer auf da Stroßn siach, der muass umfalln.“ (I8/7:12 f.). Von Zweiterem bzw. generell dem vorsätzlichen Ausüben von körperlicher Gewalt gegenüber anderen Menschen distanziert sich Hannes, während die „gemäßigte“, nicht vorsätzlich gewalttätige gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit seinen Anschauungen zu entsprechen scheint. Damit korrespondiert, dass er sich gemäß seiner Selbstdarstellung an vorweg geplanten Schlägereien bzw. Gewalthandlungen nicht beteiligt. In der Interviewanalyse zeigt sich durchgängig, dass die von ihm ausgeübte körperliche Gewalt, die teilweise auch Körperverletzungen zur Folge hat, weniger auf Spaß an Gewalt an sich beruht haben dürfte, sondern auf Kontrollverlust aus der Situationsdynamik heraus, wobei die Gruppendynamik verstärkend wirkt. Zudem hält Hannes die Beobachtung ab, dass verabredete Schlägereien meist in polizeiliches Einschreiten münden und persönlich negative Konsequenzen wahrscheinlich machen.

„Waunns ausgmocht woar, woar i net dabei. [I: Weil?] Weil des meistens d’Polizei a scho irgendwie erfoahn hod. I woar amoi dabei. Und es hod kane zehn Minuten dauert und daunn woar d’Polizei do. Und daunn san ma hoid olle grennt.“ (I8/27:12 ff.)

Auf die Nachfrage, wie er sich diese schnelle Polizeipräsenz erkläre, verweist der Biograf auf einen Polizeinformanten in der eigenen Gruppe. Als dies ruchbar wird, sei er zur Bestrafung schwer verprügelt und körperlich verletzt worden, so Hannes, der auch an dieser Stelle wieder Distanz zu dieser vorsätzlichen und aus seiner Sicht sinnlosen Gewalttat erkennen lässt.³

2 Welche Eskalationsdynamiken damals tatsächlich wirksam waren, kann retrospektiv auf Basis des Interviews nicht rekonstruiert werden. Hier soll lediglich verdeutlicht werden, welche Wahrnehmungs- und Deutungsmuster Hannes im Gespräch offeriert.

3 In der Gruppenlogik kommt dieser Gewalt selbstverständlich sehr wohl eine spezifische Bedeutung zu: Sie soll andere Gruppenmitglieder abschrecken, mit der Polizei zu kooperieren.

Hannes spricht im Interview nicht gerne über seine Beteiligung an Schlägereien, die seinen Berichten zufolge aber durchaus regelmäßig vorkamen und teils auch Körperverletzungen zur Folge hatten. Erst auf Nachfragen seitens der Interviewerin geht er etwas ausführlicher darauf ein. Seiner Darstellung nach sei der Impuls bzw. die Provokation (verbale Beleidigung oder körperliches Anrempeln) in der Regel von anderen ausgegangen, er habe sich dann nicht unter Kontrolle gehabt und ohne nachzudenken zugeschlagen.

„Waunn zu mir wer Hurensohn gsogt hod, daunn hob i sofort zuaghaut. [...] Oder es hod ma wer an Rempler gebn, daunn hob i an Rempler zruckgebn und waunn er mia daunn nu moi an Taucher gebn hod, daunn hob i a zuaghaut. Des woar hoit immer so, i waß net, wie waunn auf amoi durch irgendwie, durch a Bewegung oder irgendwos schoit bei mir da Kippeschoiter um und daunn hob i zuaghaut.“ (I8/16:32 ff.)

Seine mangelnde Impulskontrolle in dieser Lebensphase kann er sich selbst nicht erklären, redet sich aber auch nicht auf den Gruppendruck bzw. die Gruppendynamik aus.

Insgesamt lässt sich Hannes' Rolle trotz einiger Fragezeichen eher als die eines Mitläufers rekonstruieren, der vergleichsweise gering ideologisiert und kein Kadermitglied ist, allerdings in dieser Zeit eine durchaus verfestigte Einstellung gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit aufweist, die bereits vor der Mitgliedschaft in der rechtsextremen Gruppe erkennbar wird. Der Biograf zeichnet im Nachhinein eine Ereignisverstrickung und spielt seine eigene Rolle in Bezug auf die extremistische Gruppe tendenziell herunter. An manchen Stellen werden auch Strategien der Verharmlosung erkennbar – ob bewusst oder unbewusst, sei dahingestellt. Als durchgängiges Darstellungsschema kommt zur Anwendung, dass es ohnehin nicht wirklich um etwas Ernsthaftes gegangen sei und nationalsozialistische Symbolik oder verhetzende bzw. über den Holocaust spottende Postings nur „Blödsinn“ gewesen seien.

Die Gruppenmitglieder beschreibt Hannes im Nachhinein sehr abwertend, er grenzt sich im Interview stark von ihnen ab und staunt darüber, mit ihnen überhaupt in Kontakt gewesen zu sein. Sie werden überwiegend als undisziplinierte und großteils arbeitslose Verlierer mit Suchtproblematik charakterisiert, die über die Ideologie der Ungleichwertigkeit von Menschen unterschiedlicher Herkunft Möglichkeiten der positiven Abgrenzung und Aufwertung realisieren konnten. Die Gruppenprozesse vermittelten den Anschein von Zusammengehörigkeit und Kameradschaft nach innen, dieses Selbstbild wurde über den gemeinsamen Außenfeind stabilisiert. Sobald allerdings die wechselseitige Solidarität durch die ermittelnde Polizei auf die Probe gestellt wurde, war Schluss mit Zusammenhalt und versuchten offenbar einige, die eigene Haut unter Preisgabe der anderen Gruppenmitglieder zu retten. Dies bestärkt die Hypothese, dass sich gruppenintern keine Kaderstrukturen bildeten.

Lehrberuf und Pflegefamilie als Gegenkräfte

Während seiner Zeit in der rechtsextremen Gruppe konzentriert Hannes zwar den Großteil seiner Aufmerksamkeit auf dieses Umfeld, er bricht aber die Kontakte zu zwei wichtigen Bezugspunkten außerhalb der extremistischen Kreise nicht ab: einerseits zu seiner Pflegefamilie sowie dem Freundeskreis im Heimatort und andererseits zu seiner Ausbildungsstelle. Mehrfach sind Bestrebungen erkennbar, diese Beziehungen nicht zu gefährden: Diesen beiden Gegenkräften kann ein maßgeblicher Anteil daran zugerechnet werden, dass für Hannes' Ausstieg aus der rechtsextremen Szene vergleichsweise günstige Bedingungen vorlagen.

Der Biograf beginnt etwa gleichzeitig mit seinem Eintritt in die rechtsextreme Gruppe eine Lehre zum Facharbeiter in einem großen metallverarbeitenden Betrieb, in dem auch sein Pflegevater arbeitet. Die beruflichen Verbindungen des Pflegevaters dürften bei der Findung der Lehrstelle eine nützliche Ressource gewesen sein, dieser scheint auch eine Art Vorbildfunktion in beruflicher Hinsicht innezuhaben. Hannes weist die klare Zielorientierung „Normalarbeitsbiografie“ auf, zu arbeiten scheint selbstverständlicher Teil der eigenen Identität bzw. Selbstdefinition zu sein. Als zentrale Arbeitsmotivation wird eine Zukunft mit gesichertem materiellen Einkommen erkennbar – und dafür erscheint ihm ein Lehrabschluss sehr förderlich. Auch wenn ihm die Lehre nur bedingt Spaß zu machen scheint (vier Jahre „reinbeißen“), ist er zum Bedürfnisaufschub und zur Selbstdisziplinierung bereit und fähig, um das in der Zukunft liegende Ziel zu erreichen. Zudem bietet der Ausbildungs- und Arbeitsplatz Struktur und soziale Kontakte.

Hannes kann nicht wirklich benennen, wie er zu dieser Haltung bzw. diesem spezifischen Arbeitsethos kam. Vermutlich wurde es ihm in seiner Pflegefamilie als selbstverständlich vermittelt. Sowohl Arbeitsethos als auch ein soziales Umfeld, in dem es ihm möglich ist, eine Lehrstelle zu erhalten, tragen zu Resilienz bei: Sie lassen die arbeitslosen Freund*innen der extremistischen Clique nicht zum Vorbild werden bzw. deren Lebensweise als nicht erstrebenswert erscheinen, auch wenn es auf kurze Sicht reizvoll wirkt, täglich ausschlafen zu können. Der Reiz verfliegt für Hannes aber offenbar schnell, wenn er an die weiteren Konsequenzen für seine angestrebte Zukunft denkt.

Mehrfach wird in Hannes' Lebenserzählung sichtbar, dass er seine extremistischen Kontakte und Aktivitäten vor den Pflegeeltern tunlichst zu verbergen suchte, da er deren Ablehnung erahnte. Offenbar wusste seine Familie von Schlägereien und Körperverletzungen, seine Mitgliedschaft in der rechtsextremen Gruppe sei allerdings erst ab dem Zeitpunkt offenkundig geworden, zu dem die Polizei zu diesem Straftatbestand zu ermitteln begann. Zuvor scheint er in gewissem Ausmaß ein Doppelleben geführt und die beiden Welten voneinander getrennt zu haben. Die Beziehung zu den Pflegeeltern abzurechnen und ganz in der extremistischen Szene aufzugehen, scheint aber an keiner Stelle beabsichtigt

gewesen zu sein. Auch wenn die Kontakte zu den Pflegeeltern reduziert gewesen sein dürften, zeigen sie sich als wichtige Konstante in Hannes' Leben. Zu seinen Schulkolleg*innen hingegen dürfte er in dieser Zeit stärker auf Distanz gegangen sein, obwohl auch hier kein völliger Beziehungsabbruch erkennbar ist.

3.5. Ausstiegsphase: massive Sanktionsdrohungen und vielfältige Unterstützungen

Hannes' Angaben über die Zeitdauer, die er Teil der rechtsextremen Gruppe war, sind nicht ganz präzise und bewegen sich zwischen einem halben und einem Jahr. Er beschreibt bereits erste Distanzierungstendenzen seinerseits von der Szene, bevor es zum Einschreiten der Polizei kam. Hierzu dürfte u. a. seine Ablehnung vorsätzlicher brutaler Gewalt gegen andere beigetragen haben, wie sie etwa von der Gruppe nicht zuletzt gegen den Polizeiinformanten aus den eigenen Reihen ausgeübt wurde. Hannes schildert, dass er kurz vor den polizeilichen Interventionen bereits wieder etwas öfter Zeit im Heimatort bei den Pflegeeltern verbrachte und vermehrt Kontakte zu den Schulfreund*innen von früher suchte. Dies macht deutlich, dass der Biograf nach wie vor auf Beziehungen und andere Ressourcen (etwa Wohnmöglichkeit) außerhalb der rechtsextremen Gruppierung zurückgreifen konnte und dadurch günstigere Bedingungen hatte, sich von ihr abzuwenden. Wie nachhaltig diese Tendenzen ohne Einschreiten der Polizei gewesen wären, lässt sich retrospektiv nicht näher bestimmen. Jedenfalls kam es zur rapiden Beschleunigung durch die Ermittlungen der Exekutive gegen ihn wegen Körperverletzung, Wiederbetätigung und Verhetzung.

Zunächst wird seine leibliche Mutter verhaftet. Die Gruppe scheint keine nennenswerten Vorkehrungen für ein eventuelles Auffliegen getroffen zu haben, sodass etwa in dieser Situation andere Gruppenmitglieder nicht vorgewarnt, sondern ihre Namen offenbar ohne großen Widerstand in den polizeilichen Vernehmungen preisgegeben werden. Zusätzlich sind sie über die einschlägigen sozialen Netzwerke der Gruppe schnell ausforschbar. Dies deutet nochmals auf eine gering bzw. schlecht organisierte Gruppe hin. Über die Ermittlungen gegen seine Mutter gerät auch Hannes in den Fokus der Polizei, wie er in folgender Interviewstelle sehr knapp zusammenfasst:⁴

4 Es bleibt auf Basis des Gesprächs unklar, welche Polizeieinheit gegen ihn ermittelt hat: Kriminalpolizei oder eventuell auch das Landesamt Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (LVT). Letzteres erscheint relativ wahrscheinlich, auch wenn Hannes dies nicht direkt benennt.

„Daunn is mei leibliche Mutter dawischt woan. Die hod mein Naumen auf der Polizei gsozt. Und durch des san daunn de auf mi kumma und bei ihr aufm Handy haums Fotos gfunden, de wos mir gschickt hod. Und daunn san sie auf mi kumma, daunn hob i a Hausdurchsuchung ghobt.“ (18/7:15 ff.)

Die Hausdurchsuchung bei den Pflegeeltern schildert Hannes als entscheidenden Kulminations- und Wendepunkt. Die beiden mühsam getrennten Lebensbereiche prallen aufeinander und Hannes fürchtet, seine Pflegeeltern könnten sich enttäuscht von ihm abwenden. Der Biograf befindet sich an einem Tiefpunkt seines Lebensverlaufs und ist in einer Ereignisverstrickung verfangen, die sich in der Sanktionsgewalt der Exekutive und Judikative manifestiert. Es deuten sich Verzweigungen an, wobei zunächst offen ist, wohin der Weg gehen wird: Die strafrechtliche Belangung durch Polizei und Gericht in jungen Jahren stellt für den weiteren Lebensverlauf potenziell eine gravierende Begrenzung dar, eine langjährige Gefängnisstrafe wird als Drohkulisse benannt. Zugleich deuten sich aber auch Chancen auf gelindere Alternativen und Unterstützung durch Bewährungshilfe an.

Strafverfolgung durch die Polizei

Dem Verlauf der polizeilichen Ermittlungen und den Vernehmungen durch die Polizei räumt Hannes im Interview viel Platz ein, die darauf bezogenen Textstellen sind meist überdurchschnittlich ausführlich. Die Verhöre durch die Polizei werden immer wieder auch in direkten Zitaten als ständiger Kreislauf von Fragen und Fragen und nochmals Fragen geschildert, denen er ausgeliefert ist. Das hohe Strafmaß, das ihm in Aussicht gestellt wird, veranlasst ihn dazu, weitestmöglich zu kooperieren und umfassend gegen die anderen Gruppenmitglieder und das rechtsextreme Netzwerk, dem er angehört, auszusagen, um sein eigenes Strafmaß möglichst glimpflich ausfallen zu lassen.

Durch die Beschlagnahme der digitalen Endgeräte sowie vermutlich auch durch Schließung mancher Accounts verliert er seine einschlägigen Kontakte zur rechtsextremen Szene – und scheint dies auch bereitwillig zu akzeptieren und als Chance wahrzunehmen, um sich von dieser zu lösen.

„Daunn haum ma de eh mein Handy und ois wegnumma, d’Polizei. Olle Speichermedien, olle Handys und Tablets und einfoch ois, wo du wos speichern kaunnst. Durch des hob i-/ des woar eigentlich scho moi guat für mi, wei durch des hob i scho moi koan Kontakt mehr aufbaun kenna zu denen.“ (18/18:29 ff.)

Die Erzählungen des Biografen drehen sich wiederholt um aus seiner Perspektive überzogene Beschuldigungen bzw. Tatvorwürfe der Polizei, gegen die er ankämpfen habe müssen. Während er bei den von ihm verübten Körperverletzungen

große Einsicht erkennen lässt und auf Distanz zu seinen Taten geht, bewegt er sich in Bezug auf den Straftatbestand der Verhetzung über soziale Medien nach wie vor in gewissem Ausmaß in Legitimations- und Verharmlosungsdiskursen. Die Polizei wertet seine WhatsApp- und Facebook-Accounts aus und stuft seine Rolle in diesen Netzwerken zunächst als bedeutsamer ein, als sie Hannes zufolge tatsächlich gewesen sei: Seine Funktion als WhatsApp-Gruppenadministrator sei anfangs als eine leitende Funktion in der Gruppe bzw. Szene gedeutet, später aber revidiert worden.

Hannes spielt seine eigene Rolle in Bezug auf die extremistische Gruppe tendenziell herunter, und zwar sowohl im Interview als auch damals gegenüber der Polizei. Er muss sich für Bildmaterial auf seinem Smartphone rechtfertigen und erläutert dies im Interview anhand des oben bereits beschriebenen Bildes aus dem Film „American History X“:

„Und allein wegen dem Foto hättens mit dreimoi auklogt. Weils rechtsradikal is wengam Nationalsozialismus und weil i damit was aufruf oder irgendwie so. Und Fremdenhass oder irgendwie sowos woa dabei. Haums owa daunn im Endeffekt foins lossn miassn, weil der Film rennt öffentlich im Fernseh. Und der rennt öffentlich im Fernseh mit dem Hoknkreis umanaund. Des haßt, do haums dann wiederum nix mehr tua kenna, wei's eigentlich a Film is.“ (I8/8:2 ff.)

Bemerkenswert erscheint, dass der Biograf nicht weiter begründet, was ihn damals dazu bewegte, solch ein Bild am Smartphone gespeichert zu haben, zu den Bildinhalten wird auch keine kritische Distanz artikuliert. Stattdessen fokussiert er darauf, wie er die Vorwürfe der Polizei entkräften konnte – indem er nämlich das Reframing abstreitet und den ursprünglichen Bildkontext als Entlastung anführt. Die Formulierungen lassen zugleich unthematisiert, ob auch Hannes mit diesem Bild das Verbotsgesetz bewusst umgehen wollte, eigentlich damit aber rechtsextreme Inhalte verband – und was er heute damit verbindet.

Auch bei der Thematisierung anderer Bilder, die in den rechtsextremen sozialen Netzwerken geteilt und auf seinen Digital Devices gefunden wurden, kommt wenig Problembewusstsein zum Ausdruck und schwingt eine gewisse Verharmlosung mit. So spricht Hannes beispielsweise von dem „gaunzen Bledsinn“ (I8/9:12), wenn er von Posts berichtet, die sich über den Massenmord an Juden durch den Einsatz von Giftgas lustig machen. Die Handlungen (Posts) werden zwar als dumm bezeichnet, aber nicht als gefährlich bzw. moralisch zu verurteilen eingestuft. Es wird keine Einsicht in die Unzulässigkeit der Herabwürdigung und Entmenschlichung anderer Menschengruppen durch solche verhetzenden Posts erkennbar. Das oben bereits erwähnte Bild, das Menschen türkischer Nationalität bzw. Herkunft herabwürdigt, habe auch den ermittelnden Polizeibeamten zum Schmunzeln gebracht, so Hannes:

„Do hod er (*der Polizeibeamte, Anm. d. Verf.*) selbst si s'Lochn zruckhoitn miaßn, weil er gsgot hod, sowos gibt's über uns genauso. Und do wird nix tau, owa s'Gricht siacht des (*das Bild von Hannes, Anm. d. Verf.*) so ois Fremdenhoss. Und deswegen haums do glei wos unternemen miassn wegen dem Foto. Und do kau i owa sofort, waß i net, hundert Leit aufsogn, de wos des Foto sicher am Handy haum.“ (I8/9:17 ff.)

Die Textstelle enthält verschiedene relativierende und legitimierende Argumentationsmuster: Erstens finde selbst die Polizei das strafrechtliche Vorgehen aufgrund des Fotos nicht ganz nachvollziehbar, halte es für ungerecht. Die Reaktion des Beamten dient als Legitimation des eigenen Tuns, als Beweis für die Harmlosigkeit des Bildes. Zweitens würden die mit dem Bild Herabgewürdigten Bilder vergleichbaren Inhalts auch über „uns“ verbreiten und das würde nicht strafrechtlich geahndet. Beides wird dadurch gegeneinander aufgewogen, die eigene Herabwürdigung mit der vorgeblichen oder tatsächlichen der anderen Seite relativiert. Das Rechtfertigungsnarrativ bleibt auch dem Ingroup-Outgroup-Schema verhaftet, es wird keine normative Orientierung erkennbar, die Herabwürdigungen Anderer generell missbilligt. Drittens führt Hannes ins Feld, dass viele Menschen solche Fotos am Smartphone hätten, so als würde eine verbreitete Praxis diese bereits tendenziell legitimieren (Gleichsetzen von Sein und Sollen). An späterer Stelle im Interview wird bezogen auf das gleiche Bild nochmals das Unverständnis des Polizeibeamten als Legitimations- und Verharmlosungsstrategie eingesetzt: Dieser habe u. a. moniert, dass es bei Mord schwerer sei als bei Verhetzung und Wiederbetätigung, einen richterlichen Durchsuchungsbefehl zu erhalten. Hier schwingt wieder mit, dass der Rechtsstaat mit zweierlei Maß messe, die Stelle verweist auf eine partielle Delegitimation des Rechtsstaates.

Hannes' Schilderungen seiner Kontakte mit der Polizei und der strafrechtlichen Untersuchung der ihm zur Last gelegten Tatbestände verweisen darauf, dass das unmittelbare Erleben staatlicher Sanktionsgewalt im konkreten Fall bedeutende Impulse zu seiner Abwendung von der rechtsextremen Gruppe beisteuert, indem die massive Bedrohung des eigenen Lebensentwurfs durch Freiheitsentzug abschreckend wirkt.

B: „Und jo hoit daunn-/ hoit wie des woar mit da Hausdurchsuchung. Des hod ma hoit daunn (*zwei Sekunden Pause*) ois hoit d' Augen aufgmocht. [...]“

I: „Wos woar für di do des Obschreckende?“

B: „A Gfängnisstrof. Wei dort woit i net hi. [...] Und des woa hoit daunn obschreckend fia mi. Und daunn hob i gsgot, na, mi interessiert des nimma. Se (*die rechtsextreme Gruppe, Anm. d. Verf.*) soin toa (= *tun, Anm. d. Verf.*), wos' wolln.“ (I8/29:9 ff.)

Um diese Wirkung entfalten zu können, müssen aber ebendiese Zukunftsorientierung und zugleich realistische Möglichkeiten vorliegen, sie auf normkonformem Weg zu realisieren, konkret einen Arbeitsplatz und eine berufliche Perspektive zu

haben. Zudem scheint die strafrechtliche Ahndung noch kaum Bewusstseinsänderung in Bezug auf die begangenen Straftaten zu zeitigen. Dies gilt vor allem in Bezug auf gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und Verhetzung über soziale Medien und wird verstärkt durch ungenügende Medienkompetenz und fehlendes kritisches Medienbewusstsein. Der Biograf artikuliert im Interview Erleichterung darüber, dass nicht alle entsprechenden Gesetzesverletzungen nachweisbar waren und das Strafverfahren für ihn dadurch vergleichsweise glimpflich ausging, weil zum Zeitpunkt der polizeilichen Untersuchung WhatsApp bereits eine „end-to-end“-Verschlüsselung eingeführt hatte.

Pflegeeltern

Infolge des Bekanntwerdens seiner rechtsextremen Kontakte und Aktivitäten droht Hannes eine essenzielle Ressource wegzubrechen, nämlich die Zuneigung und Unterstützung seiner Pflegefamilie, die sich zunächst enttäuscht von ihm zu distanzieren scheint – zumindest befürchtet der Biograf solch einen Bruch ernsthaft. Dieser Bruch hätte einen massiven Einschnitt im Gesamtverlauf der bisherigen Lebensgeschichte bedeutet. Dies abzuwenden, zeigt sich als starke Motivation für Hannes, sich von der rechtsextremen Gruppe und deren Aktivitäten zu distanzieren und das eigene Verhalten zu ändern.

„Jo, mir san eigentlich daunn, eh wie i die Scheiße baut hob, samma hoibigs (= *ziemlich, Anm. d. Verf.*) ausanaundgsprunga. Wei’s hoit enttäuscht woan, wei sie nie mit so wos grechnet hom. Daunn, wie des owa umi woar, san ma a wieder zaumgschwaßt gwesn eigentlich. Daunn hod eigentlich a wieder ois passt. Wei i hob die Scheiße beglichen, wos i gmocht hob. Und hob a gschaut, dass hoit ois wieder ins Rechte kummt, hoit ins Guade kummt, net jetzt wieder do ins aundere (*ins Rechtsextreme, Anm. d. Verf.*).“ (I8/23:1 ff.)

Somit zeigen sich nicht nur in der Hinwendung zur rechtsextremen Gruppe, sondern auch in der Abkehr von dieser Beziehungsaspekte von besonderer Relevanz: Motivierend wirkt der Erhalt bzw. die Wiederherstellung der Beziehung zu seinen Pflegeeltern, die er nicht verlieren wollte.

Der Beziehungsabbruch bleibt aus, die Pflegeeltern zählen vielmehr zu den wichtigsten unterstützenden Personen in einer Situation, in der er nicht mehr weiterweiß. Sie stehen ihm in vielerlei Hinsicht zur Seite, bieten ihm einen Zufluchtsort, organisieren ihm psychosoziale Unterstützung und erschweren ihm nicht zuletzt den neuerlichen Kontakt zur rechtsextremen Szene:

„Wei d’Mama (*gemeint ist die Pflegemutter, Anm. d. Verf.*) hod ma ihr Handy a net gebn zum Facebook geh oder wos. Weil die woan a grantig. Des woar erst noch zwa oder drei Monat hods ma amoi mei Tablet gebn, dass i moi daunn in Facebook einischaun deaf. Wei bis dorthi hob i a Tastenhandy ghobt.“ (I8/18:29 ff.)

Ohne seine Pflegeeltern hätte Hannes, so seine Selbstbewertung, die Situation nicht in den Griff bekommen, diese belastbare soziale Beziehungsressource leistet einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen der Distanzierung. Der leibliche Vater hingegen tritt in seinen Erzählungen zur Zeit der Abwendung von der rechts-extremen Szene nicht in Erscheinung, er scheint diesbezüglich keine große Rolle zu spielen.

Professionelle Unterstützung: Bewährungshilfe und Antiaggressionstraining

Die Strafverfolgung durch Polizei und Gericht löst unterschiedliche professionelle Unterstützungsmaßnahmen aus, die Hannes neue Möglichkeitsräume für Reflexions- und Handlungsaktivitäten eröffnen. Eine gerichtliche Verhandlung kann schlussendlich abgewendet werden, das Verfahren wird vorläufig eingestellt und Hannes kommt mit einer Probezeit unter Anordnung von Bewährungshilfe davon. Der Biograf zeigt ein klares Bewusstsein darüber, dass der glimpfliche Verlauf auch darauf zurückzuführen ist, dass er erstmals bei rechtsextremen Taten erwischt wurde und bei einem nochmaligen Vorfall ein deutlich ungünstigerer Ausgang zu erwarten sein wird. Das könne und wolle er sich nicht leisten, um seine Zukunft nicht zu gefährden, so reflektiert er im Interview.

Im Rahmen der Bewährungshilfe muss er eine KZ-Gedenkstätte besuchen und einen Rundgang mit einem Gedenkstättenpädagogen absolvieren. Dies beschreibt er als besonderes Ereignis: Zum einen wirkt hier die Authentizität der historischen Stätte der NS-Verbrechen auf ihn ein, die Ermordungen gewinnen eine neue Realität, sie sind nicht mehr eine abstrakte Zahl, sondern materialisieren sich vor Ort. Zum anderen – und dies erscheint mindestens so bedeutsam – baut der durch die Gedenkstätte führende Pädagoge eine Beziehungsebene mit ihm auf und interessiert sich in wertschätzender Weise für ihn und seine schwierige Situation, ohne in eine Täter-Opfer-Umkehr zu kippen. An dieser Stelle deutet sich wieder an, dass Hannes’ Ideologierungsgrad eher niedrig ist: Er scheint den Erzählungen und Argumenten des Gedenkstättenpädagogen zugänglich zu sein. Zudem zeigt er sich irritiert durch rechtsextreme Symbole (Hakenkreuz) und fremdenfeindliche Parolen, die kurz vor seinem Besuch auf die KZ-Mauern geschmiert worden sein dürften und während seines geführten Rundgangs entfernt werden. Er wird vor Ort mit der Herabwürdigung der Opfer konfrontiert. Das hinterlässt Eindruck, macht aus dem „Blödsinn“ offenbar eine gravierendere Tat.

I: „Und wie host du des erlebt do in (*Name der Gedenkstätte, Anm. d. Verf.*), wie woar des für di?“

H: „Irgendwie beschämend. Weils trotzdem so woar, ma hod eigentlich Scheiße baut in dera Szene. Und daunn hod ma eigentlich wieder gsehn, wos de wirkli tau hobn. I hob zwoar den Gaung in (*Name der Gedenkstätte, Anm. d. Verf.*) ghobt in da Hauptschul'. Owa in da Hauptschul', des is hoit sowos, do denkst da nix dabei, do bist hoit dort, damitst dort bist. Und daunn redst hoit trotzdem mit deine Schuikollegen. Und waunnst hoit allein dort bist, daunn erzöhst da der (*Gedenkstättenpädagoge, Anm. d. Verf.*) des hoit a wenig genauer, weilst hoit zuahorchn muasst, do bleibt da nix aundas über, du bist nur mit eam [...]. Und daunn kau er a genau auf irgendwos eingehn mit dir. Und woar hoit trotzdem hoart, waunn da der sogt, jo, na und do und do san de und de Leit umbrocht wordn und do und do is des und des passiert. (*zwei Sekunden Pause*) Und es woar hoit daunn im Nochein a net einfoch, daunn hob i ma imma so docht, so Oida, wos hob i tau? Und des woar daunn trotzdem schwierig, dass i daunn sog so, jo eigentlich is des eh voi normal, wos i tau hob, sondern des woar hoit daunn wirklich so-, des woar echt net in Ordnung vo mir.“ (I8/20:5 ff.)

Die Interviewpassage zeigt erstmals eine tiefer gehende Distanzierung von gruppenbezogenen Verhetzungstaten. Hannes benennt ein Gefühl der Beschämung und damit „eine der bedrängendsten Erfahrungen“ (Neckel 2000, S. 92), die das eigene Selbstbild und den Selbstwert gefährdet. Im konkreten Fall scheint es nicht nur als ein „von anderen beschämt werden“, sondern auch als „sich selbst schämend“ erlebt zu werden: „Indem man sich schämt, teilt man die Fremdbewertung als Selbsteinschätzung und rechtfertigt seine Bloßstellung als selbst verursacht.“ (ebd., S. 98). Scham tritt in dieser Form als Eingestehen und Selbstattribution von Verletzungen geteilter Normen in Erscheinung. Im Falle von Hannes können eigene Handlungen nicht mehr als harmloser Blödsinn abgetan werden, sondern müssen nun als in Widerspruch zu eigenen Werten und Normen stehend beurteilt werden. Symptomatisch hierfür erscheint Hannes' Wechsel in den Schilderungen seiner Erfahrungen und Reflexionen zwischen der dritten Person zu Beginn der Textstelle über die Du-Form hin zur Ich-Form bei entscheidenden Stellen: „Oida, wos hob i tau? [...] des woar echt net in Ordnung vo mir.“ (I8/20:21 f.).

Der Biograf besucht seiner Erzählung nach später nochmals mit seinem Ausbildungsbetrieb in einer Gruppe jugendlicher Mitarbeiter*innen freiwillig die Gedenkstätte und sie erhalten eine Führung durch einen Mann, der während der Zeit des Nationalsozialismus als Kind im Konzentrationslager interniert war. Diese direkte Begegnung mit dem Zeitzeugen wird als beeindruckend geschildert, durch das eigene Erleben gewinnt die Erzählung besondere Glaubwürdigkeit und Eindringlichkeit, der sich Hannes nicht entziehen kann. Sie berührt ihn emotional in besonderer Weise: „Und des is hoit scho heftig, waunnst do heast, wie des ois woar und wos do passiert ist.“ (I8/20:26 f.).

Um der eigenen Gewaltbereitschaft entgegenzuwirken, absolviert Hannes – höchstwahrscheinlich im Rahmen der Bewährungshilfe, auch wenn das von ihm nicht direkt so ausgewiesen wird – ein Antiaggressionstraining. Er scheint selbst wahrzunehmen, dass er Hilfe benötigt, um besser mit seinen Gefühlen umgehen zu können und keine Gewalttaten mehr zu setzen. Sein Resümee zu dieser Maßnahme fällt sehr positiv aus:

„Jo Gewoittraining hob i daunn Dings gmocht, Kaumpfsport. Und des, jo einfoch d’Aggression auslossn, afoch net d’Aggression auf an Menschen auslossn, sondern hoit auf an Boxsock oder afoch so in am normalen Kaumpf und net auf an Stroßnkaumpf oder wos. Wo äh-/ in an gschütztm Bereich hoid, wo nix passiern kau. Wo i net jetzt irgendwen an Zaun aushau oder wos und dafia wieder auf d’Polizei muass oder sowos, sondern afoch hoit gschützt. *(zwei Sekunden Pause)* Des woa eigentlich a net schlecht. Wei durch des hob i daunn nimma wirkli auf da Stroßn zuaghaut, obwoi eigentlich a jeder sogt so, a jeder wos Kaumpfsport mocht, haut auf da Stroßn nu mehr zua. Wo i ehrlich sogn muass, na, es is eigentlich net so. Du muasst di hoit mit die Trainings imma im Griff hobn und du muasst hoit a im Griff hobn, dass das draußen wirkli net verwendst.“ (I8/34:9 ff.)

Der Biograf beobachtet retrospektiv zwei zentrale positive Wirkungen: Einerseits habe ihm das Antigewalttraining die Möglichkeit geboten, in einem geschützten bzw. kontrollierten Bereich Aggressionen ausleben zu können, ohne jemanden zu gefährden. Andererseits habe er durch das Training gelernt, sich selbst „im Griff“ zu haben. Das absolvierte Antigewalttraining habe seine Impulskontrolle deutlich verbessert, sodass er nachher nicht mehr auf der Straße zugeschlagen habe.

Die Deliktverarbeitung als Teil der Bewährungshilfe stößt zunächst auf keine besondere Freude beim Biografen, die Notwendigkeit, sich nochmals mit den Geschehnissen und seinen Taten auseinandersetzen zu müssen, wird als mühsam und unangenehm geschildert:

„Wo i eigentlich scho ma docht hob so, jo, endlich kau i den ganzen Scheiß vagessen, und daunn sitz hoit do drinnen a halbes Joahr und daunn muasst hoit wieder ois vo vorn aufaunga. Und do host a, waß net, i glaub fuchzig Zettln woans, de hob i olle ausfülln miaßn. Jeds Moi bei an jedn Gespräch a Zettl. [...] Daunn haum sie si wieder mit dir besprochen [...].“ (I8/33:33 ff.)

Andererseits werden dem strukturierten Prozess der Auseinandersetzung mit den eigenen Delikten positive Wirkungen zugeschrieben. Der Biograf räumt ein, er habe dadurch gelernt, eine andere Perspektive auf die Vorfälle und seine eigenen Taten zu gewinnen:

B: „Des hod zwoa a ghoifn, owa stellweis woa’s hoit nervig [...]“

I: „Deaf i frogn, wos hod drau ghoifn?“

B: „Jo, wei’s trotzdem net schlecht woar, weis’d trotzdem wieder ois aufgoabeit host und daunn host a weng aundas drüber denkn kinna. [...] Du host di in die Situation eigentlich auf guad Deitsch nu moi einiversetzt. (*zwei Sekunden Pause*) Und des hod daunn a aundere Sichtweisen kloargstöt.“ (I8/34:2 ff.)

Zudem schildert Hannes, wie er sich mit Unterstützung der Bewährungshilfe bei den Personen, denen er Körperverletzungen zufügte, zu entschuldigen versucht. Er reflektiert im Interview seine Erfahrungen mit der direkten Begegnung mit den Betroffenen seiner Taten. Diese bewegen sich zwischen Ablehnung seiner Entschuldigung, deren Akzeptanz, nachdem es ihm gelingt, Gehör zu finden, und der Erkenntnis, dass mit Reue im Nachhinein die Tat nicht ungeschehen gemacht werden kann.

Neben diesen verschiedenen Maßnahmen im Rahmen der Bewährungshilfe erhält der Biograf kurze Zeit auch psychologische Unterstützung, die von seiner Pflegefamilie organisiert wurde. Der Wunsch dazu kam Hannes’ Darstellungen zufolge von ihm selbst, den Impuls dafür scheinen Empfehlungen aus der Verwandtschaft gegeben zu haben. Allerdings bricht er die Therapie bald wieder ab:

B: „Und Psychologen, [...] i woar zwoa dort, owa taugt hods ma net. (*zwei Sekunden Pause*) Do hob i mi hoit gführt, wie waunn i behindert wär. Na wirkli, de haum mi do stönweis erklärt, wie waunn i geistig abnorm wär.“

I: „Zum Beispü?“

B: „Jo mit dem Rechtsradikalen, haum gsogt, des is owa net normal, hob i gsogt, des waß i söwa a. Na und wieso mocht ma daunn sowos? Daunn haub i des ois erklärt und hots gsogt, jo und wieso haum Sie des daunn gmocht? Und des hods mi daunn fünf Moi hintaranaund gfrogt und daunn bin i gaunga.“

I: „Oiso, is s’ so moralisch kumman oder wos?“

B: „Jo. Des hoit i übahaupt net aus. [...] Und bin eh zur (*Pflegemutter, Anm. d. Verf.*) gaunga und hob gsogt, des kaunnt vagessn mit mir, wei do werd i nu deppater ois wos i vorher woar.“ (I8/34:20 ff.)

Der Biograf benennt hier eine Erfahrung der Stigmatisierung und erlebt pauschale moralische Verurteilung, vor denen er sich schützt, indem er sich der Situation wieder entzieht. Bemerkenswert erscheint, dass im Unterschied dazu die Deliktverarbeitung im Rahmen der Bewährungshilfe nicht abgebrochen wird, obwohl sie auch als unangenehm erlebt wird. Hannes bewertet sie im Nachhinein vielmehr als wirkungsvoll. Das Gespräch gibt nur ungenügende Indizien dafür, worin der Unterschied lag, in welchem Ausmaß etwa die drohenden negativen Sanktionen bei Abbruch der Bewährungshilfe (Wiederaufnahme des gerichtlichen Verfahrens) zum Durchhaltevermögen beigetragen haben könnten, ob ihm

in den Gesprächen mit der Bewährungshilfe mehr grundsätzliche Wertschätzung entgegengebracht wurde und weniger moralische Verurteilung widerfuhr etc. Im Gegensatz zum oben im Kontext des KZ-Besuchs benannten Gefühls der Beschämung erlebt der Biograf durch die Psychologin ungerechtfertigte Beschämung und Achtungsverlust,⁵ er macht sich diese Fremdwahrnehmung nicht zu eigen, sondern weist sie zurück. Reflexions- und Distanzierungsprozesse können deshalb bei dieser Maßnahme nicht in Gang gesetzt bzw. unterstützt werden.

3.6. Das Leben nach dem Ausstieg

Hannes' Leben nach seiner Distanzierung von der rechtsextremen Gruppe und Szene ist vorrangig durch Arbeit bzw. Lehre und Familie strukturiert. Zudem festigen sich Freundschaftsbeziehungen zu jungen Menschen aus seinem Herkunftsort wieder, die bereits vor – und in reduzierter Weise auch während – der rechtsextremen Phase bestanden. Seit kurzem lebt er auch in einer Beziehung. Zum Zeitpunkt des Interviews zieht Hannes gerade in seine erste eigene Wohnung.

Zu seiner leiblichen Mutter steht er nun nur mehr sporadisch in Kontakt. Seine Strategie ihr gegenüber schwenkt wieder Richtung Distanz, nachdem er die Erfahrung machte, dass ihn Nähe zu ihr in riskante Lebenslagen bringt. Auf Nachfrage erzählt er kurz vom letzten Kontakt eine Woche vor dem Interview und beschreibt dabei einerseits sein Verhältnis zu ihr nicht als Mutter-Sohn-Beziehung, sondern als eher lose Bekanntschaft. Andererseits zeigt er schon Interesse daran, wie es der Mutter geht, in welcher Lebenssituation sie ist: Sie sei aus der Sozialwohnung delogiert worden und wieder wohnungslos, so der Biograf. Inwieweit die Beziehung zur Mutter latenter Risikofaktor bleiben könnte, lässt sich nur unzureichend einschätzen. Insgesamt verweist das Interview bezüglich seines Verhältnisses zur Mutter auf ein vergleichsweise hohes Reflexionsvermögen. Zugleich wird kaum Wut oder Hass auf seine Mutter erkennbar, es werden auch nicht direkt Vorwürfe gegen sie erhoben. Seine Evaluationen wirken vielmehr eher wie ein abgeklärtes Nachdenken, es wirkt so, als hätte er mit ihrer problematischen Rolle in seinem Leben weitgehend seinen Frieden gemacht. Dies könnte u. a. darauf zurückzuführen sein, dass sich Hannes mit dieser Beziehung schon mehrfach mit professioneller psychosozialer bzw. sozialarbeiterischer Unterstützung auseinandergesetzt haben dürfte.

5 Neckel (2009, S. 111) beschreibt Schamgefühl als Mangel an Achtung und führt weiter aus: „Soziologisch lässt sich Achtungserwerb und Achtungsverlust als positive oder negative Chance rekonstruieren, in der Wahrnehmung anderer die Bedingungen eigener Wertschätzung bewahren zu können.“ (ebd.).

Auf die Frage, was er heute von rechtsextremen Ansichten halte, drückt sich Hannes vor deren klarer Ablehnung und verweist stattdessen auf den Grundsatz: „Es soi jeder sei Leben leben, wie a's leben wü.“ (I8/30:16 f.). Dies könnte implizieren, dass rechtsextreme Einstellungen nach wie vor toleriert werden, solange sie anderen nicht aufgezwungen werden. Inwieweit in dem Grundsatz vorrangig eine pluralistische Grundhaltung oder aber eine gewisse Verharmlosung von Weltanschauungen, die von fundamentaler Ungleichheit und rassistischen Ansichten geprägt sind, zum Ausdruck kommt, bleibt offen. Allerdings ist trotz insgesamt eher geringer Ideologisierung des Biografen ein Rest von Ressentiments gegenüber Menschen unterschiedlicher Herkunft bis heute wahrnehmbar, wie folgendes Zitat andeutet:

I: „Wie würdest du dei Einstellung jetzt zu Leuten mit Migrationshintergrund beschreibn?“

B: „Jo normal, is a a Mensch. Es is so. Es is hoid so, wir leben olle auf ana Kugl und es is hoit a jeder do, kaunn ma a nix ändern.“ (I8/31:1 ff.)

Das Menschsein wird Personen mit Migrationshintergrund grundsätzlich zuerkannt, dennoch scheint die Freude über sie nicht groß zu sein. Es lasse sich halt nicht ändern, dass sie auch da sind.

Wenige Monate vor dem Interview schließt Hannes seine Lehre erfolgreich ab und arbeitet nun im gleichen Industriebetrieb als Facharbeiter. Die berufliche Zukunft zeigt sich somit stabil und vielversprechend. Im Gespräch wird mehrfach erkennbar, dass berufliche Absicherung eine wichtige Orientierungsgröße für den Biografen darstellt: Er bestätigt etwa, jetzt ein Facharbeiter zu sein, und spezifiziert, dass er ein „fix angestellter“ Facharbeiter sei. Dies gibt seinem Leben materielle Sicherheit, Struktur und Sinn. Arbeit ist – so lassen die selbstevaluativen Ausführungen des Biografen im Interview schließen – weniger Selbstverwirklichung, sondern Anstrengung, für die mit Geld entschädigt wird. Das Gespräch verweist auf ein pragmatisch-positives Verhältnis zur Arbeit, der Beruf ist keine Berufung, sondern in erster Linie Broterwerb, hierfür aber von essenzieller Bedeutung und soll nicht mehr durch einen delinquenten Lebenswandel gefährdet werden. Generell will er seine Zukunftschancen nicht durch Strafdelikte beeinträchtigen: „Es geht um d'Oabeit, es geht um an Zivildienst, es geht um mei weitere Zukunft.“ (I8/13:25 f.). Diese klare Zielorientierung motiviert ihn, Delinquenz zu vermeiden.

3.7. Zur Rolle der Jugendarbeit

Da im Forschungsprojekt „BI:JU“ der Offenen Jugendarbeit besondere Aufmerksamkeit zukam, wird sie auch in den einzelnen Falldarstellungen gesondert thematisiert. Der Kontakt zu Hannes war zwar über eine Einrichtung der Offenen Jugendarbeit hergestellt worden, im Gespräch selbst thematisiert der Biograf allerdings erst auf Nachfrage seine Erfahrungen mit dem Jugendarbeits-Angebot in seiner Heimatregion. Mit seinem Einverständnis konnte auch ein Gespräch mit einer Jugendarbeiterin geführt werden, mit der er in Kontakt stand und gelegentlich nach wie vor steht. Die dadurch gewonnenen Einblicke ergänzen die nachfolgenden Darstellungen.

Hannes kommt seiner Erzählung nach mit etwa zwölf oder 13 Jahren mit den Jugendarbeiter*innen vor Ort erstmals ins Gespräch,⁶ plaudert gelegentlich auf der Straße vor der Schule mit ihnen und besucht manchmal auch die Anlaufstelle der Einrichtung. Der Biograf erinnert aus dieser Zeit vor allem Alltagsgespräche und weniger Gespräche über seine Probleme, auch wenn die Jugendarbeit von seinen Schwierigkeiten mit der Polizei mit 14 Jahren im Zusammenhang mit den Drogen gewusst habe. Aus dem Gespräch mit der Jugendarbeiterin lässt sich ableiten, dass diese vordergründigen Alltagsgespräche niederschwellige Formen der Intervention darstellen können. Mit ihnen lässt sich eine Vertrauensbeziehung aufbauen, durch sie können Wertschätzung und Interesse an der Person vermittelt werden und sie haben manchmal auch Entlastungsfunktionen, wie weiter unten thematisiert wird. Zudem kann in den Gesprächen mitunter auch dezent normverdeutlichend gearbeitet werden, indem den Jugendlichen im Anlassfall Informationen über geltende Gesetze – etwa zu Drogenkonsum o. Ä. – weitergegeben werden.

Die Jugendarbeiterin erinnert sich an Hannes in dieser Zeit als einen Jugendlichen „in dieser klassischen Orientierungsphase“ (I8a/6:14 f.), der im Streetwork-Gebiet der Einrichtung als Teil einer Gruppe unterwegs war, in der er noch nicht ganz seinen Platz gefunden hat, und der zugleich durch die schwierige Beziehung zu seiner Mutter sehr belastet wirkt. Zudem werden auch in dieser Zeit für die Jugendarbeit bereits in gewissem Ausmaß eine ablehnende Haltung gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund sowie antisemitische Einstellungen erkennbar. Diese seien aber in den Kontakten mit den Jugendarbeiter*innen und vor allem auch in Begegnungen mit anderen jugendlichen Nutzer*innen der Einrichtung mit unterschiedlichen ethnischen bzw. nationalen Herkunftskontexten nicht zur Geltung gekommen, sondern zugunsten eines akzeptierenden Mit- oder zumindest Nebeneinanders zurückgestellt worden, so die Erinnerung

6 Die Jugendarbeiterin erinnert den Erstkontakt etwas später mit ungefähr 14 Jahren. Solche Erinnerungsdifferenzen sind nicht unüblich und erscheinen nicht weiter von inhaltlicher Bedeutung für das Erkenntnisinteresse dieser Studie.

der Jugendarbeiterin. Hier deutet sich ein Wirkungspotenzial der Jugendarbeit an (vgl. Mayrhofer 2017a, S. 90 ff.), das allerdings im vorliegenden Fall durch Gegenkräfte, konkret durch den starken Kontaktwunsch zur leiblichen Mutter, die Teil einer rechtsextremen Gruppe ist, nicht nachhaltig zur Geltung kommt.

Während seiner Zeit in der rechtsextremen Gruppe bricht der Kontakt zur Jugendarbeit überwiegend ab („er hat sich richtig abgeschottet“ – I8a/8:1), wird aber in der Phase der strafrechtlichen Verfolgung und Bewährungshilfe wieder aufgenommen. Hannes meldet sich zunächst telefonisch wieder, so erinnert die Jugendarbeiterin, „[...] weil er wirklich fertig war, wo er das eben erfahren hat von seiner Mutter, dass sie irgendwie bei der Polizei gegen ihn ausgesagt hätte.“ (I8a/7:17 ff.). Auch im Interview mit Hannes wird erzählt, dass er in diesem Zusammenhang den Rat der Jugendarbeit gesucht habe:

„Wie i die Hausdurchsuchung ghobt hob, do hob i s' um Rot g'frot. Vos do ois aussakomma kaun. [...] Se haum gsogt, waunn i a Dings hob, hoit a Grichtsvahaundlung, daunn täten se mitfoahn, hoit unterstützen. Und se glaubn net, dass i ane hob. Sie wissens net, owa sie vermuten hoit [...] Jo, es hod eigentlich gstimmt.“ (I8/32:4 ff.)

Die Einrichtung bietet Gratisberatung mit einem Rechtsanwalt an, daran kann bei Bedarf auch eine Unterstützung durch den Rechtsanwalt bei einem rechtlichen Verfahren anschließen, gegebenenfalls über Verfahrenshilfe, wie über das Interview mit der Jugendarbeiterin in Erfahrung gebracht werden konnte. Im vorliegenden Fall erweist sich dies als nicht notwendig, u. a. auch deshalb, weil für Hannes bereits rechtlicher Beistand von anderer Seite (vermutlich der Pflegefamilie, dies wird aber nicht näher ausgeführt) bereitgestellt wurde. Zusammenfassend lässt sich resümieren, dass die Offene Jugendarbeit in der Phase des Ausstiegs zwar als zusätzliche Ressource im Hintergrund erkennbar und auch aktiviert wird. Allerdings verfügt Hannes über ausreichend familiäre und professionelle Unterstützung und kommt es eben zu keiner Verhandlung, sodass er die Unterstützungsangebote der Jugendarbeit nicht umfassender in Anspruch zu nehmen braucht. Die Jugendarbeiterin erinnert darüber hinaus Entlastungsgespräche mit dem Jugendlichen in dieser Phase, aber auch die Bedeutung von nicht problembezogenen Angeboten des Zusammenseins oder Einbezugs in Freizeitprojekte. Solche unterstützenden Wirkungen der Jugendarbeit werden in Hannes' Lebenserzählung thematisiert: „Dafaunga vom Alltag stellweis. Oder hoit a amoi Sochn vom Alltag los werd'n.“ (I8/32:20 f.) Die Gespräche mit den Jugendarbeiter*innen können entlastend wirken, auch wenn es sich vorgeblich um Alltagsgespräche handelt, so resümiert der Biograf.

Die Haltung der Jugendarbeit zu seinen extremistischen Aktivitäten beschreibt der Biograf als pragmatisch-lösungsorientiert. Im Gespräch mit der Jugendarbeiterin wird auf die große Bedeutung einer akzeptierenden Haltung

und ressourcenorientierten Perspektive in der Begegnung mit den Jugendlichen generell und auch mit jenen, die extremistische Tendenzen unterschiedlicher Ausprägung erkennen lassen, verwiesen:

„[...] wir haben mit ihnen drüber gesprochen und diskutiert. Aber per se nicht von uns aus, sondern wenn sie da drüber diskutieren wollten, dann haben wir ihnen den Raum gegeben. Aber wir [...] haben uns auf andere Sachen fokussiert, wie zum Beispiel eben Lehrstellensuche oder andere Themen, die da aktuell waren. [...] Wir haben halt bewusst gesagt, weil es eh überall so massiv in den Medien war, haben wir bewusst gesagt, okay, wir setzen das jetzt nicht als zentrales Thema ein, sondern wir arbeiten mit den Kids, dass wir halt einfach schauen, okay, welche anderen Themen sind da oder welche Ressourcen gibt es und wie können wir die Ressourcen einsetzen? [...] also ich mache das immer gern bei irgendwelchen Projekten, wenn du dann Jugendliche in irgendeiner Art und Weise einbindest, das ist ja so persönlichkeitsstärkend, dass sie dann schon von alleine viel besser reflektieren.“ (I8a/14:9 ff.)

Dabei steht eine persönlich-freundschaftliche Beziehungsebene zu ihnen im Sinne einer niederschweligen Rollengestaltung (vgl. Mayrhofer 2012, S. 184 f.) im Vordergrund, die auch Hannes im Gespräch reflektiert: „Do gehst net hin mit so, so mit dem Gwissn so, oh, des san Sozialbetreuer oder irgendwas, sondern eher, de san wie Freind und jo.“ (I8/33:16 f.). Der Biograf beschreibt die Offene Jugendarbeit als ganzheitliches, generalistisches Unterstützungsangebot, das Hilfe in sehr verschiedener Weise anbietet, etwa auch in rechtlicher Hinsicht oder bei familiären Problemen.

3.8. Analyse des persönlichen Beziehungsnetzwerks während der extremistischen Lebensphase

Persönlichen Beziehungsnetzwerken kommt sowohl bei der Hinwendung und Verfestigung extremistischer Orientierungen als auch in Distanzierungsprozessen eine bedeutsame Rolle zu (vgl. Becker 2008). Sie können in unterschiedlichen Lebensphasen und Formen zu Risiko- oder Schutz- bzw. Resilienzfaktoren werden respektive auf solche Faktoren verstärkend einwirken. Dies wird in der bisherigen Fallrekonstruktion bereits an mehreren Stellen erkennbar. Im Rahmen des Interviews mit dem Biografen wurde zur systematischeren Erfassung des konkreten Netzwerks und seiner Effekte eine Netzwerkkarte (soziales Atom – vgl. Schwinger 2016) angefertigt. Nachfolgend sind die zentralen Analyseergebnisse einerseits zur von Hannes gezeichneten Netzwerkkarte und andererseits zum dabei geführten Gespräch zusammengefasst.

Gesamtgestalt des Netzwerks zum Zeitpunkt der extremistischen Phase

Das im Interview gezeichnete Beziehungsnetzwerk weist zum Zeitpunkt von Hannes' Mitgliedschaft in der rechtsextremen Gruppierung neben dem im Netzwerkkarten-Vordruck zentral positionierten „ICH“ sieben unterschiedliche Akteur*innen aus, die mit einer Ausnahme keine einzelnen Personen, sondern Gruppen und Institutionen darstellen.⁷ In der eingetragenen Reihenfolge sind dies: Polizei, (rechtsextreme) Szene, leibliche Mutter (als „Mum“ eingetragen und einzige individuelle Akteurin), Familie, Freunde, Streetwork und Arbeit. Zwischen diesen Netzwerkknoten wurden keine Verbindungen eingezeichnet, wobei die Mutter wieder eine Ausnahme bildet, da sie auch als mit der Szene verbunden dargestellt ist. Aus dem geführten Gespräch geht aber hervor, dass teilweise auch zwischen den anderen Netzwerkknoten Verbindungen bestanden und bestehen.

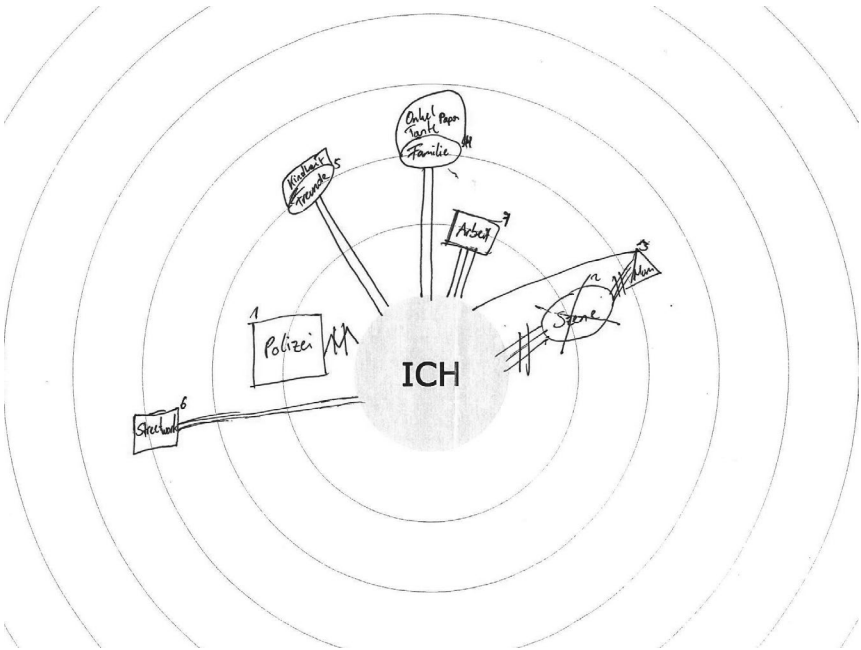


Abb. 1: Hannes' Beziehungsnetzwerk in der extremistischen Lebensphase

⁷ Beim Netzwerkknoten „Familie“ wurden zwar ergänzend ebenfalls drei Personen rollenspezifisch bezeichnet, allerdings geschah dies auf Bitte der Interviewerin und ist somit extern induziert.

In der retrospektiven Rekonstruktion seines Beziehungsnetzwerks zum Zeitpunkt der Szenemitgliedschaft beginnt Hannes mit der Polizei, die links vom zentralen „ICH“ positioniert wird. Ihr wird sogleich auf der anderen Seite des Netzwerkzentrums die rechtsextremistische Gruppierung, von Hannes als „Szene“ bezeichnet, gegenübergestellt. Beide Akteurskreise sind sehr nahe am „ICH“ eingezeichnet, unterscheiden sich aber klar in der abgebildeten Verbindungsqualität: Die Beziehungslinie zur Polizei ist schwach (nur ein Strich) und konflikthaft ausgewiesen, diejenige zur Szene stark (drei Striche) und positiv. Es hat den Anschein, als würden diese beiden Netzwerkkreise das „ICH“ in der Waage halten – oder es in entgegengesetzte Richtungen ziehen. Die wenigen verbalen Ergänzungen von Hannes beim Einzeichnen von Polizei und Szene in die Netzwerkkarte verweisen darauf, dass es ihn zur Szene, mit der er „ganz eng in Verbindung“ gestanden habe, hingezogen haben dürfte, die Polizei ihn aber von dort gewissermaßen wegzog, indem sie seine Zeit und Aufmerksamkeit konfrontativ in Beschlag nahm.

Eine überraschende Position weist Hannes seiner leiblichen Mutter in der Netzwerkkarte zu: Sie wird zunächst nicht direkt mit ihm verbunden, sondern an der anderen Seite der „Szene“ mit ebenfalls drei Beziehungsstrichen angekopfelt, sodass Letztere zwischen Hannes und seiner Mutter steht.⁸ Ob die rechtsextreme Gruppierung als Brücke bzw. Bindeglied zu ihr oder im Gegenteil als Bollwerk bzw. Schutzschirm gegen sie gedient haben könnte, erschließt sich aus der Zeichnung nicht, lässt sich aber durch das Gespräch zum Zeichenvorgang näher bestimmen: Auf Nachfrage der Interviewerin bestätigt Hannes, dass die Mitgliedschaft in der rechten Szene Mutter und Sohn vorrangig verbunden habe. Dadurch scheint aber die auch vorher brüchige Mutter-Sohn-Beziehung nicht gestärkt, sondern eventuell sogar noch schwächer geworden bzw. in den Hintergrund getreten zu sein. Hannes bejaht das Deutungsangebot der Interviewerin, die Szene habe die Mutter abgelöst, weitgehend: „So ziemlich, ja.“ (18/39: 30).

Anschließend wird die Familie eingezeichnet, und zwar zunächst undifferenziert, auf Bitte der Interviewerin spezifiziert Hannes durch eine ergänzende Blase, dass sie vorrangig aus Onkel, Tante, d. h. den Pflegeeltern, sowie dem leiblichen Vater, aber auch noch anderen Verwandtschaftsmitgliedern (Großeltern etc.) bestehe. Diese einzelnen Personen sind als (herausragende) Mitglieder einer Gruppe vermerkt, der Biograf verbalisiert auch während des Zeichnens, dass er die Familienmitglieder als Gruppe sieht und nicht als Einzelpersonen, d. h., es sind weniger „individualisierte Beziehungen“, sondern kollektive Zugehörigkeiten (vgl. hierzu auch Straus/Höfer 2009). Die Beziehung zur (Pflege-)Familie wird über zwei Striche symbolisiert, d. h. zum Zeitpunkt der Szenemitgliedschaft als mittelstark charakterisiert. Zugleich ist die Familiengruppe ungefähr doppelt so

8 Der einzelne direkte Beziehungsstrich zwischen Mutter und Sohn wurde erst später hinzugefügt und steht für die aktuell (d. h. zum Zeitpunkt des Interviews) bestehende Verbindung zur Mutter.

weit vom „ICH“ entfernt wie die Szene. Dies trifft auch auf die Freundesgruppe der Kindheit (d. h. vom Ort des Aufwachsens) zu: Sie wird im Anschluss an die Familie in der Netzwerkkarte verzeichnet, ist gleich weit wie diese vom „ICH“ entfernt und mit diesem ebenfalls mit zwei Linien verbunden.

An vorletzter Stelle trägt Hannes den Kontakt zur Offenen Jugendarbeit ein, und zwar am weitesten weg vom „ICH“, aber immerhin mit zwei Beziehungslinien. Aus Hannes verbalen Ergänzungen während des Zeichnens lässt sich ableiten, dass offenbar doch weiterhin ein gewisser Kontakt zu den Jugendarbeiter*innen bestand, er sich aber darum bemüht zu haben scheint, ihnen in der rechtsextremen Phase keine vertiefenden Einblicke in sein Leben zu ermöglichen.

Abschließend verzeichnet Hannes neben der Familie die Arbeit in der Netzwerkkarte. Sie ist gleich nahe wie die Polizei und die „Szene“ verortet und mit dem „ICH“ durch drei gerade Striche verbunden, die Beziehung wird also als nahestehend, stark und positiv charakterisiert. Bemerkenswerterweise ergänzt er seine Arbeit erst auf Nachfrage der Interviewerin in der Karte, er scheint selbst erstaunt darüber zu sein, dass er diesen wichtigen Lebensbereich einzuzeichnen vergaß. Dies könnte sich ein Stück weit aus der Beobachtung erklären, dass die Arbeit eine nahezu selbstverständliche Grundkonstante seines Lebens darstellt – offenbar so selbstverständlich, dass er sie zunächst nicht als erwähnenswert wahrnimmt. Im anschließenden Gespräch lässt er große Klarheit darüber erkennen, dass der Arbeit ein hoher Stellenwert in seinem Alltag und seiner Lebensplanung zukommt und sein Handeln daran orientiert war und ist, sie nicht zu gefährden: „Die Arbeit war mir wichtig. Die wollte ich überhaupt nicht verlieren.“ (I8/41:19).

Die von Hannes angefertigte Netzwerkkarte verdeutlicht, dass die stärksten Verbindungen zum Zeitpunkt der Mitgliedschaft in der rechten Szene einerseits zu dieser Szene und andererseits zur Arbeit bestehen. Ihr wird eine zumindest ebenso gewichtige Stellung zugewiesen wie Ersterer. Am weitesten weg sind die Akteur*innen aus der Region, in der der Biograf aufwuchs: Familie, Freund*innen der Kindheit und die Einrichtung Offener Jugendarbeit. Die nahen Akteur*innen Arbeit und Szene hingegen sind räumlich der Landeshauptstadt, in der Hannes auch die Lehre absolviert, zuzuordnen (vermutlich auch die Polizei angesichts der zur Last gelegten Delikte). Lediglich die Position der leiblichen Mutter weicht hier ab, da sie auch relativ weit weg vom „ICH“ eingezeichnet wurde, der intensive Kontakt wird lediglich über die Szene hergestellt. Das Gespräch stimmt mit der Zeichnung überein: Die Kontakte bzw. Beziehungen aus der Kindheit und frühen Jugend treten etwas in den Hintergrund, auch wenn immer noch mittelstarke Beziehungen gegeben sind – sie reißen also nicht ab, werden auch nicht ganz schwach. Zugleich scheinen diese persönlichen Beziehungskreise nicht mit der rechten Szene zu überlappen.

Nicht eingezeichnet wurden die Kontaktnetzwerke über soziale Medien (vor allem Facebook), obwohl zum Zeitpunkt der Szenemitgliedschaft ein sehr großes Netzwerk besteht. Entweder gehören sie zur „Szene“ global dazu oder sie werden nicht als wirkliche Beziehungen verstanden. Die erhobenen Daten geben hierauf keine klare Antwort.

Beziehungsdynamiken und -veränderungen

Die Veränderungen der Beziehungen nach Abkehr von der extremistischen Szene wurden im Interview nur mündlich erhoben, eine Eintragung in die Netzwerk-karte war nicht vorgesehen, auch wenn Hannes im Falle der Beziehung zu seiner Mutter und zur Szene nachträglich Ergänzungen in der Zeichnung vornahm.⁹ Das Gespräch über diese Veränderungen bestärkt nochmals, dass die in der Zeit der rechtsextremen Gruppenmitgliedschaft reduzierten Kontakte zum Familien- und Freundeskreis der Kindheit und frühen Jugend in der Heimatregion nach Abbruch der Kontakte zur Szene wieder stark an Bedeutung gewinnen. Die Verbindungen zu ihnen waren auch in der rechtsextremen Zeit nicht ganz gekappt worden, sodass sie nun als Ressource für den Ausstieg wirksam werden und die wegbrechenden sozialen Kontakte kompensieren können. Das während der Zeit in der rechtsextremen Gruppe bei aller Einschränkung weiterhin diversifizierte Beziehungsnetzwerk stellt einen wichtigen Resilienzfaktor dar und macht den Ausstieg aus der Szene leichter. Dies ist auch deshalb gut möglich, weil die verschiedenen Beziehungskreise (am Heimatort, in der rechtsextremen Szene, Arbeit) relativ unabhängig voneinander sind und sich nicht überlappen. Wären sie stark integriert bzw. konzentrisch angeordnet, wäre Hannes abhängiger und könnte den Kontakt nicht so leicht abbrechen (vgl. hierzu die Studie von Becker 2008).

Die Familie und der Freundeskreis im Heimatort hingegen stehen Hannes' Schilderungen zufolge in Kontakte miteinander, auch wenn keine Beziehungslinien zwischen ihnen eingezeichnet sind. Der Biograf beschreibt, dass sie sich in ihrer Sorge um ihn absprachen, um mehr Informationen zu den vor ihnen verborgenen Entwicklungen zu erhalten. Die Rolle der Freund*innen im Heimatort zeigt sich nun ein wenig klarer, sie dürften sich proaktiv um Kontakt zu Hannes bemüht haben.

Durch den Wegfall der Kontakte zur rechtsextremen Gruppe bricht die starke, wenn auch nur mittelbare Verbindung zur leiblichen Mutter ab. Die Distanzierung seiner Mutter von der Szene bewertet der Biograf als „so lala“. Der einzelne direkte Beziehungsstrich vom „ICH“ zur Mutter steht für die aktuell, d. h. zum

9 Sowohl der einzelne direkte Verbindungsstrich zwischen dem „ICH“ und seiner Mutter als auch die durchtrennenden Striche zu Szene und zwischen Szene und Mutter wurden von ihm erst im Gespräch über die Veränderungen angebracht.

Zeitpunkt des Interviews bestehende Beziehung zu ihr. Diese wird somit als eher schwach und distanziert charakterisiert, ist aber zugleich nicht als konflikthaft ausgewiesen. Hannes spricht von einem Kontakt „auf Abstand“. Er könnte eventuell ein latenter Risikofaktor bleiben, zugleich treten aber die anderen Lebensbereiche und Beziehungskreise als stabil und nachhaltig genug in Erscheinung, um solch eine Entwicklung nicht besonders wahrscheinlich erscheinen zu lassen.

Neben dem privaten Beziehungs- und Unterstützungsnetzwerk wird in der Zeit des Ausstiegs einerseits der Polizei als normverdeutlichender und sanktionierender Instanz eine bedeutende Rolle zugeschrieben. Die Konfrontation mit ihr machte ihm offenbar klar, dass er sich für eine Seite entscheiden muss. Andererseits kommen nach dem Abbruch der Beziehung zur Szene die Kontakte zum professionellen Hilffsystem hinzu. Der damit angebotenen und professionell unterstützten Reflexion der Geschehnisse und eigenen Handlungen wird vom Biografen eine wichtige Rolle beim Weg raus aus der Szene zugesprochen. Er erwähnt zudem, nach wie vor gelegentlich in Kontakt zur seinerzeitigen Bewährungshelferin zu stehen, wobei nicht in Erfahrung gebracht wurde, ob es sich dabei um einen freiwilligen oder nach wie vor angeordneten Kontakt handelt.

Die Arbeit ist der einzige Akteurskreis, dessen Position sich zwischen der Lebensphase in der rechtsextremen Gruppe und dem Interviewzeitpunkt nicht verändert. Die hohe Identifikation mit der Arbeit und dem konkreten Industriebetrieb, in dem Hannes beschäftigt ist, bildet eine tragende Konstante in seinem Leben seit Einstieg in die Lehre mit 15 Jahren. Der Erhalt seines Lehr- bzw. Beschäftigungsverhältnisses motivierte die Distanzierung von extremistischen Kreisen und Sinnangeboten ganz maßgeblich mit.

Im Gespräch mit Hannes erwies sich das Zeichnen der Netzwerkkarte als wertvolles ergänzendes Erhebungsinstrument, das zusätzlich zur Visualisierung der Beziehungskonstellationen auch noch weitere Erinnerungen anregte und den Biografen dabei unterstützte, zentrale Aspekte resümierend zusammenzufassen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse fanden teilweise bereits Eingang in die vorangehenden Ausführungen bzw. werden nachfolgend in die abschließende Zusammenfassung der wichtigen Risiko- und Resilienzfaktoren einfließen.

3.9. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren

Die detaillierte Fallrekonstruktion offenbart das Zusammenwirken von unterschiedlichen Risiko- und Resilienzfaktoren im biografischen Verlauf, die abschließend nochmals herausgearbeitet und in ihren Verknüpfungen und wechselseitigen Verstärkungen oder Abschwächungen dargestellt werden sollen. Dabei kommt neben der personalen Ebene (individuelle Kompetenzen und Ressourcen) vor allem den Kontextstrukturen und Umweltbedingungen großes Augenmerk

zu, da sich individuelle Kompetenzen und Ressourcen im Zusammenspiel mit externen Faktoren entfalten und abhängig von deren Beschaffenheit höchst unterschiedlich wirksam werden können.

Fallstudie „Hannes“: Risiko/Resilienzfaktoren

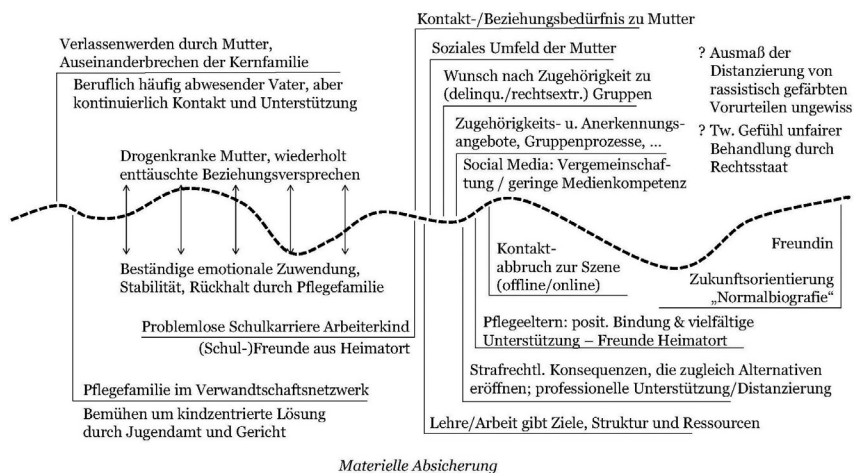


Abb. 2: Grafische Darstellung des Zusammenwirkens von Risiko- und Resilienzfaktoren in Hannes' Lebensverlauf

Der Beginn von Hannes' Leben weist durch unzureichende elterliche Sorge eine ungünstige Ausgangssituation auf, die vom Biografen insbesondere in Erfahrungen des Verlassenwerdens seitens der drogenkranken Mutter erinnert wird. Die häufige Abwesenheit des Vaters erklärt und akzeptiert er hingegen mit beruflichen Verpflichtungen. Als Konsequenz bricht die Familie auseinander und das Kind kommt im Alter von zwei Jahren unter Einschaltung von Jugendamt und Gericht zu Onkel und Tante, die in der Folge zu seinen Pflegeteltern werden. Dies erweist sich als ressourcenorientierte sowie kindzentrierte Lösung und bietet Hannes die Möglichkeit, in förderlichen familiären Strukturen in einem ihm bereits vertrauten Umfeld aufzuwachsen.

Trotz dieser positiven Wendung der frühkindlichen Verlaufskurve zeigen sich Kindheit und Jugend von stets enttäuschten Beziehungsankündigungen der Mutter überschattet. Zugleich werden aber bereits früh Versuche des Biografen erkennbar, sich vor den Enttäuschungen zu schützen und räumliche sowie emotionale Distanz zur Mutter zu suchen. Die Pflegeteltern hingegen erweisen sich als Quelle von emotionaler Zuwendung, Stabilität und Ressource für verschiedene Bedürfnisse (u. a. auch Ausbildung). Sie stehen in der Lebenserzählung und -deutung von Hannes für das Positive, das ihm im Leben widerfahren ist,

während die Mutter mit den Instabilitäten und Gefährdungen im Lebensverlauf in Verbindung gebracht wird. Zwischen diesen gegensätzlichen Kräften stehend verortet sich der Biograf in seiner Kindheit und Adoleszenz. Die Beziehung zum leiblichen Vater, der für die materielle Basis und für Freizeitaktivitäten zuständig zu sein scheint, stellt sich als beständig und im Grunde positiv, wenn auch nicht übermäßig eng dar. Generell kann sich der Biograf durchgehend auf eine solide materielle Lebensbasis verlassen.

Hannes absolviert mit Volksschule, Hauptschule und einjährigem Polytechnikum eine Schullaufbahn, die ihn auf den Einstieg in eine Lehre vorbereitet. Auch wenn er keine besondere Begeisterung für schulisches Lernen zu erkennen gibt, charakterisiert er sich selbst als Schüler, der sich zum Glück nicht besonders anstrengen muss, um gute Noten zu erhalten. Die Institution Schule fügt ihm demnach keine nennenswerten Versagenerfahrungen zu, sondern lässt ihn die Erfahrung machen, dass er sich auf seine kognitiven Kompetenzen ausreichend verlassen kann. Darüber hinaus kann er im schulischen Kontext stabile Freundschaften aufbauen, auf die er später als Ressource zurückgreifen kann.

Es gibt Hinweise darauf, dass in Hannes' sozialem Umfeld in der Kindheit und frühen Jugend – in der Peergroup und eventuell auch im familiären Kontext – „gemäßigte“ Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit verbreitet gewesen sein dürften. Der Biograf berichtet eigene Erfahrungen mit „Ausländern“, die entsprechende Ressentiments bereits vor der Mitgliedschaft in der rechtsextremen Gruppe erkennen lassen und für die Übernahme rechtsextremer Weltanschauungen förderlich gewesen sein dürften. Dies ist als spezifischer Risikofaktor zu werten, dadurch erhöht sich die individuelle Anschlussfähigkeit an rechtsextreme Sinn- und Anerkennungsangebote.

Die Phase der jugendlichen Identitäts- und Zugehörigkeitssuche bei schrittweiser Loslösung vom Elternhaus birgt allgemein Risiken in sich, in Verknüpfung mit der problematischen Mutter-Sohn-Beziehung ergeben sich daraus bei Hannes spezifische Risiken. Die Identitätssuche des Heranwachsenden manifestiert sich auch als eine Suche nach dem abwesenden Elternteil, d. h. der Mutter, die in sehr prekären Verhältnissen lebt und für den Biografen seinen Darstellungen zufolge zum sozialen Knotenpunkt zunächst zu delinquenten Jugendlichen und später zur rechtsextremen Gruppe wird. Das eigene, wieder stärker werdende Bedürfnis nach Kontakt und Nähe zur Mutter wird in dieser speziellen Konstellation zum Risikofaktor. Wiederholt will er einer sozialen Gruppe angehören, die ein Naheverhältnis zu seiner Mutter hat – im Falle der rechtsextremen Gruppe ist sie ebenfalls Mitglied. Als wiederkehrendes Motiv für die Übernahme delinquenter Handlungsweisen erweisen sich persönliche Beziehungen zu Personen, die einen delinquenten Lebenswandel führen; Gruppendynamiken verstärken diese Prozesse. Die Zugehörigkeits- und Anerkennungsangebote der Gruppe(n) dürften kompensatorische Funktion für die weiterhin prekäre Beziehung zur Mutter

erfüllen. Auf die rechtsextreme Szene bezogen wirkt diese Gefährdungslage mit der schon gegebenen weltanschaulichen Nähe zu extremistischen Ingroup-Outgroup-Schemata verstärkend zusammen.

Gesonderte Beachtung verdient die Rolle sozialer Medien in den extremistischen Netzwerken, die mehrfach als Gefährdung und verstärkendes Element kritischer Entwicklungen sichtbar werden: Sie treten zwar bei Hannes nicht als Impulse für die Hinwendung zum Extremismus in Erscheinung, stellen aber ein wichtiges Medium der Vernetzung und Vergemeinschaftung in der Gruppe und darüber hinaus mit einer größeren rechtsextremen Szene dar. Sie bieten eine niederschwellige Möglichkeit zum Einstieg in den Aktivismus. Durch diese Medien werden abwertende Vorurteile und rassistisches Gedankengut verbreitet und gefördert, indem etwa Memes gezielt als Propagandamittel genutzt werden, um extremistische Positionen harmloser erscheinen zu lassen und so die Grenzen des Zumutbaren auszuweiten. Geringe Medienkompetenz und fehlendes Bewusstsein dafür, dass das Teilen solcher Bilder eine propagandistische Handlung darstellt und den Straftatbestand der Verhetzung erfüllt, werden beim Biografen zu zusätzlichen Risikofaktoren. Damit geht auch ein sorgloser Umgang mit Kontakten über soziale Medien einher: Hannes ist über Facebook und WhatsApp mit zahlreichen Personen der rechtsextremen Szene befreundet, die er größtenteils nicht persönlich kennt und deren Rolle und Aktivitäten er ungenügend beurteilen kann.

Als herausragender Resilienzfaktor stellt sich die berufliche Orientierung und Einbindung des Biografen dar: Hannes weist eine durchgehende berufliche Ausbildungslaufbahn auf, er absolviert die gesamte Zeit in der rechtsextremen Gruppe weiter seine Lehre und ist bemüht, die Schwierigkeiten im Privatleben vom Berufsleben fernzuhalten. Die Arbeit zeigt sich sowohl hinsichtlich der Alltagsstrukturierung als auch materieller Ressourcen und beruflicher Zukunftschancen als essenzieller Stabilitätsfaktor, der in besonderer Weise für den Lebensentwurf und die Zukunftsorientierung des Biografen steht und als positive Motivation dient, sich von der Szene abzuwenden. Hierfür sind einerseits die persönliche Sinnorientierung und ein ausgeprägtes Arbeitsethos – beides vermutlich in der familiären Sozialisation gefördert – grundlegend. Andererseits müssen diese individuellen Voraussetzungen auch auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen treffen, die es ermöglichen, diese Ziele zu realisieren: Es braucht entsprechende Ausbildungs- und Beschäftigungsangebote, sonst werden die Lebensperspektiven enttäuscht. Hannes hat konkrete berufliche Zukunftschancen, diese will er nicht durch Strafdelikte beeinträchtigen.

Ebenso große Bedeutung kommt der Beziehung zu den Pflegeeltern als Genekraft zu den extremistischen Zugehörigkeitsangeboten zu. Hannes versucht, seine rechtsextremen Aktivitäten vor ihnen zu verbergen, um die Beziehung zu ihnen nicht zu gefährden. Er scheint eine Art Doppelleben aufrechtzuerhalten, bis dies aufgrund der polizeilichen Ermittlungen nicht mehr möglich ist. Die strafrechtliche Verfolgung führt dem Biografen eindrucksvoll vor Augen, dass er

etwas zu verlieren hat, nämlich neben seiner Lehrstelle insbesondere auch die Beziehung zu seinen Pflegeeltern. Diese zu retten, ist für ihn wichtiger Orientierungspunkt beim Ausstieg aus der rechtsextremen Gruppe. Beziehungsaspekte erweisen sich somit nicht nur beim Einstieg in die Gruppe, sondern auch bei der Abkehr von dieser von besonderer Relevanz. Zugleich bieten ihm Familie und ein Freundeskreis außerhalb der Szene hierfür günstige Bedingungen, da sich diese Personenkreise nicht mit den rechtsextremen Kreisen überlappen. Hannes stehen somit alternative Beziehungsangebote und Anerkennungsformen bei der Abwendung von der Gruppe zur Verfügung, die von großer Bedeutung für deren Gelingen sind (vgl. Becker 2008, S. 476).

Dies bringt auch folgendes Zitat zum Ausdruck, in dem Hannes die unterstützenden Faktoren bei der Distanzierung von der rechtsextremen Gruppe benennt. Es deutet zugleich an, dass durch das biografische Interview eine neue Sichtweise auf die Wichtigkeit der Arbeit als Resilienzfaktor entstand, deren zentraler Stellenwert nun von ihm bewusster wahrgenommen wird – so kann Biografieforschung unbeabsichtigt zu Biografiearbeit werden:

I: „Wenn du da (*auf der Netzwerkkarte, Anm. d. Verf.*) jetzt alles so anschaut, [...] welche Stellen und Personen waren besonders wichtig, dass du da wieder rausgekommen bist?“

B: „Die Familie. Dann im Nachhinein auch die Arbeit eigentlich, weil was ich mir gedacht habe, wenn das in die Firma geht, dann bin ich weg, dann habe ich keine Arbeit mehr. Dann sind auch die Freunde-, es haben dann eigentlich viele mit der Familie zu tun gehabt und die haben halt dann eh zusammengeholfen. [...] dann haben sich die immer mehr zusammengeredet und dann haben sie gschaut, dass sie irgendwie was rausfinden über mich. Dann durch die Polizei eigentlich und NEUSTART (= *Bewährungshilfe, Anm. d. Verf.*). Mit NEUSTART habe ich erst im Nachhinein zu tun gehabt. Aber hauptteils eigentlich Familie, Freunde, Polizei und NEUSTART. Sonst wäre ich da sicher nicht mehr rausgekommen. Wenn ich nie erwischt worden wäre, wäre ich nie rausgekommen. Dann hätte ich immer so weitergetan.“

I: „Dann wärst du noch immer in dieser Szene drinnen gewesen?“

B: „Ja. Außer es wäre mir wirklich zu heftig worden. Ja, obwohl ich glaube, je älter ich war, desto mehr hätte ich drauf geschissen. Naja.“ (I8/43:23 ff.)¹⁰

Neben dem privaten Unterstützungsnetzwerk und der Arbeit nennt der Biograf die polizeilichen Ermittlungen bzw. die Strafverfolgung und die unmittelbar erfahrbare gravierende Sanktionsdrohung, die ihm die Notwendigkeit verdeutlicht habe, sich konsequent für einen Weg entscheiden zu müssen. Der eigene

10 Der Interviewteil zur Netzwerkkarte wurde etwas weniger sprechgetreu transkribiert, d. h. ohne genaue Wiedergabe des Dialekts, von Sprechpausen und gesprächsunterstützenden Lauten, sehr wohl aber wortgetreu.

Lebensentwurf ist dadurch massiv bedroht. Dies kann im konkreten Fall in Verbindung mit realisierbar erscheinenden Alternativen, die künftige Lebenschancen zu wahren versprechen, bedeutsame Impulse zur Abwendung von der rechtsextremen Gruppe geben. Zudem verliert Hannes durch Beschlagnahme der digitalen Endgeräte im Zuge der polizeilichen Ermittlung die Online-Kontakte zur rechtsextremen Szene und nimmt dies mit Unterstützung seiner Pflegeeltern auch als Chance für einen radikalen Kontaktabbruch zu diesem Personenkreis an.

Durch die strafrechtliche Ahndung werden im vorliegenden Fall nur ungenügend Einstellungs- und Handlungsveränderungen bezüglich der begangenen Straftaten angestoßen. Dies gilt insbesondere für die Delikte der Verhetzung und der Herabwürdigung über soziale Medien, aber auch in Bezug auf die mehrfach verübten Körperverletzungen. Die Strafverfolgung durch Polizei und Gericht löst jedoch professionelle Unterstützung im Rahmen der Bewährungshilfe aus, die nachhaltigere Wirkungen erkennen lässt: Die Interviewpassage, in der Hannes eine Einzelführung durch eine KZ-Gedenkstätte schildert, zeigt erstmals eine tiefer gehende Distanzierung von rassistischen und antisemitischen Verhetzungstaten. Zum einen wirkt hier die Authentizität der historischen Stätte der NS-Verbrechen auf ihn ein, zum anderen baut der durch die Gedenkstätte führende Pädagoge eine Beziehungsebene mit ihm auf und interessiert sich in wertschätzender Weise für ihn. Zudem wird er vor Ort mit der Herabwürdigung der Opfer des Nationalsozialismus konfrontiert, dies lässt die eigenen Verhetzungen in einem gravierenderen Licht erscheinen. Das absolvierte Antigewalttraining habe seine Impulskontrolle deutlich verbessert, so resümiert der Biograf, sodass er nachher nicht mehr auf der Straße zugeschlagen habe. Das Training kann dabei auch auf einem bereits vorhandenen Unbehagen und einer Ablehnung massiver und vorsätzlicher körperlicher Gewalt aufbauen, wie etwa auch die oben zitierte Interviewstelle („zu heftig geworden“) andeutet. Dies führte bereits vor der strafrechtlichen Verfolgung zu ersten Distanzierungstendenzen von der Szene.

Die Deliktverarbeitung im Rahmen der Bewährungshilfe wird zwar als unangenehm beschrieben, doch räumt Hannes ein, er habe durch den strukturierten Prozess der Auseinandersetzung mit den eigenen Delikten gelernt, eine andere Perspektive auf die Vorfälle und seine eigenen Taten zu gewinnen. Im Gegensatz dazu wird die auf eigenen Wunsch von der Familie organisierte psychologische Unterstützung als ungerechtfertigte Beschämung und pauschaler Achtungsverlust erfahren und zurückgewiesen, d. h. die Therapie abgebrochen. Reflexions- und Distanzierungsprozesse können mit dieser Maßnahme im konkreten Fall offenbar nicht in Gang gesetzt werden.

In dieser biografischen Fallrekonstruktion wird die Offene Jugendarbeit zwar als zusätzliche Ressource im Hintergrund erkennbar, die auch kurz nach der Hausdurchsuchung um Rat bezüglich der Gerichtsverhandlung gefragt wird und für Entlastungsgespräche zur Verfügung steht. Allerdings verfügt Hannes über

ausreichend familiäre sowie andere professionelle Unterstützung und braucht deshalb auf das Unterstützungsangebot der Jugendarbeit nicht umfassender zurückzugreifen.

Als zentrale Säulen in Hannes' insgesamt gelingender Abwendung von der rechtsextremen Szene werden, so soll abschließend nochmals betont werden, seine Zukunftsorientierung, die mit einem gesetzeskonformen Leben in Einklang steht, sowie eine konkrete und realisierbare berufliche Perspektive und soziale Zugehörigkeits- und Anerkennungsangebote außerhalb der rechtsextremen Szene erkennbar. Hierzu zählen auch entsprechende Rahmenbedingungen in beruflicher Hinsicht, die als essenzielle Resilienzstrukturen des gesellschaftlichen Umfeldes zu betrachten sind. Auf diesen Säulen können alle anderen Maßnahmen, die ebenfalls den Distanzierungsprozess zu unterstützen vermögen, aufbauen. Als potenzieller Risikofaktor verbleiben Ressentiments gegenüber Menschen unterschiedlicher Herkunft, nach wie vor sind in Bezug auf die Verhetzungstaten teils auch Verharmlosungsstrategien und Rechtfertigungsnarrative erkennbar. Während sich somit das Disengagement als weitreichend geglückt darstellt, zeigt sich die kritische ideologische Auseinandersetzung und Distanzierung als Teil einer nachhaltigen Deradikalisierung etwas brüchiger.

Weiterhin bestehen auch gelegentliche Kontakte zur leiblichen Mutter, der Biograf lässt aber mehrfach ein vergleichsweise hohes Reflexionsvermögen in dieser Hinsicht erkennen. Er erweckt den Anschein, als habe er sich mit der problematischen und belastenden Beziehungserfahrung ausreichend ausgesöhnt – vermutlich u. a. mit psychosozialer bzw. sozialarbeiterischer Unterstützung. Zu einer Erweiterung des Beziehungsnetzwerks tragen auf privater Ebene in jüngerer Zeit die neue Freundin und deren Familie bei.

Die Art und Weise, wie eine Person ihre bisherige Lebensgeschichte erzählt und deutet, beeinflusst das persönliche Potenzial, sich mit biografischen Herausforderungen auseinanderzusetzen und im eigenen Leben in Wechselwirkung mit der gesellschaftlichen Umwelt zurechtzufinden. An Hannes' Lebenserzählung und -deutung fällt auf, dass er zu zwei sehr stärkenden Lebensbereichen und -phasen, nämlich zu seiner Kindheit mit den Pflegeeltern sowie zur Berufsausbildung und Arbeit, noch kaum lebensgeschichtliche Erzählungen entwickelt hat. Die schwierigen Faktoren und Erfahrungen stehen deutlich im Vordergrund. Hier kann wichtiges Potenzial für Biografiearbeit ausgemacht werden, indem Individuen dabei unterstützt werden, zu diesen biografischen Ressourcen Erzählungen und ein biografisches Gedächtnis zu entwickeln, das die Fähigkeit zur reflexiv-autonomen Gestaltung des eigenen Lebens fördert.

4. Fallstudie „Luaneshe“: starke familiäre Bindung, diversifizierte Sozialkontakte und innere Autonomie

Hemma Mayrhofer

Unter dem Pseudonym „Luaneshe“ soll die biografische Fallrekonstruktion einer jungen Frau vorgestellt werden, die zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 20 ist. Sie wird Anfang der 1990er Jahre im Kosovo als zweites von drei Kindern geboren. Der Vater der Familie geht ungefähr zur gleichen Zeit als Gastarbeiter nach Österreich, die Mutter zieht die Kinder überwiegend allein bzw. im Verwandtschaftsgefüge vor Ort auf. Die frühe Kindheit wird bereits von den Kriegen in anderen ehemaligen jugoslawischen Teilstaaten überschattet. Als die Biografin sechs Jahre alt ist, erreicht der Krieg das Dorf, in dem die Familie wohnt. Die Mutter flüchtet mit den drei Kindern und einer Gruppe anderer Dorfbewohner*innen vor den Soldaten über die Berge nach Mazedonien zu Verwandten. Nach etwa einem halben Jahr im mazedonischen Exil kehrt die Familie nach Ende der Kriegshandlungen in das Heimatdorf zurück und trifft dort auf die Verwüstungen des Krieges. Die Kinder wachsen in einer von Mangel und Entbehrungen gezeichneten Nachkriegsgesellschaft auf. Als Luaneshe zehn oder elf Jahre alt ist, folgt die Mutter dem Vater nach Österreich, die Kinder bleiben vorerst bei Verwandten im Kosovo und können erst ungefähr drei Jahre später nachgeholt werden.

In Österreich lebt die fünfköpfige Familie zunächst in beengten Wohnverhältnissen. Luaneshe ist noch schulpflichtig und beginnt ohne nennenswerte Deutschkenntnisse eine österreichische Schule zu besuchen. Nach sehr kurzer Zeit wird sie der Schule aufgrund von Gewalttätigkeit gegen einen Mitschüler türkischer Herkunft verwiesen. Sie kommt an eine neue Schule und freundet sich dort mit zwei Mitschülern an, die ebenfalls kosovo-albanischer Herkunft sind. Es folgen mehrere Jahre in einer kosovo-albanischen Community, die von ethnisch-nationalistischen und biologistischen Zugehörigkeitsdefinitionen sowie rigiden Ingroup-Outgroup-Schemata dominiert ist. Die Biografin präsentiert sich als Teil einer delinquenten Subkultur und schreibt sich eine respektierte Führungsrolle in der Community zu. Wiederholt wird hohe Gewaltbereitschaft erkennbar.

Mit Anfang 20 erlebt Luaneshe parallel zum eskalierenden Syrienkrieg einen zunehmend antiislamistischen bis antimuslimischen öffentlichen Diskurs und wendet sich islamistischen Identifikationsangeboten zu. Allerdings erfolgt keine umfassendere Einbindung in eine lokale extremistische Gruppe, vielmehr

ist die Biografin gleichzeitig in Kontakt mit einem Jugendzentrum und nutzt dort neben Freizeitangeboten und sozialpädagogischer Unterstützung auch ein arbeitsmarktpolitisches Angebot.

Die schrittweise Abwendung von der islamistischen Szene, mit der auch ein Abbruch der Offline- und Online-Kontakte einhergeht, erfolgt parallel zu einer Arbeitsphase in einem Altenheim. Nach einer Phase der Arbeitslosigkeit und einer abgebrochenen Lehre arbeitet Luaneshe seit kurzer Zeit als Security für ein großes Unternehmen.

4.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview

Die Erzählaufforderung der Interviewerin schlägt eine Fokussierung auf die Lebensphase der Kindheit vor, bleibt aber ansonsten thematisch breit, die Biografin wird gebeten, zu erzählen, an was sie sich erinnern kann. Die Frage wird von Luaneshe mit einem „Uff“ kommentiert, aber unmittelbar aufgegriffen. Die Stegreiferzählung weist zu Beginn die formale Gestalt eines Berichts mit eher niedrigem Narrationsgehalt auf, in den Evaluierungen eingeflochten sind. Sie beginnt mit dem Geburtsjahr Anfang der 1990er Jahre, das sogleich mit dem „Krieg im Balkan“ (I10/1:11) in Zusammenhang gebracht wird. Die Kindheitserzählung ist vom näher rückenden Krieg und der anschließenden Flucht der Mutter mit den drei Kindern geprägt. Die Zeit im Exil wird zunächst ausgelassen, an die Flucht schließen unmittelbar Erinnerungen an die Rückkehr in das verwüstete Heimatdorf an: Von der Kindheit zu erzählen bedeutet offenbar, von Krieg, Flucht, Überlebenskampf, Zerstörung und getöteten Menschen zu erzählen. Das anfängliche „Uff“ der Biografin auf die Frage nach den Kindheitserinnerungen erschließt sich nun in neuer Bedeutung.

Trotz der sehr knapp gehaltenen Erzählungen wirken diese gefühls- bzw. ausdrucksstark und ziehen in den Bann. Sie werden durch eindrückliche Evaluierungen wie etwa „[...] aber diese Bilder (*von verstümmelten Leichen, Anm. d. Verf.*) bekommst du ja nicht weg“ (I10/1:19f.) ergänzt und verstärkt. Zugleich wechselt die Biografin immer wieder zwischen der ersten und der zweiten Person Singular, wenn sie über eigene Erlebnisse berichtet. Sie verwendet etwa die Du-Form, als sie über die Fluchterfahrung spricht: „Einfach alles lassen, was du hast, und weggehen, damit du sozusagen überlebst.“ (I10/1:15). Auch über (andere) eigene Fremdheitserfahrungen spricht Luaneshe teils in der zweiten Person Singular. Durch diesen erzählerischen Kunstgriff des Wechsels zwischen Ich-Erzählung und Du-Erzählung scheint sie manche Inhalte auf eine gewisse Distanz zu bringen, aber dennoch Nähe bestehen zu lassen – jedenfalls mehr Nähe als bei „man“-Formulierungen, die kaum jemals verwendet werden. Und auch für Zuhörende, konkret die Interviewerin, wirkt die Du-Form stärker einbeziehend. Die Distanz wird zugleich durch das Zurückwechseln zur Ich-Form wieder

gebrochen: Luaneshe formuliert teils auch sehr traumatische Erfahrungen in der Ich-Form, etwa wenn sie berichtet: „Ich habe mit sechs, sieben (*Jahren, Anm. d. Verf.*) schon Leichen gesehn ohne Körperteile, ohne Kopf und alles.“ (I10/1:17 f.)

Bereits die erste Passage der Stegreiferzählung verweist auf eine hohe Erzählkompetenz von Luaneshe. Sie versteht es, eine stringente inhaltliche Struktur zu realisieren und dabei einen Spannungsbogen aufzubauen und sich um eine gute Verständnisebene mit der ZuhörerIn zu bemühen. Sie scheint sowohl bei sich und ihrer Geschichte zu sein als auch im aufmerksamen Kontakt mit der Interviewerin zu stehen. Ihre Erzählungen und Evaluierungen sind dazu angetan, Empathie für die Person zu wecken, über die sie berichtet: über sich selbst als Kind.

Die Biografin wechselt von einer Evaluierung der Kriegserfahrungen abrupt zu einem knappen Bericht der Migration der Familie nach Wien, beginnend mit der mindestens eineinhalb Jahrzehnte früheren Arbeitsmigration des Vaters und endend mit dem Nachzug der Kinder Mitte der 2000er Jahre. Sie beschreibt und evaluiert die Erfahrungen des Fremdseins, Nichtverstehens und Nichtdazugehörens. Die Szene des Ankommens in der kleinen Wohnung der Eltern in Wien wird genauer erinnert und mit höherer Indexikalität als Dialog mit der Mutter über den fehlenden Garten erzählt. Nahtlos schließt daran der äußerst knappe Bericht über die erste kurze und negative Schulerfahrung an, er wird mit einer Erzählkoda abgeschlossen, die das Ereignis als Ende der Kindheit markiert: „Das war meine Kindheit“.

Allerdings erfolgt nun keine Redeübergabe an die Interviewerin, sondern die Biografin beginnt unmittelbar anschließend eine neue Erzählung, die mit einem Abstrakt eingeleitet wird: Sie wendet sich dem Thema zu, wie sie „zu Nazi wurde“ (I10/1:34 f.), d. h. wie ihr Einstieg in die kosovo-albanische Community mit stark ausgeprägten ethnisch-nationalistischen Ingroup-Outgroup-Schemata verlief. Der Absatz ist von einer Gemengelage an Textsorten gekennzeichnet, er umfasst neben kurzen Berichtsteilen auch längere evaluative Stellen und verdichtete Situationsbeschreibungen.

Dieser inhaltliche Abschnitt – er endet mit einer Evaluierung – wird ohne Pause im Sprechen mit der zeitlichen Markierung „Und irgendwann [...]“ (I10/1:39) in einen nächsten thematischen Schwerpunkt übergeleitet: Luaneshe führt aus, wie sie mit dem Jugendzentrum in Kontakt kam. Die Interviewstelle ist stark von Evaluationen ihrer damaligen Ansichten geprägt. Sie mündet in eine Beschreibung nationalistischer Symbole, derer sich die Biografin bediente, und in eine kurze Nachfrage-Antwort-Passage zu diesen Symbolen mit der Interviewerin.

Wieder wird ein neuerlicher Themenwechsel bzw. der Übergang zur darauffolgenden Lebensphase von der Biografin mit „Und irgendwann [...]“ eingeleitet. Genau genommen werden zwei neue Entwicklungen erzählt: das Kennenlernen einer Jugendarbeiterin und der zeitlich ungefähr parallele Überstieg von der ethnisch-nationalistischen Szene zu islamistischen Identifikationsangeboten und Kreisen. Luaneshe bezieht die Interviewerin an dieser Stelle aktiv ein, indem

sie nachfragt, ob diese einen bestimmten zentralen Szenevertreter kenne, und ihr auf deren Verneinen hin dessen Rolle und Biografie kurz erläutert. Gleich anschließend vergewissert sie sich, nicht zu schnell zu erzählen, sie wird von der Interviewerin daraufhin bestärkt, „so wie du willst“ (I10/3:6) zu erzählen. Die Biografin nimmt den Erzählfaden wieder auf und schildert ihren Einstieg in die jihadistische Szene sowie die daraus resultierenden Veränderungen in ihrer Lebensweise in einer Gemengelage aus Bericht, verdichteten Situationsbeschreibungen und Evaluierungen.

Die Interviewpassage über die islamistische Lebensphase wird mit einem kurzen thematischen Einschub unterbrochen, der sich wieder auf die Jugendarbeiterin bezieht, die Luaneshe in dieser Lebensphase ebenfalls kennenlernte. Nachdem die Biografin kurz die Gespräche mit ihr erwähnt, greift sie die Rahmen-erzählung zur „Moslemzeit“ (I10/2:20) wieder nahtlos auf. Die Textstelle, in der Luaneshe die damit einhergehenden Veränderungen in ihrem Leben reflektiert, besteht überwiegend aus Erläuterungen und Bewertungen. Zwischendurch stellt die Biografin kurz einen Bezug zur Interviewsituation her und reflektiert: „Bah, [...] ich hab urlang nicht so darüber geredet.“ (I10/3:30f.). Sie markiert damit diese Form des Sprechens über ihr Leben als seltenes Ereignis, aber nicht als erstes Gespräch dieser Art, auch wenn vergleichbare Gespräche offenbar zeitlich weit zurückliegen.

Die Stegreiferzählung wird durch eine kurze Sprechpause und einem anschließenden „und jetzta“ (I10/4:2), das die Hinwendung zur Gegenwart angedeutet, beendet. Es folgt aber wieder eine Sprechpause, die von der Interviewerin für die gesprächsimmanente Nachfrage, was dann gekommen sei und wie sie aus der Szene wieder weggekommen sei, genutzt wird. Die Biografin greift die Frage auf, es folgen mehrheitlich (durch die Nachfrage in gewissem Ausmaß evozierte) Argumentationen, teilweise gemischt mit kurzen Berichten oder Beschreibungen. Genau genommen lassen sich Argumentation bzw. Evaluation und Erzählung in diesem Interviewabschnitt analytisch kaum trennen, da die Biografin von ihrem damaligen Reflexions- und Erkenntnisprozess erzählt und diesen dabei zugleich nachargumentiert. Auffällig erscheint, dass Luaneshe in der Gesprächspassage, die von der Trauer ihrer Mutter über die Entwicklung ihrer Tochter handelt, größtenteils über die eigenen Erfahrungen und Selbstreflexionen wieder in der zweiten Person Singular spricht. Zugleich vermittelt die Textstelle starke Emotionen und löst auch beim Zuhören bzw. Lesen emotionale Reaktionen aus. Dies wird dadurch verstärkt, dass sie die Interviewerin mit einbezieht, sie durch die Formulierung „Und ich weiß nicht, wie bei dir das is, [...]“ (I10/4:24) einlädt, sich in ihre Situation hineinzuversetzen und darüber nachzudenken, wie es ihr selbst in solch einer Situation ergehen würde. Das deutet Luaneshes Kompetenz an, mit anderen Menschen in einen Austausch zu treten und sie reflexiv und emotional in ihre Lebenserzählung einzubinden. Diese Muster in der Lebensdarstellung setzen sich fort, als die Biografin anschließend davon erzählt und darüber resümiert, welche

Bedeutung ihre neue Tätigkeit in einem Altenheim für die sukzessive Loslösung von der islamistischen Szene hatte. Auch hier fällt besonders auf, dass häufig in der Du-Form über autobiografische Erfahrungen gesprochen wird. Zudem scheinen auch hier damalige, eventuell aber auch spätere Deutungsprozesse der neuen Erfahrungen sowohl nacherzählt als auch nachargumentiert zu werden.

Die Biografin springt dann aus eigenem Impuls zu einer früheren Lebensphase zurück, die von delinquenten Handlungen wie Drogenhandel und Schutzgelderpressung geprägt war. Der Gedanke an diese Lebensphase kommt nach kurzer Nachdenkpause im Anschluss an die Reflexionen über die Gründe ihrer Abkehr von der jihadistischen Szene und Lebensweise. Die Thematik „Irrwege“ wird somit fortgesetzt. Ganz kurz findet auf die Frage der Interviewerin, wie es zu den delinquenten Handlungen gekommen sei, auch der Leukämietod der Schwester Erwähnung. Der Gesprächsabschnitt wird von einigen Verständnisfragen der Interviewerin mitstrukturiert, die bei Luaneshe zusätzliche Erinnerungen auslösen und sie schließlich dazu animieren, ihre Rolle als Beschützerin anderer Personen (kosovo-)albanischer Herkunft zu beschreiben. Wieder stellt die Biografin fest, sehr lange nicht über diese Zeit gesprochen zu haben, sie scheint ein Stück weit von ihren Erinnerungen überrascht bzw. eingeholt zu werden.

Auf die Bitte, eine konkrete Erinnerung zu erzählen, erfolgen zunächst Ausweichversuche und verdichtete Situationsbeschreibungen. Nach nochmaliger Bitte der Interviewerin, Luaneshe möge versuchen, sich zurückzuerinnern und einen individuellen Vorfall zu erzählen, lässt sich die Biografin darauf ein und beginnt detailliert einen Vorfall wiederzugeben, der sie in ihrer Rolle als Beschützerin und Verteidigerin von Albaner*innen darstellt. Die Erzählung weist eine sehr hohe Indexikalität auf, damalige Dialoge werden aus der Erinnerung heraus wortwörtlich wiedergegeben (ohne dass hier die tatsächliche Übereinstimmung mit dem Ereignis geprüft werden könnte). Bislang gab es noch keine vergleichbar detailliert erzählte Stelle im Gespräch. Luaneshe setzt nahtlos mit einer zweiten Erzählung zu einem ähnlich gelagerten Ereignis fort und zeichnet die damalige Szene und Dynamik mit mehreren Wendepunkten und Auflösung in ausführlichen Narrationen nach. Sie unterbricht die Erzählung des sich zuspitzenden Ereignisverlaufes durch die Frage, ob sie rauchen könne, und stellt sich mit Zustimmung der Interviewerin rauchend ans Fenster. Es wirkt, als habe sie das Erzählen des damaligen Vorfalls etwas aufwühlt oder in den seinerzeitigen Stress zurückversetzt. Das weitere Geschehen wird von Luaneshe am Fenster stehend und rauchend in großer Ausführlichkeit fertig erzählt und mit der Koda „Das war so Nazizeit“ beendet.

Daran schließt eine Interviewphase mit gesprächsimmanenten Nachfragen der Interviewerin an, beginnend mit der Kindheit im Kosovo, die aber nur mit wenigen verdichtete Situationsbeschreibungen beantwortet werden. Auch nähere Fragen zum Vater lösen nur sehr knappe Antworten aus. Erst die Fragen nach der Zeit im Krieg bringen etwas längere Antworten und ergänzen die

Eingangserzählungen um einige zusätzliche Erinnerungen. Wieder wechselt Luaneshe oft in die Du-Form beim nun relativ ausführlichen Erzählen der Fluchterfahrungen. Auch als sie nochmals und mit mehr Details die Rückkehr ins Heimatdorf und die Erinnerungen an die dort vorgefundenen Verwüstungen erzählt, switcht sie immer wieder von der Ich- in die Du-Erzählung und zurück. Die Nachfrage der Interviewerin zur Zeit zwischen Rückkehr aus dem Exil und Migration nach Österreich führt zu einem eher kurzen Bericht mit eingeflochtenen Evaluierungen über den Besuch einer behelfsmäßigen Schule im Kosovo. Luaneshe leitet danach, dem chronologischen Lebensverlauf erneut folgend, von selbst auf die Zeit der Migration über.

Es schließt eine Phase lockeren Plauderns zwischen den beiden Gesprächspartnerinnen über Wohnort- und Musikvorlieben an, die verdeutlicht, dass Luaneshe auf Augenhöhe mit der Interviewerin kommuniziert. Sie lässt viel Selbstsicherheit und Selbstbewusstsein erkennen und zeigt sich nicht von der „Wissenschaftlerin“ beeindruckt, sondern macht sich scherzend über bürgerlichen Musikgeschmack (Mozart) lustig. Der Dialog deutet hohe Kommunikationskompetenzen und soziale Sicherheit im Kontakt mit einer an sich fremden Person an. Nach kurzer Zeit führt die Interviewerin das Gespräch zurück zu einem „Erzählzapfen“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 239) zu Beginn des Interviews und bittet darum, noch einmal von der ersten Schulphase in Österreich zu erzählen. Luaneshe beginnt daraufhin eine relativ ausführliche Erzählung mit hoher Indexikalität zum ersten massiven Konflikt in der Schule sowie den daran anschließenden Schulwechsel und zu ihrer Gruppenbildung mit zwei Schulkollegen kosovo-albanischer Herkunft. Es folgt eine nähere Schilderung ihres Hineinwachsens in die kosovo-albanische Community in ihrem Lebensumfeld, die sich zwischen Bericht und verdichteter Situationsbeschreibung bewegt und wieder oft in der zweiten Person Singular erfolgt.

Das restliche Interview wird vorrangig durch gesprächsimmanente Nachfragen der Interviewerin nach unterschiedlichen Lebensphasen strukturiert, zwischendurch schwenkt das Gespräch aber auch zeitlich zu früheren Lebensabschnitten zurück. Luaneshe lässt sich wiederholt auf ausführlichere Erzählungen ein, u. a. zur Zeit ihrer Tätigkeit im Altenheim. Das Interview endet vorzeitig nach eineinhalb Stunden, da die Biografin zur Arbeit muss. Am Schluss des Gesprächs steht eine bilanzierende Frage danach, was Luaneshe anderen Menschen aus ihren Lebenserfahrungen mitgeben würde. Vereinbart wird ein Folgetermin, zu dem auch die Netzwerkkarte angefertigt werden soll. Dieser Termin kommt allerdings nicht zustande, Luaneshe sagt wiederholt ab bzw. verschiebt das Gespräch auf unbestimmte Zeit.

4.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik

Schon die ersten Sätze von Luaneshes Stegreiferzählung bringen eine steigende Bedrohung zum Ausdruck: Die Biografin wird in einem gesellschaftlichen Umfeld geboren, an dessen Horizont sich Kriegsgefahren abzeichnen. Der Krieg greift auf das eigene Land über, als Luaneshe sechs oder sieben Jahre alt ist. Eine negative Verlaufskurve ist für alle noch im Kosovo lebenden Familienmitglieder vorgezeichnet: Die Familie ist den Entwicklungen ausgeliefert, findet sich in einer Ereignisverstrickung wieder und versucht, sich durch Flucht zu retten. Dies bedeutet einen radikalen Bruch mit dem bisherigen Leben, das zurückgelassen werden muss. Die externen Faktoren wirken sehr stark auf die Lebensmöglichkeiten und den tatsächlichen Verlauf des Lebens von Luaneshe ein. Das Aufwachsen in einer Gesellschaft im Krieg reduziert die persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten der Biografin insgesamt enorm bis hin zur Lebensbedrohung, aber auch hinsichtlich der psychischen und sozialen Entwicklung. Darüber hinaus ist ein Heranwachsen in einem infrastrukturell allgemein begrenzten gesellschaftlichen Rahmen vorgezeichnet, in dem um die Aufrechterhaltung der Grundbedürfnisse (Leben, Nahrung, Kleidung, Schutz vor Natur etc.) gerungen werden muss. Langfristige negative Folgen auf verschiedenen Ebenen (psychisch, sozial, materiell, kulturell) sind wahrscheinlich.

In die Verlaufskurve ist durch die Flucht ein konditionelles Reagieren auf die äußeren Umstände eingefügt, die Familie schmiedet einen Plan und organisiert Ressourcen, um ihn in die Tat umzusetzen – und schafft es auch, ihn zu realisieren. Es bleibt aber keine selbstgewählte Entscheidung der Familie und noch viel weniger der Biografin, die als kleines Kind noch umfassender den äußeren Bedrohungen ausgeliefert ist. Die Familie wird vielmehr von den Entwicklungen getrieben und findet im Exil in Nordmazedonien sukzessive zu einer brüchigen Stabilität, die dennoch vom Ausnahmezustand gekennzeichnet ist.

Danach kehrt die Familie in ein von den Kriegshandlungen und -gräueln gezeichnetes soziales Umfeld zurück. Die Möglichkeiten der Schulbildung zeigen sich begrenzt, dadurch wird bei der Biografin eine tendenziell ungünstige Bildungsverlaufskurve grundgelegt: Aus der (Nach-)Kriegsgesellschaft resultiert Bildungsarmut. Lediglich die Familie bzw. Verwandtschaft wird in diesem Lebensumfeld als ermöglichend und Schutz bietend erkennbar. In diesem Zeitraum erfährt Luaneshe wieder einen – wenn auch temporären – Verlust: Als sie etwa zehn oder elf Jahre alt ist, folgt die Mutter dem Vater nach Österreich. Diese Verlassenserfahrung wird als geplanter und den Kindern mitgeteilter Schritt beschrieben, die Familie setzt große Bemühungen, die negative Verlaufskurve zu durchbrechen. Mit ungefähr 14 Jahren ereignet sich in Luaneshes Leben eine weitere von der Familie initiierte Wende: Die Kinder werden nach Österreich nachgeholt, die Familie wiedervereint. Luaneshe ist in dieser Phase nach wie

vor in einer passiven Rolle, in einer Verlaufskurve, bei der zunächst offen ist, ob für sie persönlich dadurch neue Chancen durch bessere Lebensbedingungen im neuen Land realisierbar werden.

Die Ankunft in Österreich bedeutet eine abrupte Veränderung des Lebensumfeldes, hinzu kommen die unbekannte Sprache und die unvertraute Lebensweise, lediglich die Kernfamilie (vor allem Mutter und Geschwister) bleibt als Konstante. Die negative schulische Verlaufskurve setzt sich fort und verdichtet sich: Die schulische Eingliederung scheitert an mehreren Faktoren und beim Versuch der gewalttätigen Selbstbehauptung wird Luaneshe der Schule verwiesen. In der neuen Schule bietet sich ein unerwarteter Wendepunkt, der einen Wandlungsprozess in Gang setzt – eine Entwicklung hin zu einem biografischen Handlungsschema, das zugleich aber zur Polarisierung beiträgt und Risiken einer neuen negativen Verlaufskurve in sich trägt. Luaneshe freundet sich mit zwei Mitschülern an, die wie sie kosovo-albanischer Herkunft sind. Die Gemeinschafts- und Ermächtigungserfahrung ermöglicht ihr eine Art Stabilität in einer instabilen Situation. Sie kann zudem trotz der Bildungsdefizite und Sprachschwierigkeiten die Pflichtschule positiv abschließen, ohne eine darüber hinaus gehende Bildungskarriere anzustreben.

Es folgt ein Prozess der sozialen Schließung, Luaneshe wächst sukzessive in eine stark geschlossene und auf nationale bzw. ethnische Herkunft fokussierende Community hinein. Innerhalb dieser Community entwirft sie sich einerseits selbst in einer aktiven, dominanten und mächtigen Rolle und behauptet sich bei Bedarf auch mit Gewalt. Andererseits wird eine gewisse Getriebenheit sichtbar und scheinen auf diese Weise Heimat- und Beziehungsverluste sowie mangelnde Zugehörigkeitsangebote seitens der Aufnahmegesellschaft in Österreich kompensiert werden zu müssen. Zudem erscheint eine kriminelle Karriere vorgezeichnet und setzt eine Verlaufsdynamik ein, die einen eigenen Sog entwickelt, der eine Umkehr schwer erscheinen lässt.

Wieder führen äußere Veränderungen zu einem Wandlungsprozess, der allerdings zunächst wieder in eine Verlaufskurve übergeht: Der sich parallel zum Syrienkrieg zunehmend polarisierende Diskurs über Menschen muslimischen Glaubens lässt Abwertungen und Ausgrenzungen als Muslima zentral werden, für die islamistische Identifikationsangebote wirksamere Möglichkeiten der positiven Selbstabgrenzung von der österreichischen Mehrheitsgesellschaft bieten. Auch wenn sich dieser Prozess vorrangig als negative Verlaufskurve beschreiben lässt, deuten sich darin individuelle Lernprozesse und ein proaktives Suchen nach persönlich befriedigenden Sinn- und Zugehörigkeitsangeboten an. Insgesamt erscheint die „Moslemzeit“ bereits etwas heterogener, diversere Impulse werden sichtbar. Eine zusätzliche Aufweichung der rigiden Ingroup-Outgroup-Schemata kann zudem dadurch greifen, dass Luaneshe ungefähr ab dem Zeitpunkt des

Einstiegs in die islamistisch-jihadistische Szene parallel immer wieder ein Jugendzentrum besucht. Dadurch erschließen sich auch neue Ressourcen für Freizeit und Berufstätigkeit.

Als das Leben nach konservativen islamischen Regeln beruflich und persönlich als einschränkend erfahren wird, vollzieht sich eine schrittweise Abwendung von der islamistischen Szene als sukzessive Entfaltung eines biografischen Handlungsschemas. Beschleunigt wird der Ausstiegsprozess zudem durch äußere Impulse, und zwar die große Sorge der Mutter über die islamistische Orientierung ihrer Tochter sowie eine neue Arbeit in einem Altenheim, die Struktur und neue Perspektiven ermöglicht. Auch wenn den Wandlungsprozess diese äußeren Faktoren beschleunigen, tritt Luaneshe selbst als aktiv die Veränderungen umsetzend bzw. vorantreibend in Erscheinung. Die Zeit danach ist geprägt vom Bemühen, eine immer wieder gefährdete Balance zu finden und zu halten. Neue Stabilität gibt eine Arbeit als Security für ein großes Unternehmen, die ihre Lebenserfahrungen in einem sinnhaften Bogen zusammenzuführen scheint und ihr ermöglicht, ein intentional-aktives Handlungsprinzip zu realisieren.

In den folgenden Abschnitten sollen einzelne Lebensphasen detaillierter rekonstruiert und die Prozessdynamiken herausgearbeitet werden, wobei besonderes Augenmerk auf dem Zusammenwirken von Resilienz- und Risikoaspekten liegt.

4.3. Kindheit und frühe Adoleszenz: Aufwachsen in einer (Nach-)Kriegsgesellschaft

Über die Jahre der frühen Kindheit vor Übergreifen des Kriegs auf ihre Heimatregion kann Luaneshe nur vage Erinnerungen berichten. Diese als verdichtete Situationsbeschreibungen vorgebrachten Erinnerungen sind bereits von großen ethnischen Spannungen und Kriegsbedrohungen überschattet, es scheint für die Biografin gar kein Leben ohne Kriegszustand gegeben zu haben. Sie beschreibt eine sehr beengte, fast gefängnishafte Lebenssituation, die es ihr verunmöglichte, Erinnerungen an konkrete Ereignisse und Erlebnisse zu haben. Die eigene Familie bzw. ethnische Gruppe wird als von schweren Bedrohungs- und Auslöschungsängsten eingeschränkt geschildert, es kommt zugleich tiefstes Misstrauen in staatliche Institutionen wie etwa Schulen zum Ausdruck. Aus Angst der Eltern davor, dass ihre Kinder in den Schulen vergiftet werden könnten, seien sie und

ihre Geschwister nicht zur Schule gegangen.¹ Ihr Leben als Kind bis zur Flucht spielte sich demnach ausschließlich in der eigenen (Groß-)Familie ab und war sowohl sozial als auch räumlich sehr eingeschränkt.

„Immer nur zu Hause so bei unseren Cousins, Cousinen so, weil wir sind so/, jedes Haus nebeneinander. Und nur mit unsere Leute hab ich gespielt, nur in unsere Familie.“ (I10/10:11 f.)

Der Familien- bzw. Verwandtschaftskreis wird als ganz auf sich selbst zurückgeworfen erinnert. Zugleich zeichnet er sich durch abwesende Männer aus, da mehrere männliche Familienmitglieder bereits in den 1980er und den beginnenden 1990er Jahren – Luaneshes Großvater vermutlich schon in den 1970er Jahren – als Gastarbeiter nach Österreich gingen. Aus wenigen geplanten Jahren wurde offenbar im Laufe der Zeit eine dauerhafte Migration nach Österreich mit gelegentlichen Besuchen in der alten Heimat. Luaneshe wuchs mit einem überwiegend abwesenden Vater auf, ihre Kontakte zu ihm beschränkten sich in der Kindheit in der Regel auf seinen jährlichen Heimaturlaub. Die Beziehung zu ihm wird aufgrund dessen als nicht sehr stark, aber auch nicht als negativ evaluiert, während die Beziehung zur Mutter umso umfassendere Bedeutung gewinnt:

„Ich kenn diese Vaterliebe nicht. Ich hab sie auch nie gebraucht, aber ich hatte meine Mutter. Meine Mutter war Vater, Freund, Mutter, alles. Und is immer noch.“ (I10/20:9 f.)

Die Beziehung zur Mutter scheint alle nahen sozialen Beziehungen zugleich zu umfassen: Sie substituierte nicht nur die Vaterrolle, sondern auch freundschaftliche Beziehungen und „alles“. Die Beschreibungen der Mutter deuten an, dass diese in mancher Hinsicht keine genderstereotype Frauenrolle einnahm bzw. einnehmen konnte, sondern ihren überwiegend im Ausland lebenden Partner in der Familie ersetzen musste. Und sie muss insbesondere die Situation massiver Kriegsbedrohung ohne ihren Mann bewältigen. Die Biografin stellt sie in der Rolle der Beschützerin ihrer Kinder dar, deren Schlaf sie bewacht und von denen sie die massiven Sorgen fernzuhalten versucht.

„Ich hab Soldaten gesehen, ich hab Schüsse immer gehört. Aber Mutter sagt so, na, na, schlaf, schlaf, is nix, du hast geträumt. Aber als Kind hörst du, da wirst du ja aufgeweckt von diese Schüsse. Und du stehst irgendwann ab und zu in der Nacht

1 Genau genommen spricht Luaneshe von der Vergiftung durch serbische Soldaten, sie bezieht sich dabei aber auf Verdachts- und Vorfälle von Vergiftungen im schulischen Kontext. Inwieweit diese Vorfälle ausreichend belegt sind, kann an dieser Stelle nicht näher recherchiert werden. Für die Interpretation von Luaneshes Lebensgeschichte erscheint aber maßgeblich, dass sie im Deutungsrahmen der Biografin von Relevanz sind.

auf und siehst, deine Mutter schläft nicht, sie schaut durch den Vorhang und ist wach ganze Nacht. Und irgendwann sagt sie, ja, wir müssen uns anziehen, wir müssen weg von hier. Hey, du musst weg von deinem Zuhause. Eine Frau mit drei Kinder, wo soll sie hin?“ (I10/10:30 ff.)

Die Mutter wirkt in dieser Erzählung sowohl schutzlos und alleingelassen als auch stark und entscheidungskompetent. Ihr Versuch, die Bedrohungen von den Kindern fernzuhalten, ist aber aufgrund des näher rückenden Kriegsgeschehens zum Scheitern verurteilt. Die eben zitierte Textstelle bringt auch Luaneshes Erfahrung des Heimatverlusts, des Vertriebenwerdens mitten in der Nacht zum Ausdruck, die Dunkelheit steigert das Bedrohungsszenario zusätzlich. Die Familie flieht gemeinsam mit Verwandten aus dem Dorf in einer Gruppe von 20 bis 30 Personen, so die Erinnerung der Biografin. Die Verwandtschaftsgruppe erscheint als einzige Ressource für Unterstützung und Sicherheit in dieser Situation, die als Erfahrung unmittelbarer Lebensbedrohung, extremer Not und Entbehrung geschildert wird:

„Dann sind andere Cousins, Cousinen gekommen. Wir wussten, wir mussten schon unsere Häuser verlassen. Weil Soldaten haben angefangen, Dorf-/ von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt alles zu verbrennen, alle zu töten. Du siehst, wir waren über zwanzig, dreißig Leute sozusagen durch Berge einfach irgendwo, einfach weg von unsere Zuhause, damit uns keiner erwischt und uns umbringt. Und als Kind musst du so urviel gehen und du hast nix mit, kein Trinken, kein Essen, nix. Und du fragst Mutter ganze Zeit, wohin gehen wir?“ (I10/11:6 ff.)

Das Bemühen der Mutter, vor den Kindern die wahren Gründe der Flucht zu verbergen und ihnen einen normalen Verwandtschaftsbesuch vorzutäuschen, kann in dieser extremen Ausnahmesituation nicht überzeugen. Luaneshe beschreibt ihre eigene Angst und ihre drängenden Fragen an die Mutter. Ihre Reflexionen verdeutlichen die hohe kognitive Kompetenz der Biografin und ihre Bereitschaft, Erklärungen anderer zu hinterfragen, aber auch deren Funktionen zu erkennen. Der eigene Status als Kind, das noch nicht in der Lage ist, das Geschehen zu verstehen und sich zu helfen, wird von ihr zugleich betont. Dies unterstreicht die eigene Erfahrung der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins: „Und als Kind verstehst du nicht, was da passiert ist. Und du siehst zwar, es ist was, du musst alles verlassen und irgendwohin weggehen.“ (I10/1:12 ff.).

Der Verwandtschaftsgruppe gelingt es trotz großer Bedrohung durch feindliche Soldaten, bei fehlender Nahrung und unter mangelhaften hygienischen Verhältnissen zu fliehen. Sie können dabei auf vorhandene Ressourcen – konkret Geld und Verwandtschaftsbeziehungen im angrenzenden Ausland – zurückgreifen. Der Familienverband wird auch als gut organisiert dargestellt, Luaneshe beschreibt u. a., wie ihre Verwandten bei der Umsetzung der Flucht Grenzbeamte

bestechen und Details der Flucht planen. Den sicheren Ort, der nach Wochen auf der Flucht bei Verwandten im benachbarten Ausland erreicht wird, markiert die Biografin aber klar nicht als neue Heimat, den Aufenthalt dort mit ihrer Mutter und den Geschwistern als nur vorübergehend. Sie schildert die emotional weiterhin belastende Situation insbesondere für ihre Mutter und ihre große Sorge um das Schicksal Verwandter. Durch Informationen, dass nahe Angehörigen doch noch leben, sowie durch das persönliche Wiedersehen mit ihnen entspannt sich die Situation sukzessive. Am Ende der Sequenz steht ein „Okay, die leben noch, das ist mal positiv.“ (I10/12:25 f.). Damit reduziert sich die Erfahrung der umfassenden Kontrolllosigkeit erstmals.

Die Dauer des Exils in Nordmazedonien wird als „monatelang“ beschrieben, eventuell handelte es sich auch um ein halbes Jahr oder etwas länger. Danach kann Luaneshe mit ihrer Mutter und den beiden Geschwistern in das Heimatdorf zurückkehren. Sie wird dort aufs Neue direkt mit den Kriegszerstörungen und Ermordungen konfrontiert:

„Wieder zurück nach Hause. Aber welches Zuhause? Gibt's nicht mehr. Alles wieder von null anfangen. Kein Haus, nix. Wir haben sozusagen wie Zelt gemacht, so große, damit wir schlafen. Du gehst nach Hause, auf einmal siehst, da liegen tote Leute, wirklich. Und du weißt nicht, wer das is, weil die wurden verbrannt. Gesicht is weg oder Kopf ohne Hand, sozusagen ohne Arm, siehst du schon überall in Häuser verteilt. Und meine Mutter wollte uns nicht reinlassen, damit wir das sehen. Aber Kinder, wenn du was sehen willst, du gehst einfach irgendwie rein. Und du siehst da, was da is alles. Mutter hat immer gesagt, bleibts dort, weil wir müssen aufräumen. Dieses Aufräumen war, hey, wir müssen diese Leichen von zu Hause weggeben, damit die Kinder das nicht sehn.“ (I10/12:31 ff.)

Die Toten bleiben anonym, die Biografin gibt nicht zu erkennen, ob sie welche kannte und sich unter den Getöteten eventuell auch Verwandte befanden. Dies erscheint allerdings naheliegend, da an anderer Stelle erwähnt wird, dass die Familie mit unterschiedlichen Verwandten im Dorf Haus an Haus wohnte. Luaneshe benennt also einerseits sehr direkt das Grauen, das sie als Kind erleben musste, andererseits scheint sie eine gewisse Distanz aufrechtzuerhalten, indem sie die Toten nicht personalisiert und ihre Erinnerungen überwiegend in der Du-Form verbalisiert. Wieder wird die Mutter beim Versuch geschildert, ihre Kinder vor den Grauen des Krieges zu bewahren – und beim Scheitern dieses Versuchs. Die Mutter erscheint stark, fürsorgend und hilflos zugleich: stark, weil sie selbst Leichen beseitigt und begräbt bzw. deren Identifizierung unterstützt, fürsorgend ihren Kindern gegenüber und hilflos im Bemühen, die Kriegsschrecken von ihnen fernzuhalten.

Zusammenfassend lässt das Interview mit Luaneshe den Krieg als zentrale Lebenserfahrung der Kindheit sichtbar werden. Zugleich wird mehrfach deutlich, wie durch das Kindsein die Ereignisse besonders schwer erfassbar werden. Die Biografin beschreibt an unterschiedlichen Stellen, wie sie damals keine Erklärungen für die furchtbaren Geschehnisse finden konnte, diese nicht verstehen konnte und sich dadurch die Erfahrung der Kontrolllosigkeit, der eigenen Gefährdung und des Ausgeliefertseins noch verstärkte. Sie selbst ist als junges Kind noch keine singuläre Akteurin, sondern Teil des familiären „Wir“ und in jeder Hinsicht abhängig von ihrer Familie, zu der sie ein enges, positives Verhältnis zu haben scheint. Die Erfahrungen der Kindheit lehren sie, dass ein starker Familienzusammenhalt vor den schlimmsten Gefahren retten kann. Die Familie und das Verwandtschaftsnetzwerk werden in der Kindheit als einziges Bezugssystem erkennbar, das ein wenig Sicherheit gibt.

Der Verlust des Zuhauses, die unmittelbare Lebensbedrohung und der damit einhergehende umfassende Kontrollverlust scheinen auch in der Gegenwart noch sehr nahezugehen. Sie werden aber nicht verdrängt, Luaneshe zeigt im Interview vielmehr das Vermögen und die Bereitschaft, selbst sehr schlimme Erinnerungen direkt zu benennen, auch wenn sie diese durch das Switchen in die Du-Form emotional etwas auf Distanz zu halten sucht. Die fundamentale Erfahrung der Bedrohung und anschließenden Rettung durch den familiären Zusammenhalt wirkt bis in die Gegenwart nach und ist zentraler Bestandteil ihrer Selbstdefinition.

Die Phase der retrospektiven Deutungsgebung des Kriegsgeschehens in der späteren Kindheit und vor allem der frühen Adoleszenz stellt einen wichtigen Prozess in der Biografisierung von Luaneshe dar. Das zuvor nicht Verständliche wird zu einem logischen Ganzen geordnet, Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge werden hergestellt, ihr hilfloses Nichtverstehen lässt sich dadurch Schritt für Schritt überwinden. Die Deutungsgebung wird dabei in hohem Ausmaß von der sozialen Umgebung geprägt, konkret werden etwa Deutungsangebote in den Medien („dann liest du...“ – I10/1:21) angenommen. Auch wenn nicht näher benannt wird, um welche Medien es sich dabei handelt, lässt sich aus dem Interview schließen, dass die Biografin mit Deutungsmustern des kosovo-albanischen Nationalismus aufwächst, die ihr auch spezifische Deutungsweisen für die Kriegserfahrungen anbieten.

Das weitere Aufwachsen in der nach wie vor von starken ethnischen Spannungen geprägten Nachkriegsgesellschaft im Kosovo zeigt sich von begrenzten Bildungsmöglichkeiten gekennzeichnet und wird zunehmend von einer Migrationsperspektive geprägt. Das ihr zugängliche Schulangebot bewertet Luaneshe eher als Beschäftigungstherapie und Erholungsangebot von den Erfahrungen des Krieges denn als ernstzunehmende Bildungsmaßnahme: Zu viele Kinder seien zu wenigen, eventuell auch zu wenig gut ausgebildeten Lehrkräften in einer unzureichenden Infrastruktur gegenübergestanden. Die ungenügende Schulbildung

lässt bedeutsame Bildungsnachteile für das weitere Leben vermuten. Im Alter von zehn oder elf Jahren – die Biografin erinnert sich nicht exakt – folgt zudem ihre wichtigste Bezugsperson, nämlich die Mutter, dem Vater mit einem Tourist*innenvisum nach Österreich, während die drei Kinder zunächst im Kosovo bei Verwandten zurückbleiben. Diese Verlassenserfahrung wird als geplanter und den Kindern ausreichend kommunizierter Schritt beschrieben, da offenbar keine andere Möglichkeit für die Familienzusammenführung gefunden wurde.

Luaneshe geht nicht näher darauf ein, was es für sie bedeutete, drei Jahre lang in der frühen Adoleszenz ohne Eltern bei einer Tante und einem Onkel (vermutlich Verwandte der Mutter) aufzuwachsen. Die Ambivalenz dieser Zeit spiegelt sich aber in einer Erzählung über ein schweres Erdbeben in ihrer Heimatregion wider, das als neuerliche Bedrohung erlebt wird. Ihre Mutter habe sie wegen der zuvor erfolgten Migration nicht mehr beschützen können, doch der Onkel übernimmt nun der Erzählung nach diese Rolle. Die Biografin betont, dass er als Erster zur Schule gefahren sei, wo sich die Kinder zu diesem Zeitpunkt befanden, um sie abzuholen und nach Hause zu bringen. Sie unterstreicht damit die ausgeprägte Sorge umeinander im Verwandtschaftsnetzwerk. Zugleich verweist die Erzählung auf die wiederholte Erfahrung, dass das eigene Zuhause gefährdet ist: „Wir dürfen wieder nicht zu Hause schlafen [...]“ (I10/13:37). Wegen drohender Nachbeben müssen die Kinder mit den Verwandten eine Zeit lang eine Notunterkunft nutzen, dies erfährt Luaneshe neuerlich als Schutzlosigkeit trotz sorgender Verwandtschaft.

Auch wenn die Erzählung zur Wiedervereinigung mit der Mutter nach drei Jahren sehr knapp ausfällt, schimmert an dieser Stelle eine bislang nicht wahrnehmbare Unbeschwertheit durch:

„Mutter kommt nach drei Jahre wieder zurück. Wir sind gewachsen, drei Jahre sind ja-/. Und das war irgendwann in Sommer, Mutter is gekommen, Mutter sagt, gemma schwimmen, gemma da-/. Und wir kannten das alles nicht. Wir gehen da essen, da essen, mach ma das, das.“ (I10/14:4 ff.)

Luaneshe berichtet von neuen Freizeitvergnügen (Schwimmen und Essengehen), die bislang nicht zu ihrem Lebensalltag gehörten, das verweist auf das bisher an Vergnügen karge Leben – auf das Gegenteil einer unbeschwerten Kindheit.

4.4. Migration nach Österreich

Auf das Wiedersehen mit der Mutter folgt der baldige Abschied von der bisherigen Heimat und den dort verbleibenden Familienangehörigen sowie Freund*innen. Wieder muss die Biografin die Erfahrung machen, von ihrem Zuhause und ihr nahestehenden Menschen in kurzer Zeit Abschied zu nehmen. Bezeichnenderweise wechselt sie an dieser Stelle erneut in die Du-Form:

„Es war schon September und wir ham schon mit Schule angefangen in Kosovo. Mutter sagt, so, wir fahren in zwei Tagen weg, weil ihr habts Visum bekommen. Wie weg? Alles hier verlassen, deine Freunde, Familie, Onkel, alles, dass du in diese Stadt (*in Österreich, Anm. d. Verf.*) kommst. Bam, das war arg. Wie ich geweint habe.“ (I10/14:9 ff.)

Die Migration bedeutet eine Wende hin zu einem neuen Lebensabschnitt, mit dem einerseits wieder Verlusterfahrungen einhergehen, andererseits aber auch neue Chancen durch bessere Lebensbedingungen im neuen Land erwachsen könnten, aber nicht zwangsläufig müssen. Die Biografin ist den Veränderungen – u. a. auch aufgrund ihres Alters – überwiegend ausgeliefert, es wird bislang keine eigene Handlungshoheit erkennbar. Im Sprechen darüber wirkt sie dem Schmerz noch sehr nahe, auch wenn das Ereignis zum Interviewzeitpunkt bereits ungefähr 13 bis 14 Jahre zurückliegt. Luaneshe scheint vor allem im Erleben und weniger in argumentativen Verarbeitungen zu sein.

Die Erfahrung des Abschiednehmens von geliebten Menschen und vertrauten Lebensräumen sowie des Heimatverlusts wird als wiederholte schmerzhaftes Lebenserfahrung erkennbar, ebenso die Notwendigkeit, immer wieder neu anfangen zu müssen: Flucht, Exil, dann Rückkehr und Wiederaufbau der Existenz („von null angefangen wieder“ – I10/1:26), Migration der Mutter und mit 14 Jahren die eigene Migration nach Österreich in eine fremdsprachige Umgebung und fremde Lebensweise. Luaneshe verdeutlicht den Schock des Ankommens in Österreich mit folgender Erzählung:

„Erste Frage, was ich meiner Mutter gestellt hab, wo is Garten? Schatzi, ja, hier gibts keinen Garten. Ich sag, so, fahr ma zurück. Wirklich, erste Frage, wo ich in Wohnung reingekommen bin, sag ich, sag so, wo ist Garten? Dritten Stock Altbau, WC draußen, ich kannte das nicht. Egal. Dann Schule anmelden. Und nach einer Woche von Schule rausfliegen (*lacht*). Das war meine Kindheit.“ (I10/1:29 ff.)

Das Resümee „Das war meine Kindheit“ steht unmittelbar nach dem Schulverweis in Österreich. Mehrfach spannt Luaneshe im Gespräch eine Klammer zwischen den Abschieds- und Verlusterfahrungen in der Kindheit und der Gegenwart. Sie

positioniert sich in großer Nähe zu den damaligen Erfahrungen, diese scheinen sich in mancher Hinsicht bis in die Gegenwart fortzusetzen. Als stabiler Bezugspunkt wird nur die Familie erkennbar.

Zum Zeitpunkt ihrer Migration hat Luaneshe noch ein Jahr Schulpflicht vor sich. Die schulische Integration gelingt zunächst nicht, die Biografin wird ihrer Erzählung zufolge nach nur einer Woche der Schule verwiesen. Der Vorfall, der zu diesem Schulverweis führt, wird von ihr sehr detailliert wiedergegeben, er stellt eine Schlüsselerfahrung der Biografin dar und soll hier ausführlicher zitiert und analysiert werden:

B: „Ich bin in eine Klasse gekommen, es waren zwei mazedonische Albaner und bei mir is so, ich bin zwar von Nazi-Seite weg,² von diese, aber ich hasse immer noch albanische Mazedoner, weil das sind so diese albanischen Verräter. Ich hab immer noch dieses Dings im Kopf und viele aus Kosovo sagen das Gleiche. Ich bin mit denen in Klasse, ich kann kein Deutsch, gar nix. Sie reden diese Albanisch, aber andere Albanisch als ich, aber redet Albanisch. Okay. Und diese, es war so ein Türke und der hat mich beleidigt, irgendwas mit Albaner und ich hab's nicht verstanden, aber sie hat mir übersetzt und ganze Zeit gelacht. Wie kannst du lachen, wenn dir jemand scheiß Albaner sagt? Das geht bei mir nicht. Und ich sag zu ihr auf Albanisch, sag ihm, er soll aufhören, weil ich werde aufstehn und dich schlagen. Und sie hat das übersetzt wahrscheinlich, ich konnte da kein Deutsch. Und der hat gelacht, weitergemacht, weiterge-/. Irgendwann, ich bin auf Tisch gesprungen, er is sozusagen, ich sitze, ich spring auf Tisch, er steht daneben und ich gib ihm Kick so, genau bumm.“

I: „Ins Gesicht?“

B: „Ja. Er fällt gegen Tisch und die schauen einfach an.“ (I10/16:16 ff.)

Kurz zusammengefasst erzählt Luaneshe, dass sie von einem Mitschüler türkischer Herkunft ethnisch-national aufgeladene Verspottung und Abwertung erfährt und darauf mit zunächst angedrohter, dann ausgeübter physischer Gewalt reagiert habe. In diese Interaktion seien zudem zwei Mitschüler*innen involviert gewesen, deren ethnische Zugehörigkeit mit mazedonisch-albanisch identifiziert wird. Eine dieser beiden Personen übernimmt die Übersetzung zwischen dem Mitschüler türkischer Herkunft und Luaneshe, wird aber von Letzterer dadurch, dass sie gleichzeitig über die Beleidigungen lacht, auch als herabwürdigend erfahren. Dies wiegt umso mehr, als ethnische Konflikte und Ressentiments aus dem Herkunftsland im Aufnahmeland fortwirken, im konkreten Fall solche gegenüber Personen mazedonisch-albanischer Zugehörigkeit. Die ethnisch konnotierte

2 Aus dem Gesamtzusammenhang des Interviews wird erkennbar, dass Luaneshe sich damit nicht auf die damalige Situation, sondern auf ihre heutige Einstellung bezieht.

Herabwürdigung erfährt Luaneshe als Verletzung ihrer Ehre und zugleich auch der Ehre der ethnischen Gruppe, der sie sich zugehörig definiert. Dies deutet auf ein hohes Ausmaß an kollektiver Identitätsdefinition hin.

Nachdem der Versuch einer verbalen Einschüchterung des Mitschülers durch die Androhung von Gewalt nicht fruchtet, kommt es der Erzählung nach zu einer mehr oder weniger kontrollierten Eskalation seitens der Biografin. Sie setzt ihre Drohung in die Tat um, um sich wieder Respekt zu verschaffen und die erlebte Bedrohung der kollektiven Identität als Albanerin abzuwenden. Ihre Gegenwehr, der Schlag oder Stoß ins Gesicht des Mitschülers, lässt eine hohe Gewaltbereitschaft erkennen. Hierbei sind ihre eingeschränkten Möglichkeiten zu berücksichtigen, sich sprachlich zur Wehr zu setzen, da ihr die notwendigen Sprachkompetenzen zur Verständigung noch fehlen. Zugleich wurde sie in einer Kriegs- und Nachkriegsgesellschaft sozialisiert, in der physische Gewalt als bevorzugtes Mittel der Konfliktaustragung zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen verbreitet war. Damit trifft sie aber auf die strikten Regeln in Bezug auf körperliche Gewalt in der österreichischen Gesellschaft – konkret im Kontext Schule.

„Auf einmal is-/ Klassenvorstand läuft, andere Schüler laufen, Direktor läuft. Alle zu mir. Und die schrein mich an, aber ich versteh kein Wort, schrei so lange du willst. Was bringt mir das? Da soll so, [-]³ ich hab schon Leichen gesehn. Und wenn du mich anschreist, was bringt mir das? Nix.“ (I10/16:29 ff.)

Wieder zeigen sich die fehlenden Sprachkenntnisse als starke Einschränkung von Luaneshes Möglichkeiten, ihren Standpunkt darzulegen und um Verständnis für ihr Handeln zu werben. Die Textstelle verweist zugleich auf ein hohes Ausmaß an Desensibilisierung gegenüber Droh- oder Einschüchterungsgebärden hierarchisch höherstehender Personen. Die Sanktionen, die ihr Verhalten nach sich ziehen könnten, sind entweder nicht bewusst oder erscheinen nicht weiter bedeutsam. Wirklich beeindruckend scheint nur eine existenzielle Bedrohung des Lebens zu sein, nicht aber die Versuche der Schulvertreter*innen, Autorität geltend zu machen. Gegen die Leichen, die sie als Kind gesehen hat, wirkt das Schreien für sie völlig ungefährlich und eher erheiternd.

Gemäß Luaneshes Erzählung wird auf ihre Anregung hin ihr Vater herbeigerufen. Dieser scheint die Autorität der Lehrkräfte auch nicht anzuerkennen:

„Er sagt so, was haben Sie für Schüler? Welcher Schüler traut meine Tochter zu beleidigen. Und die haben-/ Sie haben nix gesagt. Was erwarten Sie, dass sie macht? Sie kennt ja diese Staat nicht, diese Sprache nicht. Was sind Sie für Klassenvorstand, dass Sie nicht auf Ihre Schüler achten, wie sie mit andere Schüler reden, nur weil sie neu is und kein Deutsch kann?“ (I10/16:35 ff.)

3 Unverständliche Textstelle (ca. eine Sekunde lang).

Es ist darauf zu verweisen, dass der Vorfall nur aus Perspektive der Biografin bekannt ist. Ihrer Darstellung zufolge nimmt der Vater – er lebt zu diesem Zeitpunkt schon mindestens eineinhalb Jahrzehnte in Österreich – eine stark parteiische Rolle für seine Tochter ein und betrachtet diese als das eigentliche Opfer, da sie von Mitschüler*innen beleidigt und seitens der Lehrkraft nicht geschützt worden sei. Luaneshe präsentiert ihren Vater als wichtige Unterstützung für sich selbst, wieder wird also die Familie als wesentliche Ressource wahrgenommen bzw. erkennbar. Die Lehrkräfte und die Schulleitung hingegen wirken tendenziell hilflos-überfordert und werden zugleich als wenig interessiert an den Beweggründen für die Gewalttat dargestellt: Sie folgen demnach starr den Schulregeln und schließen sie, unbeeindruckt von der mangelnden Sprachkenntnis und dem fehlenden Wissen, welches Verhalten an österreichischen Schulen zulässig ist und welches nicht, aus der Schule aus.

Das Ereignis liegt zum Zeitpunkt des Interviews zwar bereits mehr als zwölf Jahre zurück, Luaneshe stellt aber mehrfach Bezüge zur Gegenwart her: Sie habe noch immer die gleichen Vorbehalte gegenüber albanischen Mazedonier*innen, die alten Bewertungsschemata bzw. Feindbilder seien in gewissem Ausmaß immer noch gültig für sie. Zudem wird nach wie vor eine starke, ethnisch fundierte kollektive Identitätskonstruktion erkennbar: Beleidigungen gegenüber Albaner*innen gelten nach wie vor als nicht akzeptabel und müssen geahndet werden. Die eigene physische Gewalt wird damit gerechtfertigt.

4.5. Lebensphase „Nazizeit“: ethnisch-nationalistische Selbstbehauptung

Luaneshe muss die Schule wechseln und freundet sich in der neuen Schule mit zwei Mitschülern an, die wie sie kosovo-albanischer Herkunft sind. Sie kann sich verständigen und erfährt Zugehörigkeit und Selbstwirksamkeit in der Gruppe:

„Egal was war, keiner hat irgendwas gesagt, weil wir warn so diese drei Albaner, diese zwei und ich, alle Kosovo-Albaner, das heißt Blut. Dann war so, wo Pause war, wir gehn runter Essen kaufen, das war ja so Buffet und so in Schule. Wir haben nicht gewartet. [...] Jeder hat gesagt schon, gehts vor. [...] Es war nicht dieser Respekt, es war so diese Angst vor diese drei Albaner. Weil diese zwei Albaner, was vor mir da waren, die waren auch nicht so brav. Die hatten schon sozusagen diese ein bisschen Name in Schule. [...] Und da fühlst du dich ein bisschen mächtig. Weil Leute, die Platz machen, sagen so, geh vor. Und du fühlst dich so besonders. [...] Und so hat das angefangen mit Nazi.“ (I10/17:14 ff.)

Die Biografin entdeckt und konstruiert sich Heimat im bislang fremden Aufnahmeland, dafür bietet sich ihr vor allem – möglicherweise ausschließlich – der Anschluss an Personen mit gleicher Herkunft bzw. ethnischer Zugehörigkeitsdefinition an. Sie reflektiert die Mechanismen sehr klar, die zur Ermächtigung und Selbstbehauptung beitragen: Die Zuschreibungen von außen und die Gruppenbildung von innen verstärken sich wechselseitig. Die beiden anderen Kosovo-Albaner stellen ein starkes positives Inklusionsangebot dar, die Gruppe macht es sich in der Folge zunutze, dass sie vom schulischen Umfeld als anders und gefährlich etikettiert wird. Die Formulierung „das heißt Blut“ bleibt doppeldeutig: Erstens verweist es in einem völkisch-biologistischen Sinn auf das „gemeinsame Blut“, zweitens könnte es auch auf „es wird Blut geben“, also auf physische Gewalt mit Verletzungsfolgen, anspielen. Luaneshe ermöglicht die Gruppenzugehörigkeit, die ohnmächtige Opferrolle hinter sich zu lassen. Das Nichtdazugehören wird gewendet in ein Nicht-dazugehören-Wollen. Sie nimmt in ihrer Peergroup auch keine gendertypische Rolle ein, sondern eine tendenziell männliche Genderrolle. Zugleich wird an dieser und an anderen Stellen erkennbar, dass sie die Differenz zwischen Respekt und Angst beschäftigt – und zwar eigentlich Respekt gewünscht zu werden scheint, aber die Angst der anderen dennoch als willkommene Machtquelle dient.

Luaneshe lässt an dieser und anderen Stellen des Interviews eine hohe Analysefähigkeit erkennen, sie versucht, den Dingen auf den Grund zu gehen und die abgelaufenen Prozesse sowie die eigene Handlungsmotivation zu hinterfragen („du fühlst dich so besonders“ – s. o.). Sie zeigt sich ihrer hohen kognitiven Fähigkeiten (u. a. Klassenbeste im Kosovo) bewusst und präsentiert sie auf Nachfrage der Interviewerin nüchtern als Tatsachen. Bildungserfolge werden aber nicht zur Selbstdarstellung und zum Erlangen von Anerkennung eingesetzt – jedenfalls nicht im Interview, höhere Bildung wird nicht angestrebt. Für die Eltern stellte Bildung jedoch offenbar einen positiven Wert dar, denn Luaneshe resümiert, sie habe die Hauptschule ihren Eltern zuliebe trotz der sprachlichen Schwierigkeiten positiv abgeschlossen.

Hineinwachsen in ethnisch-biologistisch definierte Community

Die Biografin bewertet die Gruppenerfahrung in der Schule als Beginn ihrer „Nazizeit“, das Geschehen steht am Anfang eines mehrstufigen Prozesses des Hineinwachsens in eine stark geschlossene kosovo-albanische Community. Die Fremdausgrenzung im Aufnahmeland wandelt sich zur positiv konnotierten Selbstab- und -ausgrenzung. Auf die Nachfrage, was es genau heiße, wenn sie den Begriff „Nazizeit“ verwende, bietet Luaneshe folgende Begriffsdefinition an: „Ich hasse alle Nationen außer Albanien.“ (I10/9:25). Die Nazizeit wird mit Nationalismus bestimmt bei gleichzeitiger Ethnisierung der Nationen. Das rigide nationalistische Ingroup-Outgroup-Schema zeigt sich mit einer starken Emotion

verbunden: mit Hass auf die Outgroup, die grundsätzlich alle anderen Nationen umfasst, sich aber in besonderer Weise auf Personen serbischer Herkunft bezieht. Als Erklärung für ihren Hass führt Luaneshe ihre Kriegs- und Viktimisierungserfahrungen als Kosovo-Albanerin an: „Ich weiß, was Serben uns angetan haben.“ (I10/9:33). Hass deutet sich als Copingstrategie für die eigene Traumatisierung an, Luaneshe benennt an dieser Stelle direkt ihre eigene Kriegsbetroffenheit: das verbrannte Elternhaus, tote Familienmitglieder und Nachbarn, d. h. ermordete Menschen, die ihr nahestanden. Welche Bedeutung dabei auch nationalistischer Propaganda zukommt, die entsprechende ideologische Deutungsrahmen anbietet, wird in der konkreten Textstelle nicht ersichtlich, solch ein Einfluss deutet sich aber an anderen Stellen an. Es ist davon auszugehen, dass die Biografin bereits in ihrem Herkunftsland mit nationalistischen Deutungsmustern aufwuchs und dadurch günstige Anschlussbedingungen für ethnisch-nationalistische Zugehörigkeitsdefinitionen bestanden.

Die Zugehörigkeit wird zugleich biologisch definiert: „Wir sind ein Blut.“ (I10/17:39). Dieses Blut wird auch mit Familie gleichgesetzt und alle, die der ethnischen Gruppe angehören, werden auch als Familienmitglieder betrachtet. Damit verknüpfen sich wechselseitige Solidaritätserwartungen: Wer Unterstützung braucht, kann andere Mitglieder der ethnischen Gruppe als Ressource nutzen: „Egal was is, rufts an. Wir sind da.“ (I10/17:39). Die Zugehörigkeit kommt zudem über visuelle Symbole zum Ausdruck: über Kleidung und Schmuck mit nationalistischen Symbolen, etwa eine Kette mit albanischem Adler. Luaneshe erläutert, dass Personen, die auf diese Weise ihre Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen, sich auch verpflichtend wechselseitig zu grüßen haben. Diese soziale Regel fördert Kommunikation zwischen Personen, die sich der ethnischen Gruppe zugehörig definieren, sie stärkt die Wahrnehmung als Gemeinschaft.

Ihre unmittelbare Herkunftsfamilie scheint nicht oder zumindest nicht in solch umfassender Weise Teil dieser Community zu sein. Es ist unbekannt, in welchem Ausmaß in der Familie nationalistische Positionen vertreten wurden und werden. Luaneshe beschreibt ihre Bemühungen, das familiäre Leben im engeren Sinn, d. h. mit ihrer Herkunftsfamilie, und ihr Leben außerhalb dieses engen sozialen Kreises strikt zu trennen. Sie differenziert drei Lebensbereiche oder soziale Kreise, in denen sie jeweils eine andere soziale Rolle einnimmt bzw. innehat: „[...] was unter Familie passiert, bleibt unter Familie, was unter Brüder passiert, bleibt unter Brüder. Und was auf Straße passiert, bleibt auf Straße.“ (I10/20:1 ff.). Auch wenn an der zitierten Textstelle nicht ganz eindeutig ist, welchen Personenkreis sie mit „Brüder“ meint, lässt sich aus dem Gesamtkontext vermuten, dass sie sich damit auf andere Mitglieder ihrer kosovo-albanischen Gemeinschaft bezieht.

Delinquenz und Gewalt

Die „Straße“ hingegen scheint für Luaneshe von Delinquenz und Gewalt geprägt zu sein, als Arena der Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen, meist ethnisch definierten Personengruppen und als Ort, an dem delinquente Taten gesetzt werden und Ordnungen jenseits rechtsstaatlicher Strukturen herrschen bzw. durchgesetzt werden. Archaisch anmutende Formen der sozialen Beziehungs- und Ordnungsgestaltung werden erkennbar. Die delinquente Subkultur wird als mit einem bestimmten räumlichen Territorium verbunden beschrieben. Die Biografin stellt sich selbst als Teil dieser Parallelstrukturen dar, als in Schutzgelderpressungen und Drogenhandel involviert, wobei sie selbst nie Drogen genommen habe. Die Vermeidung von Abhängigkeiten und Wahrung von Selbstkontrolle sowie persönlicher Autonomie erscheinen als wichtige Bestandteile des Selbstbildes, das sie im Interview vermittelt.

Vor allem stellt sie sich als machtvolle Respektperson dar, die Mitgliedern der eigenen ethnischen Gruppe unter Missachtung des staatlichen Gewaltmonopols Schutz bietet. Sie präsentiert sich in einer mächtigen Rolle, es wird aber keine feste Gruppe sichtbar, sondern eher lose Gefolgschaft. Sie verwendet kaum die Wir-Form, sondern erscheint als starkes ICH innerhalb der ethnischen Community, als von „ihresgleichen“ breit akzeptierte Kämpferin für das Wohl von Albaner*innen. Ihren Ausführungen zufolge tritt Luaneshe in dieser Schutzfunktion kaum proaktiv auf, sondern als erst dann einschreitend, wenn sie um Unterstützung gebeten wird. Sie präsentiert sich nicht als gewaltsüchtige Person, sondern als bemüht, Konflikte zunächst mit Reden zu klären. Allerdings scheint damit nicht Dialog gemeint zu sein, sondern faktisch eher verbale Einschüchterung, wie weiter unten ausgeführte Beispiele verdeutlichen. Im Hintergrund steht die Androhung physischer Gewalt, die nicht zuletzt in einem martialischen Erscheinungsbild symbolisiert wird. Luaneshe zeigt sich dabei einerseits durchaus in einem aktiven Handlungsschema, sie wird als dominante Akteurin sichtbar, die bewusst Machtmittel wie Waffen oder auch ihre starke körperliche Erscheinung einsetzt, um sich zu behaupten und durchzusetzen. Andererseits verweist das Gespräch mit ihr mehrfach auf eine gewisse Getriebenheit, auf Heimat- und Beziehungsverluste, die auf diese Weise bearbeitet werden. Es wird ein großes Bedürfnis erkennbar, andere Personen, die die ethnischen Zugehörigkeitsdefinitionen erfüllen, zu beschützen, um eigene Ohnmachts- und Verlusterfahrungen zu kompensieren und sich als handlungsmächtig zu erfahren.

In dieser Lebensphase stirbt ein Familienmitglied, nämlich die ältere Schwester, Luaneshe erfährt erneut persönlichen Verlust.

„In dieser Zeit, wo sie krank war, da war ich schon diese-/ auf schiefe Bahn, dieses, es juckt mich nicht. Dann, wo sie gestorben is, [...] da war schon dieses [-]⁴ was hab ich zu verlieren? Da war schon dieses, die Hälfte von mir is schon tot.“ (I10/5:21 ff.)

Diese Verlusterfahrung wird in einen ursächlichen Zusammenhang mit der eigenen Grundwahrnehmung, nichts mehr zu verlieren zu haben, gebracht. Luaneshe spricht davon, sich schon zur Hälfte tot zu fühlen, sie sucht besondere Risiken, um sich selbst noch als lebendig spüren zu können. Das eigene Leben zu riskieren, scheint diesen Kick zu verschaffen – jedenfalls kurzfristig. Die Biografin benennt einen Prozess der emotionalen Entfremdung („eiskalt geworden“ – I10/5:24) sich selbst und anderen gegenüber.

Physische Gewalt wird nicht nur vage angedeutet, vielmehr lassen Luaneshes Lebenserzählungen hohe Gewaltbereitschaft erkennen, auch wenn nicht näher bestimmbar ist, wie häufig und massiv die Grenze zu physischer Gewalt tatsächlich überschritten wird. Folgender Interviewausschnitt bezieht sich auf einen Gewaltvorfall, der nach mehrmaligem Nachhaken der Interviewerin schlussendlich in großer Detailliertheit erzählt wurde. Die von der Biografin ausgeübte Gewalt wird einem Österreicher zugefügt, der eine Albanerin beleidigt haben soll. Dies erfährt Luaneshe allerdings nicht von der Frau selbst, sondern von einem Burschen aus ihrer ethnischen Community:

„[...] und ich geh so hinter ihm und er streitet mit ihr (*der Albanerin, Anm. d. Verf.*) und ich bin hinter ihm und er weiß das nicht. Ich schau ihm so an und ich berühr ihn, sag ich so, Haberer, was is dein Problem? Zack, Hautfarbe ändert sich. Mit wem streitest du? Nicht mit dir. Ich sag, oh ja, ich sag so, mein Blut. Na. Fangt er an zum zit-, ich sag so, warum zitterst du, is dir kalt? Sagt er mir, nein. Ich sag, ja, aber du zitterst. Er sagt so, ich weiß nicht. Ich sag so, hast du Angst? Er sagt so, ja. Ich sag so, warum? Ich sag so, wenn du nix gema-, er sagt so, ich hab nix gemacht, ich sag so, warum zitterst du dann? Wenn du nix gemacht hast, zitterst du nicht. Nix. Ich nehm ihn so, boah, ich drück ihn gegen diese [I: Am Hals, mhm.] Mhm. Gegen diese, wie heißt das, Glas bei Shishalokal. Jeder hat sich umgedreht, jeder hat uns angeschaut. Ich seh ein Tschetschener, ein Türke laufen raus, was mich kennen und dieser Albaner steht daneben. Ich drücke so, ich sag, tut weh? Sagt er mir, nein. Ich drück noch mehr und ich hör schon, wie er nur (*ahmt das Röcheln des Burschen nach, Anm. d. Verf.*) und du siehst, dieser Tschetschener zieht mich schon weg, weil ich wollte nicht aufhören. Und kommt so ein Afghaner, was dort gearbeitet hat, sagt zu ihm, geh rein. [...] Ich sag so, geh nicht rein. Ich hab immer noch ruhig geredet, obwohl ich so diese, wie sagt man, auf 180 war. Ich hab immer so mit normale Ton geredet. Ich sag

4 Unverständliche Textstelle (ca. eine Sekunde lang).

so, du gehst nicht rein. Dieser Afghaner zieht ihn rein, so komm, ich schau diesen Tschetschener an, ich sag so, lass mich los. Er sagt so, nein, ich sag so, lass mich los. Ich schau ihn so an, er schaut mich an, er lässt los.“ (I10/7:20 ff.)

Luaneshe arbeitet ihrer Erzählung zufolge mit Einschüchterung und Erniedrigung, sie übt starke psychische Gewalt aus, gekoppelt mit physischer Gewalt, deren Eskalation aber durch das Einschreiten einer dritten Person verhindert wird. Die erzählte Szene klingt beinahe wie ein Script-Ausschnitt eines Mafiafilms: Alles, was der bedrohte junge Mann tut und sagt, wird als Beweis gegen ihn verwendet, als Bestätigung, dass er falsch gehandelt hat. Es wird als Begründung ausgelegt, ihm Leid zuzufügen, ihn zu bestrafen. Luaneshe spielt mit der Unterlegenheit und Machtlosigkeit des Gegenübers, sie scheint das Gefühl der Macht durchaus zu genießen. Zugleich muss sie sich offenbar um den Eindruck bemühen, alles unter Kontrolle zu haben – auch sich selbst gegenüber. Sie zwingt sich zu ruhiger Stimme trotz eigener Aufregung, Angst oder Wut. Die signalisierte eigene Furchtlosigkeit und die glaubwürdig vermittelte Bereitschaft, wenn nötig bis zum Letzten zu gehen, werden als Mittel zur gewaltförmigen Selbstbehauptung und Durchsetzung genutzt. Damit ist sie potenziell allen überlegen, die nicht bereit sind, ihr Leben in diesem Ausmaß zu riskieren.

Bemerkenswert erscheint die Interviewstelle auch in der Gender-Dimension: Die Erzählung verweist zwar auf traditionelle Genderrollen, allerdings ordnet sich Luaneshe selbst nicht gemäß der traditionellen Vorstellungen zu. Sie wählt Männer als Interaktionspartner und Kontrahenten, nicht Frauen. Dabei pflegt sie ein cooles und gewaltbereites Image und stellt sich so dar, als würde sie auf der „Straße“ eine anerkannte Position innehaben. Die Männer scheinen das auch zu akzeptieren und in dieser Rolle anzuerkennen, die Interaktionen mit den anderen harten Typen scheinen auf Augenhöhe stattzufinden – und zwar selbst dort, wo ihr Einhalt geboten wird. Die Albanerin wirkt hingegen eher als Statistin bzw. Objekt, nicht als Subjekt, ihre Wünsche und Bedürfnisse scheinen nicht weiter von Relevanz zu sein. Sie wird als Frau gleichen Bluts definiert und deshalb gerächt, die Gewalt wird damit auf Basis eines patriarchal und ethnisch definierten Ehrkonzepts legitimiert. Zudem werden bezeichnenderweise alle an der Szene Beteiligten nicht mit Eigennamen, sondern mit ihrer ethnischen Nationalität angesprochen.

Obwohl Luaneshe hier eine Situation erzählt, in der sie ohne Eingreifen anderer Personen im Prinzip auch jemanden umbringen hätte können, wirkt die Situation relativ kontrolliert: Sie schlägt nicht zu, sondern würgt mehr oder weniger kontrolliert. Kontrolle zu bewahren zeigt sich hier und auch an anderen Interviewstellen als wichtiger Aspekt. Die Frage, ob sie die Kontrolle verloren hätte, wäre nicht interveniert worden, kann aber nicht endgültig beantwortet werden. Vereinzelt deutet sich in ihren Erzählungen schon mangelnde Impulskontrolle an. Allerdings enden alle Beispiele von Gewalt, die Luaneshe erzählt, immer

vor der völligen physischen Gewalteskalation. Doch auch hier bleibt ein Stück weit offen, ob sie die Eskalation bloß nicht erzählt oder doch stets zu vermeiden wusste. Zugleich schildert sie auch relativ offen eigene Niederlagen und scheint dies gut aushalten zu können. Mehrfach wirkt es fast wie ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen den unterschiedlichen Beteiligten, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Die signalisierte Bereitschaft, bis zum Letzten zu gehen, überzeugt somit in der Analyse nicht restlos.

Folgende Interviewpassage lässt die Brüchigkeit des biologistisch definierten Zugehörigkeitskonzepts erkennen und verweist auf tiefer liegende Beweggründe für Luaneshes Gewalthandlungen, aber auch auf ein beachtliches Ausmaß an Instrumentalisierung anderer Menschen:

„Irgendwann hab ich einen Österreicher kennengelernt. Dieser Österreicher war so diese-, bei uns war so diese Schwuchtelösterreicher, diese ah hat Angst von jedem. Warum soll er Angst haben? Ich nehm dich mit. Ich werde dich so machen, dass jeder sich von dir anscheißt. [...] Er wurde von anderen Leute geschlagen. [...] Und auf einmal, er sagt mir auf Albanisch, er is Österreicher. Ich hatte ganze Zeit im Kopf, okay, er is Albaner, weil er kann so ein bisschen albanisch [...] Ich schau ihn so an und ich lache, sag so, ich glaub dir nicht. Er zeigt mir Pass. [...] Ich bin Nazi, aber mir egal, er gehört zu mir, ich lebe hier. Das waren diese Österreicher. Egal, wo ich hingegangen bin, ich hab ihn mitgenommen. Dieses, ich lass dich nicht von andere Leute-, dass andere Leute dich schlagen, du wirst diese Leute schlagen. Ich werde dich dazu bringen, dass du Stärke hast.“ (I10/18:15ff.)

Zunächst werden der Narration zufolge in ethnischer Hinsicht Grenzen bzw. Stereotype durchbrochen: Luaneshe erzählt, wie sie im Alter von ca. 16 Jahren zur Beschützerin eines geringfügig jüngeren männlichen Jugendlichen aus Österreich wird. Sie zeigt hierbei in gewissem Ausmaß Bereitschaft und Flexibilität, bisher geltende Kategorisierungen über Bord zu werfen, sich von ihnen zu verabschieden. Die Zugehörigkeitskonstrukte erweisen sich in bestimmten Grenzen austauschbar, denn Luaneshe verweist darauf, dass sie und der Jugendliche im gleichen Bezirk wohnen und das verbinden würde: Statt der Ethnie wird nun räumliche Nähe als relevant markiert. Von Bedeutung erscheinen auch das Vermögen und die Bereitschaft des Jugendlichen, albanisch zu sprechen, dies wirkt als „Eisbrecher“ und unterstützt den Prozess. Zudem wird er als „stabil“ beschrieben, d. h. als jemand, der ihr Respekt entgegenbringt, sie anerkennt. Auch in Gender-Hinsicht schert sich die Biografin offenbar wenig um traditionelle Genderrollen, sie nimmt einen etwas jüngeren Burschen unter ihre Fittiche. Unklar bleibt, inwieweit die homophobe Beleidigung „Schwuchtelösterreicher“ lediglich zitiert wird oder auf eigene homophobe Grundtendenzen verweist.

Insgesamt verweist die Textstelle auf ein starkes Bedürfnis, Personen, die Gewalt ausgesetzt sind und sich nicht dagegen zu wehren wissen, zu schützen und für sie stark zu sein. Im konkreten Fall soll der als ängstlich und schutzlos wahrgenommene Jugendliche zudem ermächtigt werden, sich selbst wehren zu können: Die Biografin setzt sich zum Ziel, aus ihm eine Person zu machen, vor der andere Angst haben. Dies könnte sich als Ausdruck besonderer eigener Stärke und Furchtlosigkeit interpretieren lassen, die auch auf andere übertragbar ist, oder auch als besondere Überlegenheit den Aggressor*innen bzw. potenziellen Feind*innen gegenüber. Es dürfte aber mit einer Rolle spielen, dass Luaneshe schwer damit zurechtkommt, wenn Menschen, denen sie sich verbunden fühlt, Schwäche zeigen und Angst haben. Der Bursche wird ihren Schilderungen zufolge Teil ihres Gefolges, er scheint eine Mischung aus Untergebener und Freund zu sein, der auch Stärke zeigen muss und im Bedarfsfall selbst Gewalt zufügt. Inwieweit diese Rolle von dem Jugendlichen gewollt wird, zeigt sich in der Erzählung der Biografin nicht weiter relevant, Aspekte seiner persönlichen Autonomie werden nicht thematisiert. Allerdings wird daraus Luaneshe zufolge eine langjährige Freundschaft, die bis in die Gegenwart besteht.

Wenn die Polizei gerufen wird, verlässt Luaneshe ihren Erzählungen zufolge die Kampfschauplätze und zieht sich zurück. Grundsätzlich hätte ihre Identität von anderen an den Auseinandersetzungen beteiligten Personen preisgegeben werden können, darauf finden sich aber keine Hinweise im Interview. Aus Kontextwissen lässt sich schließen, dass sie nicht polizeilich auffällig geworden und mit dem Gesetz formal nicht in Konflikt geraten sein dürfte, auch wenn ihre Taten mehrfach strafrechtliche Grenzen überschreiten. Auseinandersetzungen mit der Exekutive zählen nicht zu den von Luaneshe praktizierten Selbstbehauptungshandlungen. In dieser Hinsicht scheint ihr Selbstschutz funktioniert zu haben. Möglicherweise trägt hierzu auch das Bedürfnis bei, das „Leben auf der Straße“ vor den Eltern zu verheimlichen, und zwar insbesondere die delinquenten Taten und den illegalen Waffenbesitz. Ihren Eltern gegenüber lässt die Biografin eine von Respekt und Ehrerbietung dominierte Haltung erkennen. Generell werden ältere Familienmitglieder als Autoritätspersonen erkennbar, denen Respekt zu erweisen ist.

Bedeutsam für die Abwendung von der kriminellen Karriere erscheint u. a. die Erkenntnis, dass sie dieses Leben persönlich „auch nicht weit gebracht“ (I10/5:19) habe. Der delinquente Lebensweg wird schlussendlich nicht als ausreichend sinnerfüllend erfahren. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang sind ihre wiederholten Reflexionen zur Differenz von Angst und Respekt. Die eigentheoretischen Interviewpassagen lassen das Resümee erkennen, dass sie mit der Verbreitung von Angst nur bedingt erfüllende Beziehungen und positive Anerkennung erreichen kann. Es bleibt der permanente Verdacht, dass ihr nur

deshalb Respekt entgegengebracht werde, weil sich andere Leute vor ihr fürchten. Diese Furcht muss in der Folge permanent aufrechterhalten werden, um den Respekt zu sichern, was Kraft kostet und ständige Wachsamkeit erfordert.

4.6. „Moslemzeit“: Zurückweisung religiöser Stigmatisierungserfahrungen

Als entscheidende Impulsgeber für die Abwendung von der ethnisch-nationalistischen Szene erweisen sich aber gesellschaftspolitische Entwicklungen. Parallel zur Eskalation des Syrienkrieges lassen Veränderungen des öffentlichen Diskurses über Menschen muslimischen Glaubens für Luaneshe – sie ist nun Anfang 20 – eine neue Stigmatisierungserfahrung relevant werden: die religiöse Zugehörigkeit. Wurde in der Schule vorrangig die kosovo-albanische Herkunft als Stigma erfahren, steht nun nicht mehr die Etikettierung als albanische Migrantin, sondern als Muslima im Vordergrund. Dadurch verliert die Selbstzurechnung zum kosovo-albanischen Nationalismus an Wirksamkeit für die eigene Aufwertung und positive Abgrenzung von der österreichischen Mehrheitsgesellschaft. Stattdessen gewinnen islamistische Identifikations- und Zugehörigkeitsangebote an Attraktivität:

„Und du hörst ganze Zeit, ah, du bist Moslem. Du liest die Zeitung. Egal, was in Zeitung steht, es is eine Lüge, das is Werbung. [...] Aber wenn du jeden Tag unterwegs bist, du hörst das. Du sitzt in U-Bahn, irgendjemand redet da über Terroranschlag. Du gehst vorbei, du siehst Zeitung da und da steht irgendwas Terroranschlag. Und irgendwann geht das in deinen Kopf rein und dann fangst du an zu suchen. Du hast Zeit, du arbeitest nicht, schalt Laptop ein, such mal in YouTube. Und dann kommst du irgendwann auf Pierre Vogel. Erster Imam, was bei mir war, war Pierre Vogel. Und dieses, was er erzählt hat. So wow, du verstehst ihn, er kommt von Straße und er war auch Boxer und dies und das. Und er überzeugt dich in dieses Reden, weil du bist schon enttäuscht von dieses du bist Moslem, da steht Terror, dies, das. Und irgendwann hörst du nur mehr Pierre Vogel, Pierre Vogel, Pierre Vogel. Und dann scheidst auf alles und sagst, hey, du bist kein Moslem, du bist Ungläubiger, ich rede nicht mit dir.“ (I10/21:7 ff.)

Die Biografin beschreibt den Prozess der islamistischen Radikalisierung sehr anschaulich: Zuerst nimmt sie Fremdattribuierung und Stigmatisierung als Muslima wahr, der sie nicht entkommt. Daraufhin sucht sie neue Formen, sich dagegen zur Wehr zu setzen, und findet diese Möglichkeiten in islamistischen bzw. jihadistischen Ideologien (eine exakte ideologische Verortung der Biografin ist nicht möglich, religiöse Details scheinen ihr nicht so wichtig zu sein – s. u.). Sie recherchiert im Internet und stößt auf Videos des islamistischen Predigers Pierre

Vogel, die ihr Sinn- und (Um-)Deutungsangebote machen. Die Copingstrategie besteht in der Hinwendung zur positiven Wahrnehmung der eigenen Religion, der vorher keine nennenswerte Rolle in Luaneshes Leben zukam, und der rigiden Abgrenzung von Personen anderen Glaubens. Die Zugehörigkeit zur ethnischen Gruppe wird ausgetauscht gegen die Zugehörigkeit zur religiösen Gemeinschaft.

Das Internet bzw. soziale Medien zeigen sich in Luaneshes Fall als ein bedeutsames Mittel im Radikalisierungsprozess, die erste Indoktrinierung scheint rein über Online-Medien passiert zu sein. Luaneshe beschreibt, wie sie exzessiv einschlägige YouTube-Videos zu konsumieren beginnt: „Ich hab jede Minute Pierre Vogel und so Islamdings, Dokus angeschaut.“ (I10/3:2). Seine Predigten werden als besonders überzeugend geschildert, weil er ein „besserer Moslem“ (I10/3:13) sei, obwohl er gar nicht als Moslem geboren und aufgewachsen, sondern konvertiert sei. Als wichtiger nächster Schritt wird allerdings der Offline-Kontakt zu einer Moschee erkennbar. Die Biografin findet Angebote vor Ort, die persönliche Begegnungen und zugleich auch Anknüpfung an bisherige Orientierungen ermöglichen: Ein albanischer Imam stellt dabei eine Art Brücke zwischen nationalistisch-ethnischer Zugehörigkeit und religiöser Gemeinschaft her. Ob es auch Offline-Kontakte zu bekannten Mitgliedern der heimischen IS-Szene gibt, lässt sich aus dem Gespräch mit Luaneshe zu wenig klar rekonstruieren. Konkret genannt werden Firas H. und Ebu Tejba, die Biografin folgt jedenfalls den Online-Veröffentlichungen der beiden IS-Kämpfer eine Zeit lang regelmäßig.

Die Veränderung des ideologischen Bezugspunkts und der Szenezugehörigkeit weg von der nationalistisch-biologistischen Bewegung hin zu islamistischen Ideologien erscheint auch unter dem Gesichtspunkt interessant, dass Letztere (zumindest in manchen Ausprägungen) von antinationalistischen Diskursen geprägt sind. Hofinger und Schmidinger schreiben zur Anziehungskraft der Vision einer vereinheitlichten islamischen Gemeinschaft:

„Die Mitgliedschaft in einer sich selbst als global verstehenden Umma ist gewissermaßen das Gegenmodell zur Entfremdung und Vereinzelung in der Diaspora. Die damit einhergehende Überwindung des Nationalismus stellt besonders für Angehörige muslimischer ethnischer Minderheiten, deren Familien vor nationalistisch aufgeladenen Konflikten – wie in Tschetschenien oder im Kosovo – geflohen sind, eine attraktive alternative Gruppenidentität dar.“ (Hofinger/Schmidinger 2017, S. 14)

Luaneshe scheint allerdings von dieser Attraktivität selbst überrascht zu sein, sie vollzieht einen harten ideologischen Bruch, den sie im Gespräch wiederholt benennt: Ihre Ingroup ist nun nicht mehr eine spezifische Ethnie, sondern die „gläubigen“ Moslems unabhängig von nationaler bzw. ethnischer Herkunft.

„[...] dann war mir egal, ob jemand Serbe is oder nicht. Das war früher so, du bist Serbe, ich rede nicht mit dir. Dann wird diese-, ach du bist Serbe, aber Moslem, dann is automatisch so, wir sind Geschwister. Obwohl es nix mit Geschwister zu tun hat.“ (I10/3:36 ff.)

Durch den Wechsel der Gruppenzugehörigkeit relativiert sich potenziell der Essentialismus dieser Zugehörigkeit. Luaneshe erfährt die Veränderbarkeit von Identität und kann dies offenbar – jedenfalls aus heutiger Perspektive – wahrnehmen und reflektieren. Ihren Schilderungen zufolge wird sie darauf auch von ihrem sozialen Umfeld wiederholt angesprochen und beharrt dabei auf der neuen Identität als Muslima. Ethnische Abgrenzung und Überhöhung bzw. Abwertung werden in der neuen Ideologie hinfällig („scheißegal“ – I10/3:24), Feindschaften zwischen Angehörigen von serbischen, bosnischen und albanischen Ethnien verlieren an Bedeutung. Dieser Wandel in der Wahrnehmung von Menschen serbischer Herkunft hin zu Geschwistern im Glauben (jedenfalls dann, wenn sie sich ebenfalls islamistischen Ideologien verpflichtet sehen) wird von der Biografin mehrfach thematisiert. Es entsteht der Eindruck, als würde sie dieser Wandel selbst immer noch erstaunen. Ethnische Mixophobie (vgl. Bauman 2016, S. 14) wird allerdings durch religiöse Mixophobie (Gläubige/Ungläubige) ersetzt.

Luaneshe fügt sich eine Zeit lang freiwillig in ein striktes Verhaltenskorsett: Sie betet u. a. fünfmal täglich und vermeidet jeden Kontakt zu Männern. Die stark einschränkenden sozialen Regeln für muslimische Frauen stehen in großem Widerspruch zu ihrer unangepassten Genderrolle in der nationalistisch orientierten Lebensphase. Sie erzählt im Interview von den negativen Auswirkungen auf ihre Berufstätigkeit:

„[...] ich wollte dann nicht mehr irgendwas arbeiten, was so mit Männern zu tun hat. Ich hab nicht einmal Arbeit gesucht. Dann hab ich Arbeit gefunden, wo (*hustet*) nur Frauen arbeiten, Sozialberufedings, das war Verkauf Textil. [...] Als Moslem, dass du irgendwas zu tun hast, wo keine Männer sind, das is schwer. (*hustet*) Bah.“ (I10/3:31 ff.)

Die Textstelle vermittelt einerseits den Eindruck, dass Arbeit für die Biografin durchaus wichtig ist, sie scheint tendenziell entsetzt darüber zu sein, damals als Folge dieser Regeln „nicht einmal Arbeit gesucht“ zu haben. Zum anderen schränken sie die religiösen Vorschriften auf eine sehr enge Auswahl geringqualifizierter Berufsfelder ein, die als klassische Frauenberufe bezeichnet werden können. Luaneshe lässt aber auch unter diesen Begrenzungen die Fähigkeit erkennen, für sich selbst zu sorgen, d. h. eine Arbeit und damit eigenes Einkommen zu haben. Sie unterwirft sich einerseits strengen Regeln und hält die religiösen Gendervorschriften ein, um zu einer Gemeinschaft dazuzugehören. Andererseits versucht sie sich auch unter diesen selbst gewählten Beschränkungen Autonomie

zu sichern – jedenfalls in materieller Hinsicht. Ihre Identifikation mit der von der islamistischen Bezugsgruppe erwarteten weiblichen Genderrolle erscheint jedenfalls nicht stark, dieser Teil der Ideologie scheint sie wenig anzusprechen.

Trotz ihrer Bemühungen um einen Lebenswandel, der den strengen religiösen Regeln gerecht wird, redet Luaneshe sehr pauschal über religiöse Inhalte. Sie wirkt nicht vertiefend interessiert an den inhaltlichen Details der Glaubenslehre. Ihre Religiosität erscheint vorrangig als Mittel zur Verfolgung eines anderen Zwecks und nicht als Selbstzweck, religiöser Erfahrung kommt kein eigenständiger Wert zu. Es geht prioritär darum, über diese religiösen Deutungsangebote stigmatisierende Ausgrenzungserfahrungen positiv umzudeuten. Als solch ein Mittel kann Religion potenziell durch Alternativen ersetzt werden.

Luaneshes neue Gruppenzugehörigkeit mündet nicht in eine umfassende Einbindung in eine lokale extremistische Gruppe. Die „Moslemzeit“ wirkt insgesamt bereits etwas heterogener und diverser als ihre „Nazizeit“, die den Eindruck rigiderer Abgrenzung erweckt. Bezeichnenderweise erwähnt sie an den beiden ersten Stellen, an denen im Interview der Wechsel zur islamistischen Szenezugehörigkeit thematisiert wird, jeweils im gleichen Atemzug einen persönlichen Kontakt außerhalb dieser Szene: Sie habe zur gleichen Zeit auch eine Jugendarbeiterin kennengelernt, so die Biografin. Durch diesen Kontakt wird der hermetische Rückzug durchbrochen, Luaneshe hat parallel zu ihrer „Moslemzeit“ einen positiven Anschluss an die österreichische „Mehrheitsgesellschaft“ und an sozialpädagogische Unterstützungsangebote für Jugendliche mit geringen Ressourcen. Der Kontakt umschließt auch den Besuch eines Jugendzentrums, das von Jugendlichen unterschiedlicher ethnischer Herkunft genutzt wird. In Kapitel 4.9 wird den Erfahrungen mit Angeboten der Offenen Jugendarbeit nochmals ausführlicher Raum gegeben.

4.7. Distanzierungsprozess und Ausstieg

Der Prozess der Distanzierung von islamistischen bzw. jihadistischen Sinn- und Zugehörigkeitsangeboten bahnt sich dadurch an, dass die damit einhergehenden Verhaltenserwartungen als bedeutsame Einschränkungen der persönlichen Autonomie und der bisherigen Lebensweise erfahren werden. Dies wird besonders deutlich in Bezug auf die Genderrolle und die Folgen für berufliche Teilhabe – bzw. generell im Verbot, sich in Räumen mit Männern aufzuhalten oder mit Männern Kontakt zu haben, scheint sie doch zuvor vorrangig mit Männern in Kontakt gestanden zu haben. Die islamistische Ideologie büßt sukzessive an Attraktivität als sinnhafte Orientierung und für die Zurückweisung der erfahrenen Ausgrenzung durch die österreichische Mehrheitsgesellschaft ein. Sinn und Eigennutz der religiösen Vorschriften werden von Luaneshe zunehmend infrage gestellt:

„Aber hey, ich muss wieder aus diese Loch raus, weil ich komm nicht weiter. Alles schön und gut. Ich schau diesem Imam zu, er redet gut, dies, das, aber was bringt mir das? Ich muss wieder von da weg. [...] man sagt, bete, bete, Gott gibt dir alles. Was hat mir Gott gegeben? Ich hab zwar gebetet fünfmal am Tag, aber ich hab nix bekommen. Und irgendwann denkst du dir, wie lange muss ich das machen, bis ich was bekomme? Weil du weißt zum Beispiel jetzt, du arbeitest ein Monat, für diese ein Monat, Ende des Monats bekommst du dein Geld, was du gearbeitet hast. Aber ich bete monatelang, wann bekomm ich meine Belohnung?“ (I10/24:24 ff.)

Die Textstelle verdeutlicht nochmals, dass Beten für Luaneshe keinen Selbstzweck darstellt, sondern Mittel zum Zweck ist. Das Mittel wird aber nun als nicht adäquat, als nicht zum Ziel führend erkannt. Beten wird als Vorleistung ihrerseits bewertet, für die allerdings die Gegenleistung auszubleiben scheint. Bei Lohnarbeit hingegen kann die Biografin eine transparente Kosten-Nutzen-Relation mit hoher Erwartungssicherheit herstellen: Arbeitsleistung gegen Geld in Form einer monatlichen Gehaltszahlung. Sie lässt eine pragmatisch-materialistische, am Eigennutz orientierte Einstellung erkennen. Auf die Einhaltung religiöser Regeln bezogen kann offenbar der daraus erwartete Nutzen, nämlich die „positive“ Umdeutung erfahrener Stigmatisierung und Ausgrenzung, nicht nachhaltig realisiert werden.

Verstärkt wird der Prozess der Distanzierung durch Nachrichten vom Versterben Bekannter der IS-Szene in Syrien, die als abschreckend erlebt werden: „Ich muss weg von da. Weil du hörst, der stirbt da, der geht nach IS.“ (I10/4:22). Krieg hat keine Faszination für die Biografin, die Berichte von getöteten „foreign fighters“ wirken abstoßend. Eine Ausreise in den Islamischen Staat dürfte zu keinem Zeitpunkt ernsthaft überlegt werden. Offenbar hat Luaneshe also doch etwas zu verlieren, sie zeigt keine Bereitschaft, ihr Leben in Österreich für einen Kampf zur Errichtung eines islamischen Kalifats aufzugeben.

Zu verlieren hat sie insbesondere die Beziehung zu ihrer Mutter, deren Sorge über ihre Hinwendung zur islamistischen Szene zu einer radikalen Prüfung ihrer Orientierungen, Handlungen und sozialen Kontakte führt:

„Und noch schlimmer is, wenn du weißt, dass deine Mutter wegen dir weint, dann fangst du an nachzudenken. Is das gut, was ich mache? [...] Was bringt dir das, wenn deine Mutter wegen dir weint? Und ich hab gedacht, hey, ich war im Krieg nur mit Mutter, sie hat auf uns aufgepasst. Sie hat selber nicht gegessen, damit wir essen. Sie hat extra diesen Weg genommen, dass wir nach Österreich kommen. Nicht wegen ihr, sondern wegen uns, dass wir sozusagen besseres Leben haben. Dass wir arbeiten, dass wir Geld verdienen, dass es unsere Kinder besser haben als wir es hatten. [...] Und ich denk mir so, hey, sie weint wegen mir. Sie hat alles für mich gemacht und ich mach das, damit sie weint? Geht nicht. Das geht nicht. Und so hab ich einfach gesagt, heute auf morgen, ich bin weg von diese Leute.“ (I10/4:25 ff.)

Die Textstelle bringt starke emotionale Verbundenheit mit der Mutter zum Ausdruck. Luaneshe lässt ihr gegenüber große Dankbarkeit und Respekt erkennen, diese Beziehung wiegt wesentlich mehr als die Kontakte zur islamistischen Szene. Als beide Beziehungen in Widerspruch zueinander geraten, entscheidet sie sich für die Beziehung zur Mutter und bricht ihrer Darstellung zufolge die Kontakte zur Szene abrupt ab („heute auf morgen“). Aus der aufopfernden Sorge der Mutter in der Kindheit leitet die Biografin zudem einen Auftrag für sich selbst ab: die besseren Lebenschancen, die ihre Mutter den Kindern ermöglichen wollte, auch tatsächlich zu ergreifen. Dieses bessere Leben zeigt sich durch Arbeit und materiellen Wohlstand charakterisiert, sie werden als wesentliche Werte erkennbar, die Luaneshe seitens ihrer Familie vermittelt wurden.

Die Biografin beschreibt einen radikalen Kontaktabbruch zur islamistischen Szene, den sie offline und online vollzogen habe, u. a. durch Weggabe ihres Notebooks. Sie deutet die Erkenntnis an, dass sie durch ihre islamistischen Freund*innen und Bekannten manipuliert worden sei, und delegitimiert diese als überwiegend scheinheilige, unaufrichtige Menschen, Opportunist*innen und Mitläufer*innen, die nicht an der Sache an sich interessiert seien. Der bewusste Wechsel des Beziehungsnetzwerks zeigt sich als Loslösungsstrategie, um ihren Einfluss zurückzudrängen. Die Biografin lässt nicht nur ein relativ hohes Reflexionsvermögen erkennen, sondern auch den Willen und das Vermögen, daraus Handlungskonsequenzen zu ziehen und diese umzusetzen – d. h. ein biografisches Handlungsschema zu entwickeln.

Die Orientierung an Arbeit erweist sich für den Ausstieg ebenfalls als wichtige Unterstützung: Luaneshe beginnt in der Phase der Abwendung von der islamistischen Szene einen neuen Job als Seniorenbetreuerin in einem Altenheim, sie stellt sich dabei als aktiv die Veränderungen vorantreibend dar. Die Arbeit übernimmt einerseits die Funktion, anstatt der Religion (fünf Mal am Tag beten etc.) den Tag zu strukturieren: „Ich weiß, ich muss um acht aufstehn, um neun arbeiten, bis vier. Sozusagen, mein Tag war dann geplant.“ (I10/25:26 f.). Andererseits diversifizieren sich die sozialen Kontakte durch diese Tätigkeit, Luaneshe zeigt Kommunikations- und Beziehungsfähigkeit mit ihr nicht vertrauten Personen, zu denen sie aufgrund verbindender Kriegserfahrungen in besonderer Weise Anschluss findet:

„Diese Leute, wo ich gearbeitet habe, haben selbe Geschichte wie ich. Die kennen, die wissen, was Krieg is. Die kennen zwar andere Krieg, aber ich bin auch vom Krieg. Und da findest du wieder dich selber und du denkst, hey, wenn du älter bist, du bist genau wie die.“ (I10/4:38 ff.)

Mehrfach wird im Interview sichtbar, dass Krieg als zentrale Lebenserfahrung der Kindheit wesentlich auf die Sinngebungsprozesse im späteren Leben einwirkt: Während die Kriegsbegeisterung der islamistischen Gruppen zur Distanzierung

beiträgt, erzeugen die Kriegserfahrungen der Bewohner*innen eines Pflegeheimes Nähe und Identifikation mit ihnen. Zudem sieht Luaneshe in der in ihrem soziokulturellen Umfeld vermittelten Norm, älteren Menschen großen Respekt entgegenzubringen, einen wichtigen Faktor dafür, dass sie den alten Menschen zuhören kann und ihnen mit Respekt begegnet, obwohl sie nicht der eigenen ethnischen Gruppe angehören oder an dieselbe Religion glauben.

Die Biografin kommt durch diese Tätigkeit mit unterschiedlichen Perspektiven, Erfahrungen und Lebenszusammenhängen in Berührung:

„Und dann denkst du, okay, du bist Moslem, du bist schon dieses Anhänger, diese extreme schon. Ich weiß nicht, ob man das extrem-, aber hey, warte, dieser alte Mann oder diese alte Frau sagt so, ich hab bereut, dass ich das nicht gemacht habe. Dass ich das nicht gemacht habe. Das waren diese Sachen, was sie mir gesagt haben, das war haram für Moslem. Aber wie gesagt, wenn du Honig nicht probiert äh probierst, du weißt nicht, wie es schmeckt. Und dann denkst du, okay, probier ma mal das, wie das is. Fühlt sich gut an. Mach ma mal das da. Fühlt sich auch gut an. Will ich, dass ich das nicht mehr mache, das sich gut anfühlt? Oder will ich sozusagen, alles, was schön ist, is halt äh sozusagen haram, ist verboten. Und dann fragen sie dich nach paar Wochen, hey, willst du da bleiben, da arbeiten? Weil die mögen dich alle, wie du redest. Ja. Warum nicht? [...] dann hab ich aufgehört langsam nicht mehr fünfmal am Tag zu beten, dann hab ich gar nicht mehr gebetet.“ (I10/25:29 ff.)

Die Lebenserfahrungen der alten Menschen bestärken sie in der Abwendung und im Gewinnen einer kritischen Distanz zur islamistischen Szene. Dabei scheint auch die Einsicht zentral zu sein, dass es am Lebensende zu spät ist, das eigene Leben zu verändern und zu genießen. Luaneshe beschreibt ihre Auseinandersetzung damit, was die alten Menschen rückblickend bereuen und anders machen würden, was sie eventuell versäumt haben zu tun. Sie scheint nach Lebenserfahrungen zu suchen, die ebenfalls Brüche und Neuorientierungen aufweisen – oder zumindest den starken Wunsch nach Letzterem. Auch das Bestreben, aus den Fehlern bzw. Versäumnissen anderer zu lernen, wird erkennbar. Die Interviewstelle verweist zudem auf die Anerkennung, die die Biografin für ihre Tätigkeit erfährt. Sie wird respektiert, ohne dafür Angst verbreiten zu müssen, ihre Arbeit wird geschätzt und aus einem kurzen Berufspraktikum wird eine fixe Beschäftigung.

4.8. Das Leben nach dem Ausstieg

Auf die Frage, wie es dazu gekommen sei, dass sie nach einem Jahr die Arbeit im Altenheim wieder beendet habe, antwortet Luaneshe im Interview:

„Ich weiß nicht, es war einfach so dieses, es war schon zu viel. Weil früher, okay, ich hab so dieses Gefühle unter Kontrolle, alles. Aber wenn ich jeden Tag mit dir unterwegs bin und irgendwann bist du weg, wie fühlst du dich da? Irgendwann vergisst du, dass du-/ nach paar Monate vergisst du da so Arbeit und Privatleben zu trennen. Dieses hey, du bist fertig, lass Arbeit da. [...] du weißt schon, wo jeder wo sitzt. Weil die (*Bewohner*innen des Altenheims, Anm. d. Verf.*) hatten auch schon dieses System. Irgendjemand sitzt da jeden Tag, irgendjemand dort. Und irgendwann kommst du und da sitzt aber plötzlich keiner. Wo ist diese Person, der war ja gestern noch? Okay. Und auf einmal, es wird mehr und mehr und mehr. Und dann denkst du, okay, genug, Strich.“ (I10/26:27 ff.)

Luaneshe wird durch das Versterben von Bewohner*innen des Altenheims wieder mit Verlust konfrontiert. Sie beschreibt die Erfahrung des Kontrollverlusts, da sie sich nach dem Aufbau emotionaler Nähe nicht ausreichend distanzieren und die Verlustserfahrungen nicht unter Kontrolle bringen kann. Ihr Schritt, die Arbeit zu beenden, verweist zwar einerseits auf funktionierende Selbstschutzmechanismen, andererseits werden aber auch Schwächen im System sichtbar, die Vulnerabilität erhöhen: Es scheint keine oder nur ungenügende Möglichkeiten der institutionellen Unterstützung wie etwa Supervision zu geben, auch fachliche Ausbildung und Betreuung, die beim Umgang mit solch belastenden Erfahrungen bei der Arbeit hilft, wird nicht erkennbar.

Der berufliche Umstieg gestaltet sich für Luaneshe ihrer Erzählung zufolge nicht ganz einfach. Zunächst folgt eine Zeit der Arbeitslosigkeit, welche sie als mehr Zeit für die Familie und Besuche von Verwandten im Kosovo positiv umdeutet. Allerdings wird arbeitslos zu bleiben nicht als akzeptabler Lebensentwurf angesehen, Beschäftigung zu haben, also bezahlter Arbeit nachzugehen, stellt für die Biografin einen wichtigen Wert dar: „Und dann denkst du nach, was willst du aus deinem Leben machen? Was willst du machen? Willst du immer irgendwie arbeitslos bleiben? Nein, geht nicht.“ (I10/27:19 ff.). Sie probiert mehrere Tätigkeiten aus und lässt den Anspruch erkennen, dass ihr die Arbeit zusagen muss, dass sie Sinn darin finden will. Kurz erwähnt sie die Erfahrung, dass in einer Bäckerei zu arbeiten nicht diese Kriterien erfüllt, auch eine Lehre (es bleibt unbekannt, welche) bricht sie danach ab.

Erst als sie Arbeit als Security in einem großen Unternehmen findet, kann sie das tun, „[...] was ich am besten kann, Sicherheit. [...] Egal, was ist, ich schau auf alles, ich hab Motorrad, ich fahr hin und her. Wenn was is, ich bin da.“ (I10/27:24 ff.). Bemerkenswerterweise kann Luaneshe bei diesem beruflichen Umstieg an Erfahrungen und erworbenen Kompetenzen aus ihrer sogenannten „Nazi-Zeit“ anknüpfen: Sie sorgte damals, wenn auch in einem extremistischen Kontext, für Sicherheit und Schutz, das tue sie jetzt auch, allerdings im Rahmen eines regulären Arbeitsverhältnisses auf legale Weise. Luaneshe kann die Kontroll- und Selbstwirksamkeitserfahrungen ihrer „Nazi-Zeit“ nun im beruflichen

Setting unter Einhaltung rechtsstaatlicher Normen wiederholen. Sie führt den Aspekt der Verantwortungsübernahme für andere als Faktor an, der die Arbeit zu sinnerfüllter Tätigkeit macht: Sie kann auf andere schauen und deren Sicherheit garantieren.

In dieser Textpassage zu Sicherheit und Verantwortungsübernahme, die ganz am Ende des Interviews steht, wechselt sie nahtlos zu ihrer Herkunftsfamilie: „Das is so wie meine Familie. Ich schau auf meine Familie.“ (I10/29:6 ff.). Als wichtigster Bezugs- und Orientierungspunkt wird die eigene Familie bewertet, als zentrale Losung folgende Regel benannt: „Tu, was nötig is, für deine Familie. Deine Familie hat dich ja großgezogen, alles für dich gemacht. Warum machst du nicht alles für Familie?“ (I10/29:1 ff.). Eine herausragende Rolle in ihrem Leben misst Luaneshe der eigenen Mutter bei, bei der die Biografin nach wie vor wohnt und der sie ihren Angaben zufolge einen Großteil ihres Lohnes abliefern: „Ich arbeite für meine Mutter.“ (I10/29:6). Wiederholt kommt im Interview ein tendenziell symbiotisches Verhältnis zur Mutter zum Ausdruck, es deuten sich eingeschränkte Autonomie und fehlende Loslösung von ihr an. Diese Beziehung entfaltet sich somit einerseits als Resilienzfaktor bei der Distanzierung von der islamistischen Szene, deutet andererseits aber auch die Entfaltungsmöglichkeiten beschränkende Züge an. Das Verhältnis erscheint von starker sozialer Kontrolle geprägt, ihre Mutter warte etwa jeden Abend, bis sie nach Hause komme, berichtet die Biografin. Der Vater wird hingegen kaum thematisiert, ebenso wenig der jüngere Bruder, auch wenn auf Nachfrage sehr enge Beziehungen und tägliche Kontakte erkennbar werden.

Luaneshe trägt beim Interview Kleidung mit nationalistischen Symbolen, sie bewertet allerdings ihre heutige Verwendung dieser Symbole als deutlich reduziert im Vergleich zu ihrer „Nazi-Zeit“. Ihr Sprechen über diese Lebensphase lässt zwar klare Distanz zu ihrer Rolle und ihren Handlungen damals erkennen, dennoch werden auch gewisse Kontinuitäten sichtbar. Im Unterschied zur muslimischen Religion dürfte etwa das albanische Gewohnheits- oder Stammesrecht Kanun einen unhinterfragten Selbstzweck für die Biografin haben: Mit diesem Gesetz sei sie aufgewachsen, antwortet sie auf die Frage danach, ob das Gesetz für sie Geltung habe. Sie betrachte es als für sie überwiegend gültige Orientierung, nur in manchen Aspekten distanzieren sie sich davon – in welchen, will sie nicht näher erläutern. Zudem wird der Ausstieg aus der ethnisch-nationalistischen Szene als ständig neu notwendige Anstrengung beschrieben, da die alte Rolle auch durch Bekannte, die sie auf der Straße treffe, wieder an sie herangetragen werde:

„Du kannst mich von Straße rausholen, dass ich wieder [-], aber die Straße nicht aus mir, [...] ich bin schon von Straße weg, aber die Straße nicht von mir. Ich geh jetzt wieder durch [...] (*Name des Bezirks anonymisiert, Anm. d. Verf.*). Und ich kenn jeden schon.“ (I10/19:28 ff.)

Dies verweist darauf, dass das sozialräumliche Umfeld einen spezifischen Risikofaktor bilden und die Distanzierung erheblich erschweren kann.

Den nach wie vor erkennbaren Risikofaktoren wirken verschiedene Resilienzfaktoren entgegen, auch auf individueller Ebene. Luaneshe lässt wiederholt die Fähigkeit und Bereitschaft erkennen, sich neue soziale Kontakte zu suchen, wenn sie die bestehenden als nicht befriedigend und nicht gewinnbringend für ihre eigene Entwicklung erlebt. Sie prüft die Konsequenzen ihrer Lebens- und Handlungsweisen in Hinblick auf die künftigen Lebenschancen und Entwicklungsmöglichkeiten, die sie sich damit erschließen kann – oder die ihr dadurch verwehrt bleiben. Zunächst eingeschlagene Wege werden revidiert, dabei wird auch ein Lernen aus den Erfahrungen bzw. hinter sich gelassenen Lösungen erkennbar: Die Moslemzeit habe sie etwa gelehrt, nichts gegen andere Nationen zu haben, über die Grenzen der Nationalitäten hinweg Gemeinsamkeiten zu erkennen und Beziehungen zu haben:

„Ich hab angefangen dann mit so diese Leute Kontakt abubrechen, andere Leute kennenlernen. Aber ich bin so ziemlich direkt, ich bin offener Mensch. Ich hab kein Problem so, weil das war schon, Nazizeit is weg, ich hab nix gegen andere Nationen. Moslemzeit, okay, wir sind Geschwister, passt. Das heißt, egal, was für Nation. Und ich hab alle diese Sachen irgendwie zusammengetan, auf alles Distanz, weg mit diese Leute, gemma andere Weg. Andere Freunde, andere Leute, was dich nicht beeinflussen können.“ (I10/4:6 ff.)

Diese Konsequenzen reflektierende Perspektive auf den eigenen Lebensweg verweist nochmals auf die insgesamt hohe Reflexionsfähigkeit der Biografin, die verbunden mit Selbstwirksamkeitserfahrung und innerer Autonomie zu Selbstbehauptung und Kontrollüberzeugung befähigen. Inwieweit und wie diese tatsächlich realisiert werden können, wird allerdings auch künftig nicht zuletzt vom Zusammenwirken mit den gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und erschließbaren Ressourcen abhängen.

4.9. Zur Rolle der Jugendarbeit

Der Kontakt zur Jugendarbeit soll aufgrund des spezifischen Erkenntnisinteresses der Studie gesondert herausgearbeitet werden. Luaneshes Angaben zufolge kommt sie vergleichsweise spät mit der Offenen Jugendarbeit in Kontakt, nämlich erst als junge Erwachsene am Übergang von der „Nazizeit“ zur „Moslemzeit“. Sie besucht gemeinsam mit ihrem jüngeren Bruder das Jugendzentrum, und zwar mehrfach bzw. über einen längeren Zeitraum – so ihre Erinnerung. Dies wird durch große Nähe des Jugendzentrums zur neuen Wohnung der Familie begünstigt. Neben der räumlichen Niederschwelligkeit nimmt die Biografin auch

erhöhte soziale Anschlussfähigkeit wahr, da auch andere Jugendliche albanischer Herkunft das Jugendzentrum zu nutzen scheinen. In der Folge diversifizieren sich ihre sozialen Kontakte: Sie kommt mit Jugendlichen aus unterschiedlichen Herkunftskontexten – u. a. auch serbischen – in Berührung. Luaneshe scheint zwar – jedenfalls anfänglich – die verbale Abwertung aller nicht als albanisch eingestuften Personen weiterzuführen, dennoch nutzt sie mit ihnen gemeinsam die Angebote der Offenen Jugendarbeit. Sie durchbricht die rigide Selbstsegregation und hat nun selbstgewählte Anknüpfungspunkte an die sogenannte Mehrheitsgesellschaft. Es deutet sich eine Steigerung der Toleranz gegenüber nach wie vor als verschieden eingestuften Personen anderer ethnischer Herkunft an.

Luaneshe nutzt neben Freizeitangeboten auch ein arbeitsmarktpolitisches Angebot im Rahmen der Offenen Jugendarbeit. Besonders dem Kontakt zu einer Jugendarbeiterin gibt die Biografin große Bedeutung, sie wird als starke Identifikationsfigur und Seelenverwandte, als „ich in älterer Version“ (I10/25:5) bewertet – als offener Mensch, der sie ernst nimmt und mit ihr wertschätzend auf Augenhöhe spricht. Die Kontakte sind Luaneshes Darstellung zufolge nicht besonders intensiv, aber bedeutsam und die Jugendarbeiterin wird in gewissem Ausmaß ein Role Model für sie. In den Gesprächen sei es kaum um ihre IS-Begeisterung gegangen, da dies eher ihre Ablehnung hervorgerufen hätte, resümiert die Biografin. Auch an dieser Stelle zeigt sie hohe Reflexionskompetenz und „durchschaut“ die akzeptierende Arbeitshaltung der Jugendarbeiterin, die es vermieden habe, islamistische Tendenzen direkt zu kritisieren. Sie analysiert den Widerstand, der direkte Gegenrede bei ihr selbst ausgelöst hätte („Weil wenn ich-/ mir was gefällt, du kannst nicht sagen, das is schlecht.“ – I10/25:1 f.), und scheint auch die Strategie, ebendiesen Widerstand nicht zu evozieren, als richtig wertzuschätzen.

Das Vertrauensverhältnis zur Jugendarbeiterin gibt Impulse zur Diversifizierung und Liberalisierung der eigenen Perspektiven und Einstellungen, etwa zum Thema Sexualität zwischen Menschen gleichen Geschlechts. Die entsprechende Interviewstelle lässt erkennen, dass Luaneshe in einem Umfeld mit sehr konservativen Sexualnormen sozialisiert wurde, die zudem durch ihre religiösen Orientierungspunkte in der „Moslemzeit“ bekräftigt werden. Auch wenn sich keine Schlussfolgerungen ableiten lassen, inwieweit sich ihre Normen aufgrund der Gespräche tatsächlich verändern, lernt sie nun jedenfalls andere, liberalere Haltungen kennen und es ist auf Basis der persönlichen Beziehung von Impulsen zur Steigerung ihrer Ambiguitätstoleranz auszugehen.

Der Kontakt bleibt während der gesamten islamistischen Phase und darüber hinaus bis heute – zumindest gelegentlich – aufrecht. Soziale Medien ermöglichen niederschwelliges Kontakthalten, auch wenn Luaneshe altersmäßig nicht mehr primäre Adressatin der Angebote Offener Jugendarbeit ist. Auf diese Weise können auch die Kontaktverluste durch personelle Veränderungen im ursprünglichen Jugendzentrum ein Stück weit ausgeglichen werden. Luaneshe

berichtet, die neuen Jugendarbeiter*innen nicht so gut zu kennen, die ursprünglichen Mitarbeiter*innen hingegen „waren schon Freunde“ (I10/28). Dies deutet darauf hin, dass ausreichend Personalkontinuität in Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit die Chancen dafür erhöhen, auf die aufgebauten Beziehungen auch später noch als Ressource zurückgreifen zu können.

4.10. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren

Abschließend sollen die in Luaneshes Lebensverlauf komplex zusammenwirkenden Faktoren, die Risiken einer Hinwendung zu extremistischen Sinn- und Zugehörigkeitsangeboten erhöhen oder umgekehrt zu Resilienz und Distanzierung ihnen gegenüber beitragen, gesondert herausarbeitet werden. Luaneshes lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung verdeutlicht in besonderer Weise das Ineinandergreifen von individuellen und Kontextfaktoren, ein adäquates Verständnis ihres biografischen Gewordenseins ist nur unter Berücksichtigung des sozialen Umfeldes und gesellschaftlichen Rahmens möglich.

Fallstudie „Luaneshe“: Risiko-/Resilienzfaktoren

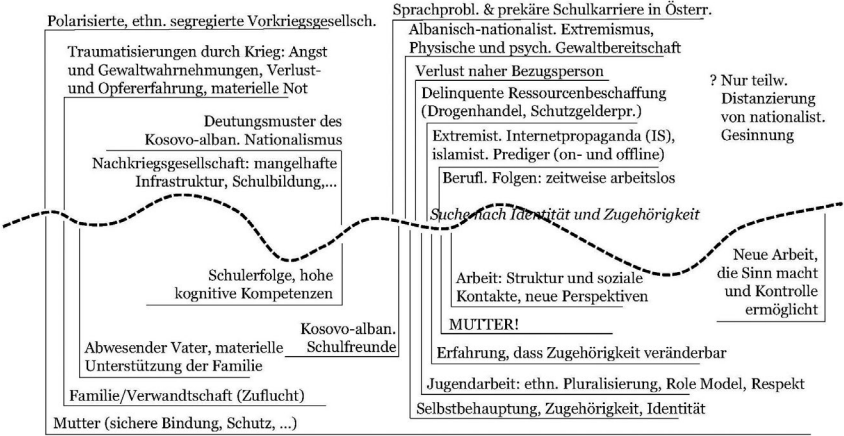


Abb. 3: Grafische Darstellung des Zusammenwirkens von Risiko- und Resilienzfaktoren in Luaneshes Lebensverlauf

Die frühe Kindheit der Biografin ist durch das Aufwachsen in einer polarisierten und ethnisch segregierten Vorkriegsgesellschaft geprägt und zeigt sich in vielerlei Hinsicht extrem eingeschränkt (räumlich, sozial, bildungsmäßig etc.) sowie von massiven Existenzängsten bestimmt. Der Familien- bzw. Verwandtschaftskreis

scheint ganz unter sich und auf sich zurückgeworfen. Der Krieg greift auf Luaneshes Heimatregion über, der Verlust des Zuhauses und die Flucht stellen in der Folge massive Belastungserfahrungen in der Kindheit dar. Sie beschreibt sich selbst und auch ihre Familie gleich am Beginn der Lebenserzählung in einer umfassenden Opferposition. Die Erfahrung von Unsicherheit, eigener Gefährdung und Ausgeliefertsein verstärken sich Luaneshes Selbstdeutung zufolge durch ihr Kindsein, wodurch sie noch weniger Möglichkeiten gehabt habe zu verstehen, was vor sich geht. Die Biografin wächst somit in einem gesellschaftlichen Umfeld auf, in dem Gewalt in unterschiedlichen Formen als eine wesentliche zwischenmenschliche „Beziehungsform“ praktiziert und Töten als Mittel der Konfliktlösung angewandt wird. Daraus resultieren negative Auswirkungen auf verschiedenen Ebenen (psychisch, sozial, materiell, kulturell) für potenziell das gesamte Leben. Auch aktuell scheinen die unmittelbare Lebensbedrohung und der umfassende Kontrollverlust immer noch sehr nahezugehen. Traumatisierungserfahrungen werden direkt, wenn auch eher knapp angesprochen.

In diesen äußerst ungünstigen Rahmenbedingungen des Heranwachsens werden die eigene Familie und das nähere Verwandtschaftsnetzwerk als die einzige Quelle von Sicherheit und Geborgenheit erfahren und bewertet. Insbesondere ihre Mutter stellt Luaneshe als selbstlose Beschützerin dar, als das Wohl ihrer Kinder über alles Stellende, auch über das eigene Leben. Die Sorge der Mutter um ihr Wohlergehen zeigt sich als zentrale Ressource in der Kindheit, ermöglicht eine sichere Bindung und begründet eine von tiefer Dankbarkeit und großem Respekt getragene enge Mutter-Tochter-Beziehung, die sich im weiteren Leben sowohl als Resilienzfaktor entfalten kann als auch spezifische Risiken mit sich führt. Die Beziehung zum Vater als aufgrund von Arbeitsmigration abwesendem Elternteil bleibt hingegen weitgehend außen vor bzw. wird kurz als nicht weiter von Bedeutung charakterisiert. Insgesamt zeigt sich aber eine starke Bindung an die Familie und jene Mitglieder der Verwandtschaft, mit denen sie direkt aufgewachsen ist und auf deren Unterstützung sie angewiesen war.

Diese fundamentalen Erfahrungen der Bedrohung durch den Krieg einerseits und des Schutzes durch den familiären bzw. verwandtschaftlichen Zusammenhalt andererseits wirken bis in die Gegenwart auf ihre Selbstdefinition und Umweltdeutungen ein. Luaneshe beschreibt etwa ihre Angst vor dem Verlust nahestehender Personen, vor allem von Verwandten in der alten Heimat. Ihren Lösungsversuch häufiger Besuche im Kosovo bewertet sie selbst als tendenziell wirkungslos, da die punktuelle Anwesenheit wenig gegen den Tod von Familienmitgliedern in den längeren Phasen ihrer Abwesenheit ausrichten könne. Verlusterfahrungen durch den Tod nahestehender Menschen ziehen sich durch ihre Lebenserzählung, als eine Copingstrategie für den Umgang damit wird das Bemühen erkennbar, selbst für Sicherheit und Schutz in ihrer Umgebung zu sorgen. Je nach sozialem Umfeld kann dies zu einem spezifischen Risikofaktor werden oder sich als Stärke und normkonform realisierbares Kohärenzgefühl entfalten.

Die Veränderung weg vom Kind, das das Kriegsgeschehen nicht verstehen kann, hin zu einer heranwachsenden Person, die den beobachteten und selbst erfahrenen Geschehnissen Schritt für Schritt Bedeutung gibt, wird auch von der sozialen Umgebung geprägt. Luaneshe greift Deutungsangebote in verfügbaren Medien auf und das Interview gibt Hinweise darauf, dass sie mit Deutungsmustern des kosovo-albanischen Nationalismus aufwächst, die ihre Verarbeitungen der Kriegserfahrungen beeinflussen. Sie reproduziert eine Dichotomie von Täter und Opfer entlang ethnischer Grenzziehungen, die sich Mijić (2018, S. 158) zufolge als dissoziative Strategie beschreiben lässt, um die Selbstviktimisierung der ethnischen Wir-Gruppe aufrechtzuerhalten. Solch ein gesellschaftliches Umfeld mit dichotomisierten Ingroup-Outgroup-Schemata und Schuldzuweisungen ist als spezifischer Risikofaktor zu berücksichtigen.

Die Nachkriegsgesellschaft ist von anhaltenden ethnischen Spannungen und mangelhafter Infrastruktur bzw. geringen materiellen und kulturellen Ressourcen gekennzeichnet. Insbesondere verweist die Biografie auf begrenzte Möglichkeiten der Schulbildung, die zu einer prekären formalen Bildungskarriere beitragen. Luaneshe deutet die Migration der Mutter und anschließend ihre eigene Migration nach Österreich als Bemühen der Eltern (insbesondere wieder der Mutter), für die Kinder bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie Zukunftsperspektiven zu eröffnen.

Für Luaneshe bedeutet dies allerdings zunächst eine Wiederholung von Verlust- und Fremdheitserfahrungen, Sprachprobleme und nicht gelingende schulische Integration erweisen sich als Risikofaktoren. Ein erster Versuch der Selbstbehauptung in der Schule führt zum Schulverweis und lässt überforderte und eventuell auch desinteressierte Lehrkräfte erkennbar werden. Die Freundschaft mit zwei Mitschülern an einer neuen Schule, die wie Luaneshe kosovo-albanischer Herkunft sind, ermöglicht ihr die Erfahrung von Zugehörigkeit, Selbstbehauptung und Selbstwirksamkeit in der Gruppe. Hierzu werden u. a. die vom schulischen Umfeld geteilten Etikettierungen als anders und gefährlich genutzt. Luaneshe gewinnt Handlungshoheit durch rassistische Selbstüberhöhung der eigenen Gruppe und indem sie negative Zuschreibungen und Angst des Umfeldes als Machtquelle zu nutzen weiß. Dies lässt sich als Strategie betrachten, aus der Opferrolle herauszukommen und eine stabile Kontrollenerfahrung zu gewinnen, d. h. als Form von „hidden resilience“ (Ungar 2004). Die spezifische Form der Resilienz birgt zugleich beträchtliche Risiken für den weiteren Lebensverlauf und missachtet zentrale Grundwerte des gesellschaftlichen Umfeldes.

Obwohl sich Luaneshe auf hohe kognitive Fähigkeiten verlassen kann und sich dessen auch bewusst ist, scheint sie keine Anerkennung über formale Bildungserfolge zu suchen und nicht an höherer Bildung orientiert zu sein. Trotz eines bildungsaffinen Elternhauses bleibt ihr eigener Bildungsweg brüchig und stellt in der Folge einen Risikofaktor für die beruflichen Teilhabemöglichkeiten dar.

Die ethnische Segregation verfestigt sich zunehmend, zugleich werden kaum Bemühungen der Aufnahmegesellschaft erkennbar, dieser entgegenzuarbeiten. Die auch biologistisch definierte Zugehörigkeit zu ethnisch-nationalistischen Kreisen wandelt die Fremdausgrenzung im Aufnahmeland zur positiv konnotierten Selbstab- und -ausgrenzung um und zeigt sich als starke Ressource. Die Biografin setzt ihre Selbstbehauptungsstrategie im Sinne einer „hidden resilience“ fort, sie beschreibt sich selbst als auf dem Weg in eine kriminelle Karriere, die von Delinquenz und Gewalt geprägt dargestellt wird. Ihr Bemühen um eine stabile Kontrollüberzeugung offenbart sich in diesem Umfeld in der Rolle als starke Respektperson, die anderen Mitgliedern der ethnischen Community Schutz bietet und dabei zu Mitteln greift, die mit dem staatlichen Gewaltmonopol im Widerspruch stehen. Das Bedürfnis, die eigene Opferrolle hinter sich zu lassen und Stärke sowie Furchtlosigkeit zu zeigen, indem anderen Personen Schutz gegebenenfalls auch unter Anwendung von Gewalt geboten wird, lässt sich wiederholt erkennen. Die spezifische Form von Selbstbehauptung und Kontrollerfahrung trägt sowohl Aspekte von Resilienz als auch beachtliche Risiken in sich.

Die Familie wird in dieser Phase eher als Resilienzfaktor erkennbar, denn auch wenn unklar bleibt, inwieweit bzw. in welchem Umfang sie nationalistische Deutungsschemata teilt, ist sie jedenfalls nicht Teil der Szene, die Luaneshe selbst als rechtsextremistisch einstuft. Aus dem Bemühen, das Familienleben und das „Leben auf der Straße“ strikt zu trennen und gleichzeitig die Familienkontakte aufrechtzuerhalten, erwachsen in gewissem Ausmaß Mäßigungs- und Selbstschutzstrategien. So dürfte Luaneshe systematisch vermieden haben, polizeilich auffällig zu werden, sie scheint auch keine Vorstrafen zu haben.

Als durch einen zunehmend antiislamistischen bis antimuslimischen öffentlichen Diskurs in Österreich eine andere Stigmatisierungserfahrung in den Vordergrund rückt, verliert die Selbstzurechnung zum kosovo-albanischen Nationalismus an Potenzial zur positiven Abgrenzung von der österreichischen Mehrheitsgesellschaft. Stattdessen bieten islamistische Identifikationsangebote Luaneshe eine Möglichkeit, die negativen Etikettierungen zurückzuweisen. Auch dies lässt sich wieder als Form von Selbstbehauptung und als Abwehr einer neuen Opfergefährdung betrachten. Erst das Zusammenwirken des gesellschaftlichen Umfeldes mit den biografischen Erfahrungen erzeugt eine spezifische Risikolage, die islamistische Ideologien und Zugehörigkeitsangebote als sinnhafte und zielführende Orientierungen erscheinen lässt.

Der (Um-)Radikalisierungsprozess verläuft hybride: Internet bzw. soziale Medien werden in diesem Fall als bedeutsame „Einstiegshilfen“ erkennbar, die erste Phase der Hinwendung zur islamistischen Szene passiert rein über Online-Medien, kritische Medien(nutzungs)kompetenz lässt sich nicht wahrnehmen. Danach erfolgt die Suche nach Gleichgesinnten und sozialem Anschluss offline vor Ort, hier erleichtert ein albanischer Imam den Überstieg von der nationalistischen zur jihadistischen Szene. Die Suche nach religiöser Erfahrung zeigt sich bei

Luaneshe nicht besonders stark ausgeprägt, Religion ist eher Mittel zum Zweck, Letzterer besteht in der Zurückweisung der Stigmatisierungserfahrungen. Darin kommt wieder der Wunsch nach Selbstbehauptung zum Ausdruck, zugleich erhält sich die Biografin trotz der strengen religiösen Regeln ein beachtliches Ausmaß innerer Autonomie, das sie in Verbindung mit hohem Reflexionsvermögen dazu befähigt, die Versprechen der IS-Prediger bzw. Imame kritisch zu prüfen. Zudem mündet die neue Gruppenzugehörigkeit nicht in eine umfassendere Einbindung in eine lokale extremistische Gruppe. Diese Faktoren lassen in ihrem Zusammenwirken Luaneshes Resilienz gegenüber den islamistischen Identifikationsangeboten stärker werden und fördern einen Distanzierungsprozess. Auch dürfte zu keinem Zeitpunkt eine Ausreise zur Unterstützung des Islamischen Staates ernsthaft überlegt werden: Krieg hat keine Faszination für die Biografin, Berichte von getöteten „foreign fighters“ wirken abschreckend. Die eigenen Kriegserfahrungen entfalten sich bei Luaneshe als Schutz gegenüber Ansinnen kriegerischen Engagements.

Bemerkenswert erscheint auch, dass Luaneshe durch den Wechsel vom ethnisch-nationalistisch geprägten Extremismus hin zu einem antinationalistischen Extremismus die Erfahrung macht, dass Zugehörigkeit nichts Essentialistisches ist, sondern sich verändern lässt: Aus ethnischen Feind*innen werden teils Geschwister im Glauben, die Abgrenzungslinien sind neu definiert und werden nun als veränderbar wahrgenommen. In diesem Aspekt wirkt die Vision einer vereinheitlichten islamischen Gemeinschaft paradoxerweise in eine ähnliche Richtung wie die Angebote der Offenen Jugendarbeit, die Luaneshe parallel zur „Moslemzeit“ nutzt und wo sie mit Toleranz verschiedenen Ethnien bzw. Nationalitäten gegenüber konfrontiert wird. Beides trägt zur Hinterfragung von sehr tief in der eigenen Selbst- und Fremddeutung verankerten ethnischen Ingroup-Outgroup-Schemata bei.

Die Angebote der Offenen Jugendarbeit ermöglichen der Biografin einen selbstgewählten positiven Anknüpfungspunkt zu Institutionen der österreichischen Mehrheitsgesellschaft und eröffnen ihr Zugang zu Ressourcen und Unterstützungsangeboten, u. a. auch für die Suche nach Arbeit. Durch die Vertrauensbeziehung zu einer Jugendarbeiterin bieten sich ihr alternative Vorbilder zur IS-Szene an und können in gewissem Ausmaß Impulse zur Diversifizierung und Liberalisierung eigener Perspektiven und Einstellungen angenommen werden.

Dieser Faktor und auch die beiden folgenden Aspekte (Mutter und Altenheim-Bewohner*innen) verweisen darauf, dass wesentliche Impulse für Umdeutungen und die Abkehr von der extremistischen Szene von persönlichen Beziehungen bzw. Begegnungen mit alternativen sozialen Kreisen ausgehen. Besonders große Bedeutung für ihre Ausstiegsentscheidung rechnet Luaneshe ihrer Mutter zu: Deren Sorge wegen der islamistischen Radikalisierung ihrer Tochter habe sie zum abrupten Abbruch der Offline- und Online-Kontakte zur islamistischen Szene veranlasst. Die Beziehung zur Mutter zeigt sich in diesem Kontext als

Resilienzfaktor, allerdings lassen sich auch symbiotische Beziehungsaspekte erkennen, die für die Biografin erhöhte Abhängigkeiten und Einschränkungen der Möglichkeiten, eigenständige Lebensentwürfe zu realisieren, nach sich ziehen.

Auch dem Faktor Arbeit kommt eine bedeutende Rolle als Resilienzfaktor zu: Generell scheint Luaneshe seitens ihrer Familie Erwerbstätigkeit und daraus resultierende materielle Absicherung als wichtige Werte vermittelt worden zu sein. Sie zeigen sich als Teil des eigenen Zukunftsentwurfes und verlieren auch in der „Moslemzeit“ trotz strikter Genderregeln nicht an Bedeutung. In der Distanzierungsphase von der islamistischen Szene bietet Luaneshe eine neu aufgenommene Tätigkeit als Seniorenbetreuerin in einem Altenheim alternative Alltagsstrukturierungen. Diese Strukturen erscheinen gerade mit Blick auf die Traumatisierungserfahrungen der Biografin bedeutsam, da sie das Leben vorhersehbar und planbar machen und dadurch die Erfahrung ermöglichen, es unter Kontrolle zu haben. Zugleich eröffnen ihr die sozialen Kontakte zu den Bewohner*innen, mit denen sie Verbindungen aufgrund geteilter Kriegserfahrungen entdeckt, neue Perspektiven und die Einsicht, dass es am Lebensende zu spät ist, das eigene Leben zu verändern und zu genießen. Die Tätigkeit kann also mit typischen Überschriften wie Beziehungs- und Identitätsangebot, Tagesstruktur, Sinnangebot und Perspektivendiversifizierung versehen werden. Allerdings werden nach relativ kurzer Zeit durch das ungünstige Ineinandergreifen von Luaneshes autobiografischen Verlusterfahrungen und vermutlich weitgehend fehlenden psychosoziale Unterstützungsangeboten in der beruflichen Tätigkeit bei der Biografin traumatische Erinnerungen getriggert: Sie beendet die Arbeit, um Verlusterfahrungen durch Versterben von Bewohner*innen des Altenheims, zu denen sie persönliche Beziehungen aufgebaut hat, unter Kontrolle zu bringen.

Niedrige Schulbildung und fehlende formale Berufsbildung erschweren den beruflichen Umstieg, sie werden allerdings abgefedert durch die auf Erwerbsarbeit hin orientierte Ausrichtung und Bereitschaft zu beruflicher Flexibilität. Ein besonderes Ausmaß an biografischer Kohärenzerfahrung (vgl. Göppel 2020) ermöglicht Luaneshe ihre aktuelle berufliche Tätigkeit als Security für ein großes Unternehmen: Sie kann hierbei auf in ihrer „Nazizeit“ erworbene Kompetenzen zurückgreifen und diese auf legale Weise in beruflicher Form zur Geltung bringen. Dabei erlebt sie sich als stark und gebraucht, sie kann andere beschützen – und erhält hierfür Anerkennung und ein Gehalt. Diese als sinnerfüllend empfundene Tätigkeit ermöglicht ihr nicht zuletzt die Erfahrung, ihr Leben(sumfeld) ausreichend unter Kontrolle zu behalten.

Während in Bezug auf islamistische Sinn- und Zugehörigkeitsangebote von einer umfassenden Distanzierung und nachhaltigen Deradikalisierung gesprochen werden kann, erscheint Luaneshes Abwendung von ethnisch-nationalistischen Ideologien deutlich weniger tief zu gehen. Sie benennt sehr direkt ein Spannungsfeld mehrfacher Zugehörigkeit bzw. hybrider Identität (vgl. Foroutan/Schäfer 2009), das sich ihr u. a. in der Gestalt zweier Heimaten stelle – sie

präsentiert sich als nicht einheimisch, sondern „zweiheimisch“ (Spohn 2006). Es sei ihr aber nicht möglich, in beiden Heimatorten gleichzeitig zu sein, sondern nur entweder in Österreich oder im Kosovo, resümiert die Biografin. Und an jedem der beiden Orte vermisse sie den anderen Heimatteil. Das ethnische Zugehörigkeitskonstrukt der „Gemeinschaft“ der Kosovo-Albaner*innen in Österreich kann somit eine wichtige Brückenschlagfunktion anbieten, dort scheint beides miteinander versöhnbar zu sein und angesichts der biografischen Diskontinuitäten Kohärenzsinn anzubieten. Dies trägt vermutlich zur Schwierigkeit bei, sich von den ethnischen Zugehörigkeitsangeboten umfassender zu distanzieren, auch wenn sich die Biografin von einem nationalistischen Ingroup-Outgroup-Schema zumindest teilweise gelöst zu haben scheint. Zudem zeigt sie klares Bewusstsein dafür, wie wichtig der Wechsel des Beziehungsnetzwerks für ihre Distanzierung von beiden extremistischen Szenen ist. Und sie lässt beachtliche persönliche Stärke und Autonomie erkennen, solch einen Bruch auch in die Tat umzusetzen.

Bei ihrer Auseinandersetzung mit der Dynamik zwischen Segregation und Anpassungsdruck werden wieder die hohen kognitiven Kompetenzen und große Reflexionsfähigkeit von Luaneshe als wichtige individueller Resilienzfaktoren erkennbar. Sie analysiert mit großer Schärfe die Uneindeutigkeit der Aufforderung, sich zu integrieren: An wen solle sie sich integrieren, an die Bäuerin mit Kopftuch oder eine*n junge*n Akademiker*in? Luaneshe kann die Widersprüchlichkeiten der dominanten Diskurse und Erwartungsadressierungen an Immigrant*innen hinterfragen und aufzeigen.

Die Analyseergebnisse zu Luaneshes Lebenserzählung verweisen vielfach auf einen sehr aktiven Prozess der Biografisierung, d. h. „der bedeutungsordnenden, sinnherstellenden Leistung des Subjekts in der Besinnung auf das eigene Leben“ (Marotzki 2004, S. 179). Luaneshe vergleicht immer wieder ihre Lebensphasen und -erfahrungen, bringt sie zueinander in sinnhafte Beziehungen und stellt so biografische Kohärenz her. Für Biografiearbeit mit Jugendlichen, die auf brüchige biografische Erfahrungen zurückblicken, lässt sich aus ihren biografischen Verarbeitungsprozessen folgender Aspekt mitnehmen: Luaneshe deutet an, wie sich auch sehr schwierige und im Rückblick als nicht zielführend und förderlich bewertete Lebensphasen positiv in die eigene Lebensdeutung integrieren lassen, ohne die abträglichen Teile verleugnen zu müssen. Sie geht zu ihren in der „Nazizeit“ angewandten Methoden der Selbstbehauptung einerseits auf kritische Distanz, kann daraus aber andererseits auch wichtige Kompetenzen für die gegenwärtige berufliche Tätigkeit – diesmal im rechtsstaatlichen Rahmen – ableiten. Für eine gelingende Verknüpfung vergangener Lebenserfahrungen mit der gegenwärtigen Lebenssituation und zur autonom-reflexiven Entwicklung von Zukunftsperspektiven erscheint es bedeutsam, solche problematischen Lebensabschnitte als wichtige Lern- und Entwicklungsphasen in die eigene Selbst- und Lebensdeutung ausreichend positiv integrieren zu können, ohne dabei eine kritische Distanzierung von den schädlichen bzw. abträglichen Anteilen aufzugeben.

5. Fallstudie „Arbi“ – Heldennarrativ, Perspektiven auf Religion und Aufstiegsorientierung

Florian Neuburg

Unter dem Pseudonym „Arbi“ werden die Analyseergebnisse eines Interviews mit einem 22 Jahre jungen Mann wiedergegeben. Arbis biografische Eckdaten lassen sich wie folgt umreißen: Er wird Ende der 1990er Jahre in einem Land im Mittleren Osten als Sohn tschetschenischer Eltern geboren und hat vier Schwestern. Die Familie lebt zunächst in einem arabischen Land, weil der Vater dort den Islam studiert. Bevor Arbi ins schulpflichtige Alter kommt, zieht die Familie nach Beendigung des väterlichen Studiums nach Tschetschenien, wo Verwandte leben. Allerdings müssen sie nach ca. einem Jahr aus dem Land fliehen, weil der Vater verdächtigt wird, ein Wahabit zu sein, also Anhänger einer besonders konservativen Auslegung des Islams, wie sie etwa in Saudi-Arabien verbreitet ist.

Die Familie will nach Frankreich migrieren, wird aber auf dem Weg durch verschiedene europäische Länder mehrfach in Auffanglagern für Asylsuchende festgehalten. Nach ca. einem Jahr gelangt Arbi mit seiner Familie nach Österreich. Sie müssen anfangs alle paar Monate in eine neue Unterkunft umziehen, bevor sie eine erste längere Phase von drei Jahren an einem Ort in einer österreichischen Kleinstadt verbringen. Anschließend übersiedelt die Familie in eine größere Stadt. Dort gelingt dem Biografen der Anschluss an Gleichaltrige – etwa im schulischen Kontext – zunächst weniger gut. Er kann sich schließlich einen Freundeskreis aufbauen, der in erster Linie aus Jugendlichen tschetschenischer Herkunft besteht.

Ein Teil der Jugendlichen beginnt um das Jahr 2013 herum mit dem sogenannten Islamischen Staat (IS) zu sympathisieren. Zu diesem Zeitpunkt ist Arbi ungefähr 15 Jahre alt, er bewegt sich die folgenden zwei Jahre in einer jihadistischen Jugendsubkultur. Mit 17 Jahren bricht Arbi mit Unterstützung einzelner Personen seines persönlichen Umfeldes mit seinem IS-affinen Freundeskreis. Er konzentriert sich nun darauf, in der Schule ausreichende Leistungen zu erbringen, um die Matura (Reifeprüfung) zu schaffen. Nach dem Schulabschluss beginnt er ein Studium und arbeitet nebenbei bereits in einem studienrelevanten Bereich.

5.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview

Auf eine thematisch eingengte Fragestellung des Interviewers nach der frühen Kindheit des Biografen folgt eine eher knappe erste Erzählung des Befragten. Nach einer schönen oder wichtigen Erinnerung aus seiner Kindheit gefragt, beginnt er über seine Erfahrungen auf der Flucht aus Tschetschenien zu erzählen. Dabei fokussiert er auf positive Erinnerungen an Freundschaften zu Kindern, die er während der Reise durch mehrere europäische Länder in Unterkünften für Geflüchtete getroffen hat. Arbi flicht dabei verdichtete Situationsbeschreibungen ein, die das Zusammenleben der Kinder in den Unterkünften illustrieren. Er schließt diese erste kurze Stegreiferzählung mit den Worten „Schön für mich war’s halt, ja.“ (I1/2:21).

Der Biograf wird anschließend aufgefordert, allgemein Erinnerungen an seine Kindheit zu erzählen, und kommt dem bereitwillig nach. Diese Interviewpassage weist stellenweise stärker narrative Passagen sowie immer wieder Evaluationen und Argumentationen auf. Arbi geht auf seine frühe Kindheit in einem arabischen Land und die relativ kurze Zeit, die er in Tschetschenien mit seiner dortigen Großfamilie verbracht hat, ein. Wichtige Bezugspersonen seiner Kindheit werden von ihm erwähnt. Er thematisiert auch ausführlich die Schulfreundschaft zu einem österreichischen Jungen, den er während seiner Jahre in einer Kleinstadt kennenlernte. An dieser Stelle, an der starke Emotionen erinnert werden, flicht Arbi auch eine klare positive Evaluation zur Freundschaft und seinem Leben in der Kleinstadt ein.

Im Anschluss geht der Biograf dazu über, die Zeit nach der Übersiedlung der Familie in eine größere Stadt zu beschreiben. Er kommt sehr zügig auf seinen Kontakt mit IS-Propaganda und seinen Weg in die jihadistische Jugendszene der Stadt zu sprechen. In diesem Zusammenhang finden sich im Interview Passagen, die stark von Argumentationen geprägt sind. Arbi versucht an dieser Stelle nachvollziehbar zu machen, warum es für seine Peergroup tschetschenischer Herkunft attraktiv war, sich mit IS-Propaganda auseinanderzusetzen.

Es folgen Interviewpassagen, in denen Arbi über Diskussionen mit seinem Vater über den sogenannten Islamischen Staat erzählt. Sie weisen im Vergleich zu den vorangegangenen Stellen einen deutlich erhöhten Grad an Narrativität auf. Mit einem Resümee zur weiteren Entwicklung der Mitglieder seiner IS-affinen Peergroup von damals, zu neuen Freunden, die er nach seinem Ausstieg fand, und zur Situation der tschetschenischen Community in seiner Stadt schließt Arbi seine Eingangserzählung ab. Diese ist mit einer Dauer von über einer halben Stunde relativ umfangreich.

Der Interviewer lenkt anschließend das Gespräch noch einmal auf die Zeit, als der Biograf im Alter von ca. zehn oder elf Jahren mit seiner Familie in eine größere Stadt zog. Arbi erzählt daraufhin mehr über den Lebensbereich Schule und fasst seine Schulzeit im Gymnasium von der ersten oder zweiten Klasse an bis

hin zur Matura zusammen. Er schildert seine Schulkarriere als eher wechselhaft und von einer Phase des intensiven Schulschwänzens unterbrochen. Er flicht in seine Darstellung der Schulzeit narrative Teile zu einzelnen Lehrer*innen und seinem Direktor sowie Evaluationen ein, um sein Verhältnis zum Lehrpersonal zu verdeutlichen.

Vom Interviewer nach seinen ersten Kontakten mit der IS-affinen Szene befragt, beschreibt Arbi, wie sein Einstieg erfolgte und welchen Verlauf sein Engagement in der Szene nahm. Einen Fokus legt Arbi in dieser Passage des Interviews wieder auf die Interventionen seines Vaters gegen seine Sympathien für den Islamischen Staat. Es fällt auf, dass er kaum genauer auf konkrete Erlebnisse in der Szene oder eigene Taten eingeht. Er bleibt im Großen und Ganzen auf einer bewertenden, evaluierenden Metaebene und bringt seinen heutigen retrospektiven und reflektierten Blick auf die damalige Zeit ein. Lediglich in Bezug auf seine ersten Kontakte mit einem jihadistisch eingestellten anderen Jugendlichen im Internet sowie die Reaktionen mancher Lehrer*innen auf sein damaliges Auftreten in der Schule steigt der Narrationsgrad.

Der Fortgang des Gesprächs wird stärker durch gezieltes Nachfragen des Interviewers strukturiert. So kommt auch die Rolle der Jugendarbeit für Arbis Leben zur Sprache, ein Thema, das er zuvor nur kurz gestreift hat. Auf Nachfrage erinnert sich Arbi genauer an seine Kontakte zur Jugendarbeit. In den folgenden Interviewabschnitten kreisen seine Ausführungen, auch angestoßen durch Detailfragen des Interviewers, noch mehrmals um bereits in früheren Interviewteilen besprochene Themen wie die theologischen Positionen des Vaters, einzelne Erlebnisse während seiner Phase in der jihadistischen Jugendszene und die Dynamik innerhalb der tschetschenischen Community in seiner Stadt. Im letzten Drittel des Interviews thematisiert Arbi auch noch sein Verhältnis zu seiner Mutter. Nach dem lebensgeschichtlichen, narrativ orientierten Teil des Interviews folgen das Zeichnen der Netzwerkkarte sowie das begleitende Gespräch. Im Anschluss daran erzählt Arbi auf Nachfrage des Interviewers noch einmal genauer von seinen Aktivitäten in den sozialen Medien während seiner jihadistischen Phase. Er ergänzt seine Erzählungen dadurch, dass er sein Facebook-Profil aufruft und einige bis heute dort verbliebene Postings aus dieser Zeit kommentiert.

5.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik

Die frühe Kindheit Arbis findet überwiegend im Kreise seiner Familie statt und kann als ein für die ersten Lebensjahre relativ typisches institutionelles Ablaufmuster gekennzeichnet werden. Im Alter von ca. sechs Jahren diversifiziert sich durch die Übersiedlung der Familie nach Tschetschenien das soziale Bezugsfeld

des Biografen, da nun vermehrt Kontakte zu einem größeren Verwandtschaftskreis stattfinden. Bis zum Beginn der Flucht wächst Arbi in einem stabilen familiären und sozialen Umfeld auf.

Als die Familie aus Tschetschenien flüchten muss, beginnt für das Kind eine Phase großer Instabilität, die wohl länger als ein Jahr andauert. Arbi berichtet davon, dass die Familie wiederholt bei der Weiterreise von der Polizei aufgegriffen und interniert wird. Diese Lebensphase des Biografen (und seiner Familie) zeigt sich tendenziell von einer negativen Verlaufskurve (Fallkurve) geprägt, sie ist wesentlich durch „äußerlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz“ (Kramer 2007, S. 89) beeinflusst und auf Herausforderungen der unmittelbaren Lebensbewältigung ausgerichtet. Allerdings bleibt für Arbi das stabilisierende familiäre Umfeld bezogen auf seine Kernfamilie weiter bestehen. Zugleich wird auf diese Zeit bezogen erstmals ein biografisches Handlungsschema (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 242 f.) erkennbar, welches in späteren Lebensphasen wieder zum Tragen kommen soll. Der Biograf gestaltet sich die als krisenhaft erlebte Fluchtphase erträglich, indem er aktiv Anschluss an Gleichaltrige sucht und sich in offenbar wechselnde Freundeskreise zu integrieren versteht. Er erfährt in der Peergroup auch Anerkennung und Selbstwirksamkeit. In den drei Jahren, die die Familie in einer Kleinstadt lebt, stabilisiert sich das soziale Umfeld insgesamt in höherem Ausmaß.

Die Übersiedlung der Familie in eine größere Stadt – Arbi ist nun ungefähr zwölf Jahre alt, also am Beginn der frühen Adoleszenz – stellt sich in der Lebenserzählung der Biografen als Verlust bzw. biografischer Bruch dar. Es zeichnet sich der Beginn einer neuen negativen biografischen Verlaufskurve ab, auch wenn weiter die Familie als wichtiges Element der Stabilität bestehen bleibt. Arbi muss sich darüber hinaus aber wieder in einem neuen sozialen Umfeld zurechtfinden, was ihm diesmal weniger gut zu gelingen scheint bzw. ihm das neue Umfeld – etwa in der Schule – weniger leicht macht. Es gelingt ihm schlussendlich, soziale Kontakte zu Gleichaltrigen tschetschenischer Herkunft aufzubauen, die gemeinsame Herkunft erweist sich als verbindendes Element. Dies könnte zunächst als gelingende Copingstrategie und Beginn eines biografischen Handlungsschemas betrachtet werden – und weist auch Elemente desselben auf. Allerdings zeigt sich der Freundeskreis von einer starken Betonung der kulturellen und ethnischen Herkunft dominiert. In Kombination mit einem gesellschaftlichen Umfeld, das tendenziell als abwertend erfahren wird (Push-Faktor), und unterstützt durch vorgeblich attraktive Identifikationsangebote islamistischer Propaganda (Pull-Faktor) führt dies sukzessive zum Übergang in eine negative Ereignisverstrickung. Hierfür ist auch bedeutsam, dass die Lebensphase parallel zum Aufstieg des sogenannten Islamischen Staates in Syrien und im Irak verläuft. Arbi und seine Freunde finden so den Weg in die jihadistische Jugendszene ihrer Stadt. Der Biograf ist zu diesem Zeitpunkt ungefähr 15 Jahre alt.

Verstärkend kommt hinzu, dass sich ab dem Alter von ca. 14 Jahren Arbis Verhältnis zur Schule zu verschlechtern beginnt und die schulischen Probleme parallel zu seinem Einstieg in die IS-Sympathisant*innenszene und in Wechselwirkung mit dieser weiter ansteigen. Der von institutionellen Ablaufmustern gekennzeichnete Lebensabschnitt Schule droht in eine negative Verlaufskurve zu kippen, die von sich wechselseitig verstärkenden Mechanismen der Fremd- und Selbstaussgrenzung dominiert wird. Es kommt zu einer längeren Phase vermehrter unentschuldigter Schulabsenz, der positive Abschluss einer höheren Schulbildung ist massiv gefährdet, was die Möglichkeitshorizonte des Biografen deutlich eingeschränkt hätte. Allerdings wirken eine hohe Bildungsorientierung, die dem Jugendlichen aus seinem Elternhaus mitgegeben wurde, sowie teils verständnisvolles, motivierendes und unterstützendes Lehrpersonal als Gegenkräfte. In Bezug auf Arbis Bildungsziele kann überwiegend von einem biografischen Handlungsschema gesprochen werden, also dem Verfolgen von Handlungsplänen im biografischen Verlauf (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 242 f.).

Ein Wandlungsprozess wird maßgeblich von zwei Personen initiiert, die aktiv bezüglich Arbis Zugehörigkeit zur jihadistischen Jugendszene eingreifen. Sein Vater sucht, als ihm die Sympathien seines Sohnes für den Islamischen Staat auffallen, das Gespräch mit Arbi. Zusätzlich stellt ein ungefähr gleichaltriger Freund für Arbi ein Role Model abseits des jihadistischen Milieus dar. Er positioniert sich ebenfalls in klarer Opposition zu den Postulaten der jihadistischen Bewegung. Der Wandlungsprozess kann in ein Handlungsschema als Prozessstruktur mit einem intentional-aktiven Prinzip (vgl. Kramer 2007, S. 89) übergehen: Nach seiner Distanzierung von der Szene gelingt es Arbi, die Schule mit Matura abzuschließen, ein Studium zu beginnen und parallel dazu einen ausbildungsrelevanten Job in einer Firma zu bekommen.

Nachfolgend werden zentrale Lebensphasen im Detail rekonstruiert und die Prozessdynamiken umfassender herausgearbeitet.

5.3. Kindheit und frühe Adoleszenz

Die wenigen Textpassagen zur frühen Kindheit des Biografen erwecken den Eindruck einer weitgehend ruhigen und behüteten Lebensphase im Kreis der Familie. Seine sozialen Kontakte außerhalb der Kernfamilie weiten sich mit der Übersiedlung nach Tschetschenien aus, wo er mit ca. sechs Jahren eingeschult wird.

Dieser eher beschützt und geordnet wirkende Lebensabschnitt findet durch die Notwendigkeit zur Flucht aus Tschetschenien ein Ende. Die relativ lange Zeit von über einem Jahr, die die Familie durch mehrere Länder und unterschiedliche Einrichtungen für Asylsuchende führt, thematisiert Arbi als herausfordernde Lebensphase. Er spricht etwa von der „Schlimmheit“ (11/2:19) dieser Zeit ohne echtes Zuhause. Nach einer schönen Erinnerung aus seiner Kindheit gefragt,

wählt er allerdings gerade eine Situation aus dieser Fluchtperiode: Die Familie ist einem polnischen Lager für Asylsuchende untergebracht, in dem sich der Biograf zunächst sozial isoliert erlebt. „Und ich war immer da alleine“ (I1/2:3). Nachdem annähernd gleichaltrige Cousins von Arbi im Lager untergebracht werden, erfährt er eine entscheidende Veränderung seiner sozialen Einbindung:

„[...] wir haben dann eine Gang gegründet mit sechs bis sieben Jahren (*lacht*), also und ich war acht, genau, mein Cousin sieben und der andere Cousin zwölf und elf und der elfjährige war unser Anführer (*lacht*) und ich war halt der stellvertretende irgendwann. Bei seiner [-] ist das so gewesen, wo ich auf einmal das Sagen hatte auf einmal auf dem Spielhof (*lacht*).“ (I1/2:1 ff.)

Durch die Gruppe erfährt Arbi in dieser Zeit sozialen Rückhalt und Selbstwirksamkeit zugleich, sodass er die ansonsten schwierige Lebenssituation unerwartet positiv resümiert:

„[...] aber ja, das waren schöne Zeiten so. Also nicht sch-/, nicht so, das hat die Schlimmheit quasi gemildert ein bisschen. Dieses auf der Flucht sein, kein Zuhause haben usw., und ja. (*eine Sekunde Pause*) Schön für mich war's halt (*lacht*), ja.“ (I1/2:19 ff.)

Arbi fügt sich also damals in eine Gruppe von Kindern ein, die nicht nur der gleichen ethnischen Herkunft sind wie er, sondern zum Teil auch in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihm stehen. Er selbst nimmt dabei seiner Darstellung zufolge die Position des Stellvertreters des Anführers der Kindergruppe ein. Er gehört damit zu denjenigen Kindern auf dem Spielhof, die das Sagen haben, auch wenn diese Sprechmächtigkeit vorrangig durch die Autorität des eigentlichen „Anführers“ verliehen erscheint. Seine damalige Peergroup bezeichnet Arbi mit einem Lachen als „Gang“. Er referiert mit diesem Ausdruck auf eine tendenziell geschlossene Gruppe mit einer potenziellen Nähe zu von der Norm abweichenden Taten, wobei diese Nähe durch das Lachen nonverbal relativiert bzw. als Spaß ausgewiesen wird.

Mit der Ankunft in Österreich, speziell während seiner mehrjährigen Lebensphase in einer ostösterreichischen Kleinstadt, erschließt sich Arbi einen multiethnischen Freundeskreis. Er hat zum ersten Mal freundschaftlichen Kontakt zu „Einheimischen“ (I1/4:16) – so seine Bezeichnung. Der Biograf erzählt von seiner Freundschaft zu einem Schulkollegen, der ihm österreichische Dialektwörter beibringt und ihn zu sich nach Hause einlädt. In der Retrospektive erinnert Arbi zu dieser Zeit starke Gefühle der Inklusion und des Willkommen-Seins:

„Da gab’s zum Beispiel einen österreichischen Freund, den werd ich nie vergessen. Er war, wenn ich darüber nachdenke, war er damals, acht oder neun Jahre war er. Aber er hatte diese, diese, wie soll ich sagen, die Solidarität [...]. Und ich hatte dieses Gefühl schon verloren quasi, dass man ein Haus hat. Und da war ich halt bei ihm in seinem Haus und dachte mir, aha, das is seine Heimat und er lebt hier also so wie ich damals da gelebt habe, lebt er hier. Und er lädt mich zu sich ein, so, er hat quasi so, äh, er empfängt mich als Gast so sehr schön so, ist eigentlich ja. Das hat mich, da hab ich mich dann sehr gut gefühlt immer.“ (I1/4:25 ff.)

Obwohl im Interview nichts über die Situation der Gesamtfamilie in dieser Zeit berichtet wird, erwecken Arbis Ausführungen den Eindruck, dass er sich in seiner neuen Lebenswelt zurechtgefunden und sozial eingebunden erlebt hat. Durch die Übersiedlung der Familie in eine größere Stadt wird er aber neuerdings mit einem unvertrauten sozialen Umfeld konfrontiert und steht wieder vor der Notwendigkeit, neue soziale Anschlüsse suchen zu müssen. Er schildert dies als schwierig, so habe er sich etwa in der neuen Schule sozial isoliert gefühlt. Über einen Boxverein, in dem er zu trainieren beginnt, wird ihm aber sozialer Anschluss an Jugendliche möglich, die wie er tschetschenischer Herkunft sind.

„Und beim Boxen, da war’s halt so, es waren meine Leute, die auch was Ähnliches durchgemacht haben, die meine Sprache sprechen, meine Nahrung, also mein, die Gerichte von meiner Mama auch essen und so weiter alles. (*I lacht*) Und da hab ich mich halt, da hab ich mir gedacht, okay, das sind meine Leute, das sind meine Freunde und so weiter, hab angefangen, mit denen abzuhängen.“ (I1/5:2 ff.)

Arbi erlebt demnach den gemeinsamen ethnischen Hintergrund als sozialen Ankerpunkt, der die Inklusion in einen Freundeskreis von Gleichaltrigen besser ermöglicht. Die imaginierte Herkunftsgemeinschaft wirkt in einem sozialen Umfeld, das als tendenziell abweisend erfahren wird, verbindend und wird zur sozialen Ressource. Durch das Zusammenwirken dieser Faktoren werden zugleich ethnisch homogene soziale Netzwerke befördert. Es erfolgt eine klare Unterscheidung in eine ethnisch definierte Ingroup, nämlich „meine Leute“ (I1/5:3), wie Arbi das ausdrückt, im Gegensatz zu einer Outgroup, die alle Personen nichttschetschenischer Herkunft umfasst. In Arbis Unterscheidung wird aber nicht direkt eine allgemeine Abwertung aller Nicht-Tschetschenen erkennbar, der Fokus liegt auf der Ingroup: Er streicht die Gemeinsamkeiten (z. B. gleiche Erstsprache und kulinarische Vorlieben) heraus, die ihn mit seinen Landsleuten damals verbinden, ohne dabei aber ein überhöhtes, idealisiertes Bild dieser vorrangig ethnisch definierten Gruppe zu zeichnen.

5.4. Phase der Zugehörigkeit zur jihadistischen Jugendszene

Eintauchen in die Szene

Im Prozess des sukzessiven Eintauchens Arbis in die jihadismusauffine Jugendszene wirken mehrere Faktoren simultan zusammen: Zunächst findet sich der Biograf in einer Lebenssituation wieder, in der seine Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der er lebt, ihm nicht unbedingt als selbstverständlich erscheint. Er thematisiert Schwierigkeiten, in der neuen Schule Freunde zu finden. Im Laufe der Zeit, und speziell während seiner jihadismusauffinen Phase, stilisiert sich Arbi auch selbst zum Außenseiter.

„Und ich habe mich auch irgendwie so, ich hatte so diese Paranoia so, ja, nur weil ich Tschetschene bin, mag mich keiner, und weil ich Muslim bin, mag mich keiner. Und ja, ihr seid alles meine Feinde, ich habe mich auch oft gestresst und so weiter mit Mitschülern, nicht unbedingt wie IS oder auch wegen Nationalität oder sonst was.“ (I1/43:19 f.)

Der Biograf berichtet auch über Erfahrungen von Diskriminierung und Stigmatisierung aufgrund seiner Herkunft durch Lehrkräfte in der Schule:

„Zum Beispiel ein Lehrer hat mich oft tschetschenischer Terrorist genannt aus Spaß, [...] Tschetschenischer Terrorist, komm an die Tafel, so hat er halt dumm gelacht. Irgendwann hat er gecheckt, okay, ich mag es gar nicht so hören, wenn man mich so nennt.“ (I1/43:28 ff.)

Nicht nur seiner Herkunft wegen erfährt er sich als Zielscheibe diskriminierender Aussagen, auch seine religiösen Überzeugungen erlebt er durch eine weitere Lehrerin stark in Frage gestellt.

„Oder allgemein so, meine Geschichtslehrerin, die halt nur über den Zweiten Weltkrieg gesprochen hat, die war wirklich so arge Atheistin und nicht nur, dass sie Atheistin war, sondern sie war halt antireligiös (*lacht*), also sie war gegen jegliche Religion. Und wenn ich über den Islam gesprochen habe, ist sie komplett so mit tausend Argumenten gekommen, mit der habe ich immer urarg diskutiert so, über Islam und über Religion allgemein so.“ (I1/43:35 ff.)

Das Zitat verweist darauf, dass Arbi die Ablehnung nicht spezifisch auf eine antiislamische Einstellung zurückführt, sondern die Lehrerin allgemein als „antireligiös“ beschreibt. Sie wird zu seiner Kontrahentin in der Auseinandersetzung mit dem Thema Religion. Einerseits bricht er das Gespräch mit ihr nicht ab, sondern scheint die Diskussion eher zu suchen, andererseits deuten die Schilderungen

des Biografen aber keinen konstruktiven Dialog an, sondern eher eingefahrene Streitgespräche, die kaum Chancen auf ein Aufbrechen verengter Weltanschauungen eröffnen.

Als ein wesentlicher Faktor für seinen Weg in die extremistische Szene lassen sich auch Gruppendynamik-Prozesse in Arbis Peergroup ausmachen, während direkte persönliche Kontakte zu agitierenden erwachsenen IS-Anhänger*innen in seinem Fall kaum eine Rolle gespielt haben dürften. Nicht nur Sprache und Essgewohnheiten verbinden die Gruppe Jugendlicher mit tschetschenischem Migrationshintergrund, sie verfügen auch über ähnliche nationalhistorische Narrative, die ihnen über ihre Familien weitergegeben worden waren. Arbis Darstellungen verweisen auf die wechselhafte und auch in jüngerer Vergangenheit stark durch Kriege geprägte Geschichte der Kaukasusregion, mit der über die Generationen hinweg tradierte, teilweise aber auch zeitgenössische Erzählungen über außergewöhnliche Kriegshelden verwoben sind. Manche der als vorbildhaft empfundenen Heldenfiguren waren Arbis Ausführungen zufolge auch Menschen aus dem familiären Umfeld der Jugendlichen, sie werden von diesen sehr unmittelbar als Role Models herangezogen. Der Biograf schildert die hohe Anziehungskraft der Heldengeschichten und -figuren auf ihn und seine Freunde:

„Und wir wollten immer diese Helden spielen und so weiter. Und irgendwie haben wir auch angefangen, die Helden im Heute zu suchen. Also nicht jetzt unbedingt, ja, Helden von damals, mmh die Geschichten klingen so wie Sage und so weiter. Sondern wir wollten, dass es jetzt Helden gibt und so, und haben solche gesucht.“ (I1/5:13 ff.)

Die Vorstellungen von Heldentum zeigen sich stark mit dem Leben in einer Kriegssituation verknüpft, genauer mit der aktiven Teilnahme an kriegerischen Handlungen. Ein Held, so Arbi, sei einer, „der gegen das Böse kämpft, so mit Waffen und so weiter“ (I1/5:20). Das in seiner Peergroup geteilte manichäische Weltbild prägt die Perspektive der Jugendlichen auf gesellschaftliche und politische Phänomene und teilt die Welt in Gut und Böse. Hand in Hand damit geht geringe Ambiguitätstoleranz; für Grautöne, Widersprüche und differenzierte Positionen kann kein Raum entstehen. Ihre Suche nach einem realen Ort für solche Helden trifft auf die kriegerischen Entwicklungen im Mittleren Osten, denn „der Krieg findet halt in Dings statt, im Nahen Osten. Und da haben wir halt oft hingesehen“ (I1/5:20 f.), erzählt Arbi.

Bedeutsam für das Eintauchen in die Szene erscheint zudem, dass Arbi und seine Peergroup tatsächliche und/oder von ihm als ungerecht interpretierte Geschehnisse wahrnehmen, unter denen bestimmte Menschen leiden. Der Fokus auf die Situation von Bürgerkriegsopfern in Syrien und dem Irak bzw. die Empathie mit gerade diesen Menschen wird verstärkt durch ein Gefühl der Verbundenheit mit den „Geschwistern“ im Islam, also durch die geteilte Religionszugehörigkeit.

In dieser Orientierungsphase der Jugendlichen eröffnet der sogenannte Islamische Staat für verschiedene Fragen der Heranwachsenden vorgeblich klare Deutungsangebote. Die Organisation verbindet damit zugleich einen eindringlichen Call-to-Action, nämlich selbst im Rahmen eines vermeintlich gemeinsamen Anliegens und Kampfes aktiv zu werden. Die Wirksamkeit dieses Angebots wird durch die besonders niederschweligen Zugänge zu Online-Propaganda des Islamischen Staates und durch die Möglichkeit, sehr unaufwendig selbst im Internet für den Islamischen Staat Stellung zu beziehen, stark erhöht. Diesem Aspekt soll in den nachfolgenden Ausführungen detaillierter Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Social-Media-Plattformen und Propaganda

Eine zentrale Rolle bei der Verknüpfung der eigenen Sinn- und Identitätssuche mit den Entwicklungen im Nahen Osten schreibt Arbi den sozialen Medien zu, insbesondere sei 2011 „Facebook ziemlich explodiert“ (I1/13:16), habe also in seinem Umfeld stark an Bedeutung zugenommen. Innerhalb kürzester Zeit sei er über Facebook mit tausenden anderen Facebook-Nutzer*innen befreundet gewesen und habe vorrangig Personen mit (mutmaßlich) tschetschenischem Hintergrund seiner Freundesliste routinemäßig hinzugefügt.

„In seinem Vornamen oder Nachnamen oder irgendwo war die Information drin, er ist Tschetschene und so, den hab ich gleich geaddet, weil höchstwahrscheinlich kenn ich ihn von irgendwoher so. Und dann hatt' ich halt 1.800, 2.500, keine Ahnung wie viele Freunde hatt' ich dann auf Facebook.“ (I1/13:18)

Auf diese Weise erweitert sich die ethnisch homogene Peergroup um eine überwiegend ebenfalls in erster Linie nach ethnischen Kriterien strukturierte Online-Community.

Das Ausschauhalten der Gruppe nach Helden im Nahen Osten fällt in eine Zeitphase, in der in Syrien der Bürgerkrieg schon geraume Zeit im Gange ist. Dort finden einerseits internationale militärische Interventionen durch andere Staaten statt, andererseits kämpfen auch sogenannte Foreign Fighters auf Seiten jihadistischer Milizen, also Zivilpersonen, die aus anderen Ländern eingereist sind, um sich an den Kriegshandlungen zu beteiligen. Die jihadistische Organisation „Islamischer Staat“ konnte sich in Teilen Syriens und des Iraks etablieren und kontrollierte weite Teile dieser Länder militärisch. Über Propagandavideos im Internet wird versucht, junge Muslime weltweit zu erreichen, für die eigene Ideologie zu vereinnahmen und dazu zu bringen, sich für die Ziele der Organisation einzusetzen, optional auch durch einen persönlichen Einsatz vor Ort in Syrien und dem Irak. Über Facebook erreicht der Ruf der jihadistischen Organisation auch Arbi:

„Halt bei mir war's so, einer aus seiner Freundesliste hat gepostet: Unsere Brüder in Syrien sind siegreich. Das war so das erste Mal, als ISIS wirklich so in den Medien (*B schnippt*) so wirklich so mmh explodiert ist. Und ich dachte nur, bah, die Brüder sind siegreich, die Geschwister sind siegreich und so weiter. Sie kämpfen gegen, gegen die Assad-Regime, gegen das Böse und so. Und habe dann angefangen, irgendwie das zu unterstützen.“ (I1/5:25 ff.)

Der Biograf erinnert diesen und weitere Fälle von Internetpropaganda via soziale Medien als wichtige Impulse dafür, sich mit den Botschaften der Organisation „Islamischer Staat“ vertiefend zu beschäftigen. Arbi Unterstützung für den sogenannten Islamischen Staat findet in der Folge sowohl offline als auch online seinen Ausdruck. Er schildert, auf Social-Media-Plattformen Kommentare verfasst, Pro-IS-Content geteilt und sich an Diskussionen zur Thematik beteiligt zu haben. Im Austausch mit seinem wenig heterogenen Online-Netzwerk werden die wechselseitigen Verstärkungsdynamiken einer digitalen Informationsblase wirksam: An Arbi werden vorrangig jihadismusaffine Meinungen herangetragen, er findet zugleich für seine eigenen einschlägigen Postings ein ihn laufend bestätigendes Publikum. Arbi selbst reflektiert retrospektiv im Interview diese Dynamik, die er mitverantwortlich für seine damalige Radikalisierung macht:

„Und ja, der Grund dafür ist halt, dass ich damals bemerkt habe, dass sich Extremismus halt sehr stark, also verbreitet, in sozialen Netzwerken. Und Sache ist oft, durch diese, durch diese ahm halt durch dieses Algorithmus so, dass wenn du, sagen wir mal, du abonnierst mal irgendwie so, dich interessiert mal, keine Ahnung so, ein, ein, ein, keine Ahnung, ein Schrank aus Holz, und du abonnierst diese Seite, die diesen Schrank gemacht hat, so auf einmal hast du nur Sachen über Holz, auf einmal wirst du, keine Ahnung, Tischler so.“ (I1/17:8 ff.)

Zusammenfassend lassen sich an der biografischen Fallstudie von „Arbi“ beispielhaft drei begünstigende Faktoren für die Beschleunigung von Radikalisierungstendenzen über das Internet und soziale Medien herausarbeiten:

1. Der Zugang der Jugendlichen zu extremistischen Propagandabotschaften (im konkreten Fall des Islamischen Staates) über das Internet ist einfach möglich und Jugendliche können schnell auf eine große Menge an Bild- bzw. Filmmaterial zugreifen. Das Bild- und Filmmaterial erhöht den Anschein der Authentizität der Botschaften massiv. Demensprechend produzierte die Organisation „Islamischer Staat“ zu diesem Zeitpunkt in einem hohen Maße Content, der auf eine besonders rasche Verbreitung im Netz ausgelegt ist.

Die Machart ihrer medialen Produkte war hochprofessionell, entsprach damit gängigen Kriterien der Aufmerksamkeitsökonomie und sprach teilweise gezielt (junge) Muslime in europäischen Ländern an (vgl. Neuburg/Kühne/Reicher 2020, S. 172).

2. Die gängigen Social-Media-Plattformen bieten Sympathisant*innen extremistischer Weltanschauungen sehr niederschwellige Voraussetzungen, um für ihre Überzeugungen aktiv zu werden, z. B. über das Posten und Reposten von Propaganda und entsprechenden Kommentaren. Die Jugendlichen sind somit gleichermaßen Empfänger*innen wie auch Sender*innen von Botschaften und leisten damit selbst aktiv Mobilisierungsarbeit (vgl. Fielitz 2020, S. 105). Auch eine Kontaktaufnahme und Vernetzung mit anderen Sympathisant*innen, im konkreten Fall mit IS-affinen Personen, ist über die Plattformen ohne großen Aufwand möglich, auch auf internationaler Ebene.
3. Durch das Entstehen von Filterblasen und Echoräumen, die in der Funktionsweise von Social-Media-Plattformen angelegt sind, werden Nutzer*innen über ihre Profile und Timelines immer mit ähnlichen Informationen und Meinungen versorgt. Extremistische Gruppierungen wissen um die Algorithmen der Plattformen und nutzen sie für die Verbreitung ihrer Botschaften (vgl. Fielitz 2020, S. 108). Individuelle Einstellungen finden so tagtäglich ihre kollektive Bestätigung; Widerspruch und Gegenrede bzw. alternative Interpretationen von Geschehnissen werden systematisch ausgeblendet bzw. weniger leicht zugänglich gemacht.

Aktivismus auf niedrigem Niveau

Parallel dazu vollzieht sich offline ein Prozess der sozialen Abschottung der Peergroup, der Arbi angehört: Die mit dem Islamischen Staat sympathisierenden Jugendlichen, so erzählt der Biograf, sind in dieser Zeit vor allem miteinander im öffentlichen Raum unterwegs und reduzieren ihre sozialen Kontakte zu anderen Leuten. Selbst zu seinen eigenen Eltern habe er immer weniger Kontakt gehabt, weil er immer weniger Zeit zu Hause verbrachte. Für seine Hinwendung zur IS-Ideologie findet Arbi zu diesem Zeitpunkt somit nicht nur online, sondern auch offline geeignete soziale Resonanzräume, die seine Meinung verstärken. Mit Personen, die ihnen alternative Perspektiven angeboten hätten, seien sie, so der Biograf, in dieser Phase nicht in Kontakt gekommen:

„Aber so (*kurze Pause*), wir hatten quasi so, also wenn wir jetzt gesprochen haben miteinander, hatten wir keinen, der sagt, hey, das ist zwar ein Blickwinkel, aber es gibt auch diesen Blickwinkel. Wir waren jung, quasi dumm und haben immer diesen einen Blickwinkel gehabt und ach, das ist das einzig Wahre.“ (I1/5:34 ff.)

Die Auseinandersetzung mit den Ereignissen in Syrien löste bei Arbi und seinen Freunden ein moralisches Dilemma aus. Die Jugendlichen beobachteten aus der Ferne das Drama des Bürgerkriegs in Syrien und die Leiden der dortigen Bevölkerung. Aus ihrer Perspektive kam ihnen eine Verantwortung zu, sich zu der Situation zu verhalten, umso mehr, als es sich bei den Betroffenen des Krieges mehrheitlich um muslimische Menschen handelte, also um „Geschwister im Glauben“. Ihre eigene Situation in Österreich erschien den Jugendlichen im Vergleich sehr komfortabel und mit der Diskrepanz zwischen den zu eigen gemachten Werten und ihrer Lebensrealität ging Arbi zufolge ein schlechtes Gewissen einher – und der Wunsch, dieses moralische Spannungsverhältnis aufzulösen.

„Und ja, und wie ISIS dann halt bekannt geworden ist, dachte ich mir, ja, da, da, wir müssen unsere Pflicht erfüllen, die Geschwister leiden dort und wir sitzen hier, uns geht es gut, schlagen wir unsere Bäuche voll und so.“ (I1/5:40 ff.)

Arbis Aktivitäten in der jihadismusaaffinen Jugendszene erschöpften sich seinen Schilderungen nach allerdings hauptsächlich in Diskussionen innerhalb seiner Peergroup und in Internetaktivitäten wie etwa dem Verfassen und Teilen von Postings sowie der Teilnahme an Internetdebatten. Er erzählt nicht von kriminellen Aktivitäten oder strafbaren Handlungen, die er je im Rahmen seiner Zugehörigkeit zur Szene gesetzt hätte, wenn man davon absieht, dass auch (je nach gesetzlicher Lage) die Parteinahme für eine terroristische Organisation im Netz mitunter einen strafbaren Tatbestand darstellt. Von Problemen mit Polizei und Justiz durch die Zugehörigkeit zur Szene erzählt Arbi ebenso nichts. Er taucht, nach eigener Aussage, auch nicht tiefer in die Welt der erwachsenen IS-Unterstützer*innen in seiner Stadt ein, von einzelnen Besuchen in einschlägigen Szene-Moscheen abgesehen.

Insgesamt entsteht der Eindruck, dass sich Arbi eine Zeit lang auf dem Niveau eines jugendlichen Sympathisanten am Rande der jihadistischen Szene bewegt. Es kommt in seinem Fall aber nicht zu einem umfassenden Commitment für die jihadistische Bewegung, wie es etwa am Eingehen persönlicher Risiken (z. B. in Form gravierender Straftaten) abzulesen wäre. Arbi setzt auch trotz einer Phase partieller Schulverweigerung den Schulabschluss nicht völlig aufs Spiel.

5.5. Ausstieg aus der Szene

Mit zunehmendem Grad der Radikalisierung seiner Clique wächst der Druck auf Arbi, sich der Sache des Islamischen Staates mit allen Konsequenzen zu verschreiben. Andere Gruppenmitglieder sind Arbi zufolge bereit, ihr Leben in Österreich hinter sich zu lassen und sich dem Islamischen Staat in Syrien anzuschließen, d. h. in den Krieg zu ziehen. Er selbst scheint sich allerdings der

potenziell folgenschweren Entscheidungen im Hinblick auf eine Ausreise nach Syrien damals relativ schnell gewahrt gewesen zu sein. Seine Erzählungen hinterlassen den Eindruck, dass er zu keinem Zeitpunkt ernsthaft erwog, Soldat in einem Kriegsgebiet zu werden und sein Leben zu gefährden. Folgendes Zitat bringt zum Ausdruck, wie ihn dieses Ansinnen überfordert und er nach Argumentationen sucht, es zurückzuweisen.

„Ah auf jeden Fall gab's da einen bestimmten Freund, der jetzt auch im Gefängnis sitzt, der hat ahm wirklich einmal gesagt so, ja, wir müssen, wir müssen da hin. Also wir müssen dort kämpfen. Ich dachte mir, okay, warte mal, (*Pause*) mein ganzes Leben lang hat man mir Heldengeschichten erzählt und wie alt waren diese Helden hab ich mir da zum ersten Mal die Frage gestellt. Diese Helden waren so über, mindestens über 25, über 20 waren sie auf jeden Fall. Wir waren 15, ich dachte mir, wir können keine Helden spielen oder sonst was, also wir, wir sind quasi immer noch Kinder. Wir müssen noch erst einmal (*lacht*) unser unseren Charakter, unsere, als Person müssen wir erst einmal, wir müssen uns bilden quasi, wir sind noch nicht fertig, weißt? Und da hab ich mir, da hab ich angefangen, so drüber nachzudenken, okay, warte, ich kann jetzt leider nicht hin, vielleicht können andere hin, sollen andere hin, dachte ich mir damals.“ (11/5:47 ff.)

Arbi wird zu diesem Zeitpunkt offenbar klar, dass er den zunehmend radikaleren Anforderungen der Freunde nicht mehr genügen kann bzw. will. Er verhandelt seine Position in der Gruppe allerdings vorerst nicht entlang einer Kritik der ideologischen Ausrichtung oder Handlungspraxis des Islamischen Staates, sondern anhand persönlicher Unzulänglichkeit. Sein junges Alter dient ihm zunächst als hauptsächliches Argument dafür, dass weder er selbst noch seine Freunde in den Krieg ziehen sollten. Die Orientierung bietenden Heldengeschichten führt er hierbei als Beleg für die Richtigkeit seiner Einstellung ins Treffen. Im Ergebnis kommt er zu dem Schluss, dass er noch nicht bereit ist, zum Helden zu werden. Dabei geht er aber nicht in Opposition zu dem Ansinnen der Freunde, sondern gibt vor, nur den Beginn des heldenhaften Lebens in die Zukunft zu verschieben, gegenwärtig aber die Pflichterfüllung in Syrien geeigneteren, da älteren Personen zu überlassen.

Es ist unklar, ob Arbi seine Überlegungen auch mit seinen Peers teilt. Es hat jedenfalls den Anschein, als müsse er auch vor sich selbst rechtfertigen, warum er die radikalen Forderungen nicht teilt und nicht selbst nach Syrien reisen will. Möglicherweise will er dadurch den Eindruck persönlichen Scheiterns an den eigenen Ansprüchen und denen der Peergroup vermeiden. Arbi umschifft diese Widersprüche, indem er mit sich einen Handel abschließt und sich zunächst Zeit erkaufte. Es kommt an diesem Punkt in seiner Biografie allerdings offenbar noch zu keiner persönlichen Kritik an der jihadistischen Ideologie, geschweige denn zu einer inhaltlichen Distanzierung.

Für die weiteren Entwicklungen, die in eine zunehmende Distanzierung Arbis von seinen IS-affinen Peers mündeten, erscheinen vor allem drei Personen bedeutsam: sein Vater, seine Mutter und ein gleichaltriger Freund außerhalb der Szene. Die Rollen dieser und weiterer Personen in der Verlaufsdynamik von Arbis Lebensentwicklung sollen nachfolgend getrennt voneinander herausgearbeitet werden.

Die Rolle des Vaters – religiöse Autorität und behutsame Intervention

Arbis Erzählungen lassen klar erkennen, dass er zu seinen Eltern grundsätzlich eine enge und stabile Beziehung pflegt. Was er über sie mitteilt, ist geprägt von Respekt und Nähe, auch scheint ein intaktes Vertrauensverhältnis zwischen ihm und seinen Eltern zu bestehen. Größere Konflikte oder gar Zerwürfnisse werden in der Lebenserzählung nicht erkennbar. Auch während seiner jihadismusaffinen Phase, in der er nach eigenen Aussagen weniger Zeit zu Hause verbringt, dürfte sich das Verhältnis zu seinen Eltern nicht gravierend getrübt haben.

Seinem Vater weist Arbi die Position einer unumstößlichen Autorität in religiösen Fragen zu:

„Und für mich, also was den Islam angeht (*Pause*) mmh, wie soll ich sagen, also ich, mein Vater, ich höre zwar 100 Prozent auf meinen Vater, was den Islam angeht, aber (*Pause*) ähm mein Vater lässt mir auch keinen Weg zu hinterfragen, weil er alles mit Beweisen, mit Quellen und alles so wirklich gut erklärt.“ (I1/6:17 ff.)

Dass die religionswissenschaftlichen Argumentationen des Vaters dem Sohn keine Möglichkeit des Hinterfragens lassen, wird dabei von Arbi nicht als erdrückend oder gar übergreifend thematisiert. Er scheint in religiösen Fragen nicht gegen die Autorität des Vaters aufzubegehren, sondern diese als gut begründet anzunehmen und auch stolz darauf zu sein, dass sein Vater sich in der muslimischen Community engagiert und dort Respekt genießt.

„Und das war, deswegen hab ich halt 100 Prozent auf meinen Vater gehört, weil ich wusste, der labert keine Scheiße so, weißt? (*lacht*) Und vor allem auch weil er halt islamischer Theologe und auch jetzt in der Community auch eh aktiv gegen Extremismus arbeitet [...]“ (I1/6:29 ff.)

Umso erstaunlicher erscheint es, dass Arbis Vater von der zeitweisen Begeisterung seines adoleszenten Sohnes für den Islamischen Staat zunächst nichts bemerkt haben dürfte, bis eines Tages beinahe beiläufig das Gespräch darauf gekommen sei.

„Und als ich einmal zu Hause gemeint hab, ich will unbedingt ein T-Shirt, wo dieses Dawla, also halt die ISIS-Flagge drauf is so, hab ich zu meinem Vater gesagt, so ja, wo kann man das? Weil ich dachte halt, es ist, mein Vater würde sowas unterstützen, ja, das ist der Islam, der wahre Weg und so. Und dann hat mein Vater mich angeschaut, hat so, war verwundert, so, machst du Spaß oder so? Ich so, na, ich mein's ernst, ich will ein T-Shirt so, gell? Er so, komm mal her, setz dich hin, hat angefangen, da Sachen zu erklären. Wir sind wirklich so fünf bis sechs Stunden dagesessen, hat mir Sachen erklärt so.“ (I1/6:10 ff.)

An dieser Episode werden mehrere Aspekte erkennbar, die für den weiteren Verlauf von Arbis Verhältnis zur jihadistischen Jugendszene von Bedeutung sind: Erstens zeigt sich Arbi zunächst von der Reaktion seines Vaters überrascht, wie auch wechselseitig für den Vater die Sympathien seines Sohnes für den Islamischen Staat anscheinend plötzlich und unerwartet kommen. Arbi meint, er habe die Positionen des Vaters zu jihadistischen Strömungen bis dahin nicht gekannt, obwohl diese Bewegungen bereits seit einigen Jahren Beachtung in öffentlichen (medialen) Diskursen fanden. Es darf angenommen werden, dass Arbis Vater, einem islamischen Theologen, diese Strömungen durchaus bekannt sind. Trotzdem kommt es innerfamiliär offenbar nicht zu tiefer gehenden Gesprächen über diese Thematik, bis Arbi sich als IS-Anhänger outet. Das deutet darauf hin, dass zumindest die formale religiöse Erziehung der Kinder in Arbis Familie, trotz der Ausbildung des Vaters, keine besonders zentrale Rolle spielt.

Die Reaktion Arbis auf die Intervention seines Vaters lässt zweitens den Schluss zu, dass Arbi sich bis dahin nicht wirklich eingehender mit den theologischen Aspekten der jihadistischen Ideologie auseinandergesetzt haben dürfte. Insgesamt verstärkt sich der Eindruck, dass religiöse Motivationen und Überlegungen bei Arbis Annäherung an die jihadistische Szene nicht im Vordergrund standen. Fragen der (Gruppen-)Identität sowie allgemeine ethische Überlegungen und gefühlte Ungerechtigkeit scheinen deutlich wichtiger gewesen zu sein.

Drittens wird damals durch Arbis Vater, also durch eine von Arbi anerkannte Autorität in religiösen Fragen, erstmals für den Sohn eine zentrale Säule der Legitimation des sogenannten Islamischen Staates hinterfragbar, nämlich die spezifische jihadistische Interpretation islamischer Grundsätze. Sein Vater gibt ihm theologische Argumente in die Hand, die gegen die Koranexegese des Islamischen Staates sprechen und Zweifel an der IS-Propaganda unterstützen.

Damit geht viertens einher, dass sich durch Arbis Weg in die jihadistische Szene ein Widerspruch zu seiner Familie auftut. Die Beziehung zu ihr scheint für Arbi aber sehr wichtig zu sein, sie kann als Gegenkraft zur IS-affinen Peergroup wirksam werden.

Die dialogische Interventionsweise des Vaters zeugt von pädagogischem Geschick. Arbi berichtet nicht von Sanktionen irgendwelcher Art, die der Vater gesetzt hätte, auch nicht von persönlichen Vorwürfen gegen seine Person. Vielmehr

greift sein Vater auf seine Kernkompetenz, sein theologisches Wissen, zurück und scheint darauf zu setzen, dass sein Sohn ihm diesbezüglich ein hohes Ausmaß an Vertrauen entgegenbringt. Bemerkenswerterweise macht er Arbi zufolge zunächst gar nicht die konkrete Organisation des Islamischen Staates zum Thema, sondern spricht auf einer Metaebene ganz allgemein über Erscheinungen wie jihadistische Gruppen.

„Weil er hat dann gemeint so, die Geschichte wiederholt sich. Also jedes Jahrzehnt kommen diese Leute, die meinen, sie kämpfen für das Wahre, und dann töten sie Menschen, töten, töten, töten. Und dann werden sie selber ausgelöscht so. Dann kommen sie wieder von, auch Taliban und so, Afghanistan, keine Ahnung. Überall auf der Welt sind diese Gruppierungen. Und mein Vater hat alle diese Eigenschaften aufgelistet, aber hat nie IS-, irgendwie was zu ISIS gesagt. Aber all das hat eins zu eins zu ISIS gepasst so.“ (11/15:13 ff.)

Es wirkt so, als habe der Vater bewusst darauf verzichtet, die konkrete Organisation direkt anzugreifen, mit der sein Sohn offenbar sympathisierte. Stattdessen werden die Dynamik hinter jihadistischen Strömungen und deren Agenda aufgedeckt. Die Schlussfolgerung, dass diese Einschätzungen auch für den sogenannten Islamischen Staat zutreffend sind, bleibt dem Sohn selbst überlassen.

Der theologisch geschulte Vater sucht Arbis Erzählungen zufolge anschließend wiederholt das Gespräch mit seinem Sohn und bezieht sich in seiner Argumentation gegen den Jihadismus dabei auch auf die Geschichte des frühen Islam, um seine Perspektive abzustützen. Über das historische Beispiel der muslimischen Sekte der Charadschiten verdeutlicht der Vater Arbi die destruktive Dynamik von Fanatismus und religiöser Intoleranz. Er argumentiert dabei im Bezugsrahmen der islamischen Geschichte und macht so jihadistischen Auslegungen des Koran und der Geschichte der Muslime ihre religiöse Legitimation streitig. Gleichzeitig gibt er Arbi theologische Argumente an die Hand, um dessen Sympathie für den Islamischen Staat zu hinterfragen.

Die Intervention des Vaters zieht keine sofortige Distanzierung Arbis von seiner jihadismusaffinen Peergroup nach sich, allerdings scheint er zunehmend an deren Überzeugungen zu zweifeln. Vom Vater argumentativ gestärkt, habe er seine kritischen Überlegungen auch gegenüber den Freunden geäußert, so Arbi. Die Reaktion eines besonders ideologisierten Mitglieds der Clique schildert er wie folgt:

„Und er hat mich dann Ungläubiger genannt, also red' nicht so ein Zeugs, so, bist du etwa ein Ungläubiger und so? Und ich habe gesagt, heast', das hat mir mein Vater erklärt. Und dann hat er-,/ hat er meinen Vater damit beschimpft und das war für mich so, das erste Mal so als halt Spaß aufgenommen, [...] aber es hat mir schon ein bisschen wehgetan, wie er das über meinen Vater gesagt hat.“ (11/6:39 ff.)

Als Arbi im Rahmen der Peergroup Zweifel äußert, ist er seiner Darstellung zufolge von der jihadistischen Praxis des „takfir“ betroffen. Darunter ist das Denunzieren anderer Muslime als „Ungläubige“ zu verstehen (vgl. Lohlker 2017, S. 126). Auch seinem Vater wird von einem Freund aus der Gruppe der Glaube abgesprochen. Arbi geht seiner Erzählung zufolge zwar nicht offen in Widerspruch, doch habe ihn sehr getroffen, dass sein Vater als „ungläubig“ bezeichnet wurde. Ihm muss zu diesem Zeitpunkt klar geworden sein, dass zwischen seinem jihadismusaffinen Freundeskreis und seinem Vater grundlegende, nicht vermittelbare Widersprüche bestehen¹. In Verbindung mit einer starken Vertrauensbeziehung zum Vater kann dadurch ein Prozess der ideologischen Distanzierung Arbis von der Szene bestärkt werden.

Diese Abwendung ist zunächst graduell, die Deradikalisierung wird aber durch verschiedene Momente vertieft, etwa durch die immer stärker publik werdenden Gräueltaten des Islamischen Staates:

„Wie sie halt öffentlich diese Leute exekutiert haben mit Kopf ab, da hab ich gedacht, boah, das kann niemals unser Prophet gemacht haben so. Das ist nicht die Botschaft der Barmherzigkeit so, das kann's nicht sein so. Und da, da hatt' ich so meinen ersten, so das erste Mal Zweifel an ISIS so. Weil mein Vater hat mir den Islam beigebracht und nicht Köpfe abhacken so. Und dann ahm, ja, da hab ich zwar ein bisschen angefangen so, von diesem Weg abzukommen, aber immer noch so, ah okay, die Brüder sind stabil, ja, sie haben zwar vielleicht erst diesen Fehler gemacht mit dem Köpfen, aber sie haben trotzdem viel Gutes gemacht und so.“ (II/14:44 ff.)

Der Umstand, dass Arbi noch an seinen Sympathien für den sogenannten Islamischen Staat festhält, nachdem über Videos Einzelheiten zu Exekutionen und Ermordungen von Menschen in Syrien publik werden, deutet auf einen nicht unerheblichen Grad an persönlicher Radikalisierung hin. Selbst als er mit massiven Gräueltaten des Islamischen Staates konfrontiert wird, waren „die Brüder“ für ihn noch „stabil“ und wurde diesen noch „viel Gutes“ angerechnet. Dennoch wirken die abschreckenden Bilder in Verbindung mit dem religiösen Korrektiv in Gestalt seines Vaters sukzessive auf einen Distanzierungsprozess hin und Arbis Verbindung zur jihadistischen Jugendszene und zur IS-Ideologie bröckelt in der Folge Stück für Stück ab.

1 An dieser Stelle sei erwähnt, dass es auch innerhalb von Arbis Familie bereits ähnliche Vorwürfe gegen seinen Vater gab. Ein Cousin des Vaters, der eine sehr wichtige, positive, erwachsene Bezugsperson für Arbi während seiner Kindheit war, wandelte sich später zu einem Ultrakonservativen mutmaßlich neosalafistischer Prägung. Dieser Cousin warf in der Folge ebenfalls Arbis Vater vor, ein „Ungläubiger“ zu sein. Diese Episode aus Arbis Familiengeschichte wird allerdings in dieser Falldarstellung nicht weitergehend ausgeführt.

Die Rolle des besten Freundes – alternatives gleichaltriges Role Model

Auch während seiner Zeit in der jihadismusaffinen Jugendszene unterhält Arbi Freundschaften zu Gleichaltrigen außerhalb der Szene, behält also in gewissem Ausmaß ein diversifiziertes Beziehungsnetzwerk und schottet sich nicht völlig mit der IS-affinen Peergroup ab. Einen um ein Jahr älteren Freund mit einer dezidiert IS-kritischen Haltung hebt Arbi retrospektiv hervor:

„[...] mit ihm hing ich dann auch oft ab. Und er hat sich mit dem Freund, der damals halt gemeint hat zu mir, ich bin Ungläubiger, er hat, sie kannten sich, also hat zusammengebracht quasi, aber sie haben sich dann ver- äh zerstritten. Ahm, weil er ihn nicht wirklich als Moslem angesehen hat. Weil der eine Freund hat gemeint, ja, das ist kein, es ist niemals der wahre Weg, Menschen zu töten so.“ (I1/7:2 ff.)

Arbis kritischer Freund ist ebenfalls Muslim, lehnt aber den Weg des Islamischen Staates aus ethischen wie religiösen Gründen ab. Dadurch kommt es zum Konflikt mit der jihadismusaffinen Peergroup des Biografen, der in der Folge intensiv darüber nachdenkt, welcher seiner Freunde ihm nähersteht, bzw. welcher ein besseres Vorbild für ihn ist. Beide Freundschaftsbeziehungen parallel zueinander zu führen scheint sich nicht als Option geboten zu haben:

„Und ich musste mich quasi dann irgendwann entscheiden, so entweder behalt ich mir den und als Freund und lehne den ab oder umgekehrt.“ (I1/7:7 ff.)

Eine Entscheidung gegen den jihadistischen Freund würde einem Bruch mit der Szene bzw. der jihadismusaffinen Peergroup gleichkommen, so viel ist dem Biografen offenbar klar. Die bereits begonnene Distanzierung (Disengagement) von den jihadismusbegeisterten Freunden mündet über die Notwendigkeit der Entscheidung für oder gegen eine freundschaftliche Beziehung mit dem kritischen Freund in einen Bruch mit Ersteren. In dieser Zuspitzung wendet Arbi sich schließlich gegen die Szene und seine bisherige zentrale Peergroup. Zumindest drei wichtige Elemente wirken somit bei dieser Abwendung zusammen: persönliche Beziehungen (Familie und Freund), theologische Delegitimation der IS-Interpretation des Korans und der islamischen Geschichte sowie Abschreckung durch die brutalen Gewalt- und Tötungsdelikte des Islamischen Staates.

Der Freund, für den Arbi sich schließlich entscheidet, verkörpert zum einen ein Verständnis des Islam, welches dem von Arbis Vater gleicht, zum anderen ist er ein gleichaltriges Vorbild im Hinblick auf einen erfolgreichen Weg ins Erwachsenenalter. Der Biograf betont, dass dieser Freund ihn schließlich auch in der Firma untergebracht habe, in der er zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet.

„Und ich hab darüber nachgedacht, was das für Menschen sind (*der jihadistische und der kritische Freund, Anm. d. Verf.*), wie sie denken, also wie, auf was ihre Aussagen basieren, wenn sie zum Beispiel irgend so ein Urteil oder irgendwas treffen. Und der eine, also der jetzt, den ich gerne Bruder nenne, also auch wenn nicht blutsverwandt, er hat dann äh, er war viel erwachsener, er war reifer irgendwie, er is auch ein Jahr älter als ich und der andere war halt zwei Jahre jünger, ah ein Jahr jünger als ich.“ (I1/7:9 ff.)

Die Beziehung zu dem jihadismuskritischen Freund eröffnet Arbi zum einen alternative soziale Netzwerke zur Peergroup. Zum anderen steht der Freund offenbar auch für einen Lebensweg in Richtung aufstiegsorientierter Normalbiografie und wird diesbezüglich als Role Model angenommen – vermutlich ist dieser Weg auch anschlussfähig an in der Sozialisation vermittelte Lebensorientierungen des Biografen. Arbi muss sich dadurch im entscheidenden Moment nicht bloß *gegen* etwas wenden, er kann sich vielmehr auch gleichzeitig *für* eine attraktivere Perspektive entscheiden.

Die Rolle der Mutter – Vertrauensperson und Gegenmodell zu IS-Frauenbild

Es fällt auf, dass der Biograf seine Mutter im Interview erst zu sehr fortgeschrittener Zeit ausführlicher erwähnt, und auch dann erst auf explizite Nachfrage durch den Interviewer. Das ist umso erstaunlicher, als die Mutter offenbar eine zentrale Bezugs- und Vertrauensperson darstellt.

„Mama, bei mir war Mama irgendwie so, auch jetzt so immer so wie-/ wie ein Kumpel für mich so. So, ihr, ihr Se-, ich hab ihr immer alles erzählt. Aber es gab immer diese Tabuthemen wie zum Beispiel halt, keine Ahnung, über Drogen, weißt eh, wird äh-/ wird gar nicht geredet so.“ (I1/23:30 ff.)

Auch wenn Arbi im gleichen Satz, in dem er festhält, dass er seiner Mutter alles erzählt, sofort wieder eine Einschränkung dahingehend trifft, was er ihr dann doch lieber nicht erzählt, zeugen seine Worte dennoch von einer großen Nähe zu seiner Mutter. Er bezeichnet sie in der Folge sogar als die „wichtigste Person“ (I1/24:7), die es für ihn auf der Welt gibt. Im Gegensatz zu seinem Vater habe sie ihn nie „genervt“ (I1/24:6). Ihr kommt zwar in religiösen Fragen nicht die autoritative Position zu, die der Biograf seinem Vater zubilligt, Arbi berichtet aber von Gesprächen mit ihr über religiöse und politische Fragen während seiner Phase in der jihadistischen Szene. Zugleich habe er bestimmte Fragen, wie z. B. die des militärischen Kampfes, bewusst vermieden, da sie nicht bemerken sollte, dass er „quasi extrem wurde“ (I1/24:12).

Der Biograf beschreibt seine Mutter als offen, zugänglich und eher liberal, z. B. in ihrem Umgang mit seinen Freunden. Seiner Beschreibung nach entspricht sie somit nicht wirklich einem ultrakonservativen, misogynen Frauenbild, das Ideologien wie die des sogenannten Islamischen Staates kennzeichnet.

„Sie hat zugehört, sie hat mir vielleicht so, interessant, meine Mutter ist eher so ein Typ, sie kommt sehr gut, also wirklich sehr gut mit jungen Menschen aus so [I: Mhm.] Immer mit meinen Freunden, normalerweise wenn ich zum Beispiel bei einem Freund war und ich seh die Mutter (*des Freundes, Anm. d. Verf.*), so sagt sie, ah, wollt ihr Tee, wollt ihr Süßigkeiten und weg ist sie, seh ich nie wieder wahrscheinlich (*lacht*), keine Ahnung. Bei meiner Mama war es immer so, sie hing mit uns ab, sie hat mit uns geredet und so weiter, hat auch Späße gemacht so, ah, hast schon eine Frau gefunden, dies, das und so (*lacht*).“ (I1/24:34 ff.)

Arbi berichtet, wie sich seine Freunde gegenüber seiner Mutter geöffnet und auch über Tabuthemen wie das Rauchen oder ihr Verhältnis zu Mädchen gesprochen hätten. Er erzählt nicht ohne Stolz, dass seine Freunde seine Mutter „urchillig“ (I1/24:45) fanden. Sein heutiges Verhältnis zu ihr evaluiert er mit „wirklich 100 Prozent“ (I1/25:7) vertrauensvoll.

Direkte Interventionen seiner Mutter im Zusammenhang mit seiner Zugehörigkeit zur jihadistischen Jugendszene werden im Interview nicht thematisiert. Arbis Einschätzung nach bekam sie von dieser Entwicklung ihres Sohnes wenig mit. Warum der Biograf bestimmte Aspekte seiner damaligen Überzeugung wie z. B. die Befürwortung des militärischen Kampfes für ein Kalifat nicht direkt mit seiner Mutter besprechen wollte, ob er etwa ihre ablehnende Haltung befürchtet haben könnte oder andere Gründe dafür ausschlaggebend waren, bleibt offen. Dennoch bleibt festzuhalten, dass seine Charakterisierung des Verhältnisses zur Mutter die These stärkt, dass Arbi auch während seiner Zeit in der jihadistischen Szene eine intakte, stabile und weitgehend auch vertrauensvolle Beziehung zu beiden Eltern hatte. Dies ermöglichte ihm, bei ihnen mit Fragen und Problemen Rat zu suchen. Darin kann ein wichtiger persönlicher Resilienzfaktor Arbis gesehen werden, der gegen einen tieferen Einstieg in die jihadistische Szene wirksam werden konnte. Es scheint, dass seine Familie eine zentrale Rolle in seinem Leben spielt und er wohl tendenziell vermeiden würde, sein gutes Verhältnis zu seinen Eltern aufs Spiel zu setzen. Ein weiterer Verbleib Arbis in jihadistischen Kreisen hätte aber wohl zwangsläufig auch zu Widersprüchen innerhalb der Familie geführt.

Rolle der Schule – Konflikt und Unterstützung

Das Verhältnis des Biografen zur Institution Schule scheint während seiner Volksschulzeit noch positiv und relativ unbelastet gewesen zu sein. Nach der Übersiedlung in eine größere Stadt und dem Umstieg in eine höhere Schule wird die Schule Arbis Lebenserzählung zufolge aber zu einem eher konflikthaften und negativ besetzten Lebensbereich, und zwar sowohl auf Ebene der Mitschüler*innen als auch teilweise bezüglich seines Verhältnisses zu manchen Lehrer*innen. Arbis Schwierigkeiten in der Schule und seine schrittweise Hinwendung zur jihadistischen Jugendszene manifestierten sich auch in Phasen extensiver Schulabsenz. Damit sei eine gravierende Verschlechterung seiner Noten einhergegangen, sodass er schließlich davorgestanden habe, die fünfte Klasse wiederholen zu müssen, so berichtet der Biograf. In dieser Situation erfährt er allerdings auch Rückhalt und Unterstützung durch einen Teil der Lehrer*innenschaft und den Direktor seiner Schule.

„Er (*der Direktor, Anm. d. Verf.*) hat zwar oft mit mir geschimpft, aber er hat mich wirklich sehr gemocht. Und er hat sich, er hat gemeint, schau, wir lassen dich da durch in der Fünften, aber in der Sechsten schwänzt nicht so viel, komm in die Schule, streng dich an. [...] Er hat einmal gemeint, Arbi, du musst unbedingt die Sch-, die Matura gut abgeben, weil er will stolz drauf sein, dass seine Schule einen äh einen tschetschenischen Maturanten hat, der besser war als die meisten Österreicher in der Klasse so (*lacht*). Weil das ist auch so ein, immer eine Sache so, er meint so, er kennt keinen einzigen Tschetschenen, der eine Matura hat. Und er will so, er will stolz drauf sein, dass seine Schule es geschafft hat.“ (I1/11:7 ff.)

Arbi setzt das Schwänzen zwar in der sechsten Klasse fort und muss diese Klasse deshalb schließlich wiederholen, es kommt aber weder zu einer kompletten Schulverweigerung seinerseits noch zu einem Schulverweis vonseiten der Schule. Bei allen Schwierigkeiten mit der Schule lässt das Interview mit dem Biografen dessen Bildungsorientierung klar erkennbar werden: Er strebt einen Maturaabschluss an, um die Chance auf ein Studium zu wahren. Nach dem Bruch mit der Szene besucht Arbi die Schule wieder regelmäßig und seine Noten werden besser. Sein Ausstieg geht Hand in Hand mit der Entscheidung, an einer guten Ausbildung zu arbeiten, um später mit einem akademischen Abschluss in der Berufswelt bestehen zu können. In der retrospektiven Betrachtung seiner Schulzeit macht Arbi klar, dass formale Bildung immer einen hohen Wert für ihn hatte, wie folgendes Zitat verdeutlicht.

„Und in der achten Klasse habe ich dann angefangen da, in meinem Leben habe ich nie gearbeitet, außer jetzt halt (*lacht*) und immer nur in der Schule und ich dachte mir, wenn ich schon so hart auf die, auf diese, also so hart nur in die Schule gehe,

dann muss ich halt 100 Prozent da rein, also in Richtung Bildung gehen, weil ich dann unbedingt studieren muss, dass ich halt ein, eine Ausbildung habe und so halt, halt einen Magister mindestens, also Magister. Wollt ich immer, also will ich unbedingt halt mindestens in meinem Leben erreichen.“ (I1/11:31 ff.)

An dieser Stelle ist darauf zu verweisen, dass der Biograf aus einem familiären Kontext mit hoher Formalbildung kommt. Über den Bildungsabschluss von Arbi Mutter ist zwar nichts bekannt, aber sein Vater verfügt über einen Hochschulabschluss und scheint hierin eine Orientierungsgröße darzustellen und dem Sohn auch nachdrücklich zu einem Studium zu raten.

„Und wie ich dann mit der Schule fertig geworden bin, mein Vater hat mich ein bisschen gehetzt, um ehrlich zu sein, hat gemeint, schnell, schnell, studier mal, fang an jetzt. Also meld dich irgendwo an, wo willst du, was willst studieren.“ (I1/11:45 ff.)

In Verknüpfung mit einem im Wesentlichen doch unterstützenden schulischen Umfeld kann sich Arbi eine konkrete und aus seiner Perspektive auch attraktive Zukunftsperspektive abseits eines Verbleibs im jihadistischen Milieu erschließen. Der Biograf hat ein alternatives Lebensziel zu einer Karriere im organisierten Jihadismus, mit der in vielen Fällen Delinquenz, Probleme mit dem österreichischen Rechtsstaat bzw. eine Ausreise in das Kriegsgebiet im Mittleren Osten einhergegangen wären, ausreichend klar vor Augen. Er findet – bestärkt und unterstützt durch Teile seines Umfeldes – zugleich eine Ausgangssituation vor, die ihm realistische Chancen bietet, dieses Ziel auch zu verwirklichen. Dies dürfte zum Gelingen seiner Loslösung von der jihadistischen Szene nicht unwesentlich beigetragen haben.

Die Rolle verschiedener Moscheen – unterschiedliche Einflüsse auf den Biografen

Der Biograf kommt aus einer religiösen Familie, in der zugleich überdurchschnittlich viel und komplexes Wissen über den Islam verfügbar ist, da der Vater islamischer Theologe ist. Arbi selbst erinnert sich im Interview, nur einmal Kontakt zu erwachsenen Personen aus der jihadistischen Szene gehabt zu haben, und zwar bei einem Besuch in einer offenbar einschlägigen Moschee, in die ihn ein Freund aus seiner IS-affinen Peergroup zu einer Freitagspredigt mitnahm. Er schildert, wie ihm in der Moschee Bücher und DVDs aufgefallen und seltsam vorgekommen seien, da ihm die Namen der Gelehrten, die in dem Material behandelt wurden, weitgehend unbekannt waren und er dies als Warnsignal dafür gedeutet habe, dass diese Informationsquellen nicht vertrauenswürdig sein könnten. Laut Arbi handelte es sich bei den Videos um Mitschnitte von sehr

emotionalisierenden Predigten. Auch die Predigt in besagter Moschee sei dieser Kategorie zuzurechnen gewesen und für ihn im krassen Widerspruch zu der Art gestanden, wie er bis dahin Freitagsgebete erlebte.

„Aber bei dem war's irgendwie so, die Predigt war so, als würde er von uns irgendwas verlangen so. So als würde er verlangen so, dass man irgendwie sich bewegt, so, dass man irgendwas macht so. Hat wirklich dazu aufgerufen, unsere Geschwister leiden und was weiß ich. Und die ganze Welt [...] hat sich gegen uns verschworen und so weiter, solche Sachen so.“ (I1/35:33 ff.)

Arbis Ausführungen verweisen darauf, dass für ihn in dieser Situation Ratschläge und Standpunkte seines Vaters hilfreich waren. Dieser habe ihn immer wieder davor gewarnt, unbekannte Moscheen zu besuchen, und stattdessen empfohlen, sich an solche Moscheen zu halten, die aus der Perspektive des Vaters eine korrekte und seriöse Wissensvermittlung betreiben. Folgendes Interviewzitat illustriert, dass er zudem von seinem Vater in Hinblick auf manipulative Formen des Predigens sensibilisiert wurde:

„Und mein Vater hat immer gesagt, wenn du Wissen suchst und der Typ kommt mit so emotionalen irgendwelchen so, so halt mit, er wendet die Rhetorik an und so weiter, dann weißt du, der Typ versucht, dich von irgendwas zu überzeugen, und nicht, dir Wissen zu geben.“ (I1/32:35 ff.)

Diese Wissensressource ermöglicht es Arbi, die einschlägige Moschee als einen Ort der Manipulation zu identifizieren, den er nachfolgend nicht mehr aufsucht. Er berichtet auch von einem Gespräch mit seinem Vater über diesen Moscheebesuch und dessen dringendem Ratschlag, besagte Moschee zu meiden. Der Biograf glaubt zudem, von einem Streit seines Vaters mit dem Vorbeter der Moschee wegen dessen Predigtinhalten zu wissen.

Zusammenfassend lassen sich folgende Faktoren ausmachen, die Arbi in dieser Situation dabei unterstützten, in Distanz zu den Vereinnahmungsversuchen zu bleiben: Erstens konnte er auf eine grundlegende, wenn auch anscheinend nicht besonders weitgehende, religiöse Bildung zurückgreifen, die ihm eine gewisse theologische Wissensbasis als Grundlage für Quellenkritik zur Verfügung stellte und offenbar zugleich ein Stück weit gegenüber Mechanismen der manipulativen Rede sensibilisierte. Zweitens bewirkte seine Erfahrung mit der religiösen Praxis in anderen Moscheen, dass sich bei Arbi beim Besuch des einschlägigen Moscheevereins ein Gefühl der Skepsis einstellte.

5.6. Das Leben nach dem Ausstieg

Arbis Distanzierung von seiner jihadistischen Peergroup hatte seinen Schilderungen zufolge wüste Anfeindungen im Internet zur Folge. Er sei sowohl von früheren Freunden als auch von wildfremden Personen über soziale Medien bedroht und beschimpft worden und habe sich als Reaktion eine Zeitlang aus der „tschetschenischen Community“ (I1/7:27) zurückgezogen, so der Biograf. Trotz seines Bruchs mit der Szene behält Arbi die Lebenswege der Freunde aus der ehemaligen Peergroup im Blick. Der folgende Gesprächsausschnitt lässt auch große Erleichterung darüber erkennen, nicht Teil der Gruppe geblieben zu sein:

„[...] der eine ist im Gefängnis, der andere äh ist grad auf der Flucht vor der Polizei in einem anderen Land. Und der Dritte, keine Ahnung, wurde abgeschoben nach Tschetschenien und alles Mögliche, der Vierte, Fünfte, Sechste ist schon in Syrien und alles Mögliche. Da dacht' ich mir, bist deppat (*lacht*), das ist ja viel ernster, als es, als ich mir damals, als ich damals gedacht habe so.“ (I1/8:1 ff.)

In die Erleichterung darüber, selbst nicht tiefer in die jihadistische Bewegung eingetaucht zu sein, mischen sich aber auch Schuldgefühle seinen ehemaligen Freunden gegenüber. Er sei in seiner jihadismusauffinen Zeit immer als „der Religiöse“ aufgetreten (I1/9:22) und habe den gleichaltrigen Freunden Verhaltensvorschriften gemacht, so Arbi, sei dann aber selbst aus der Szene ausgestiegen und habe diese in der jihadistischen Ideologie zurückgelassen.

„Und für sie war ich immer so ah der, der, der Imam und so weiter. (*I lacht*) Und ich dachte mir, wenn sie schon so ein Bild von mir hatten, hätte ich sie vielleicht, hätte ich vielleicht zumindest einen, zumindest einen oder zwei oder drei davon abhalten können, denk' ich mir so oft.“ (I1/9:29 ff.)

Die Fallrekonstruktion lässt eine umfassende und nachhaltige Distanzierung Arbis von der jihadistischen Szene erkennbar werden. Neben der Distanzierung von seiner jihadismusauffinen Peergroup habe er nach seinem Ausstieg auch seinen Facebook-Account kaum mehr verwendet (Disengagement). Es zeigt sich aber auch eine weitgehende Distanzierung auf der inhaltlichen Ebene (Deradikalisierung), Arbi greift im Interview immer wieder auf islamische Grundsätze zurück, um die IS-Ideologie zu kritisieren. Er lässt ein hohes Reflexionsniveau erkennen, wenn er auf einer grundsätzlichen Ebene Vergleiche zwischen der jihadistischen und anderen menschenfeindlichen Ideologien anstellt. Wenn er Parallelen zwischen der Ideenwelt des deutschen Faschismus und der jihadistischen Auslegung des Islam aufzeigt, greift er bemerkenswerterweise auf Wissen aus jenem Geschichtsunterricht zurück, in dem er mit der Lehrerin Kontroversen

über den Islam und andere Religionen führte. Diese Lehrerin hatte in ihrem Unterricht einen starken Schwerpunkt auf die Geschichte des Nationalsozialismus gelegt, so erinnert der Biograf.

„Man kann wirklich so, es sind sehr viele Parallelen zwischen HJ (*Hitlerjugend, Anm. d. Verf.*) und diesen Leuten, die da in den Moscheen so Dings da, wie soll ich sagen, von diesen Hasspredigern quasi.“ (I1/33:6 ff.)

In seiner Selbstdeutung spricht Arbi retrospektiv seinem differenzierten Beziehungsnetzwerk besondere Bedeutung dafür zu, sich selbst nicht komplett der IS-Szene verschrieben zu haben:

„[...] ich war in verschiedenen Milieus drinnen und hab so verschiedene Menschen kennengelernt. Zum einen halt die, die Hipster, Studenten und so weiter (*I lacht*), zum anderen auch so, halt diese Kanaken, Azzacks die nur Fußball spielen jeden Tag und so weiter im Park. Und dann auch noch die, die in der Schule auch, ich dachte mir so, weil ich, ich glaube, dass es so ist, weil ich in so vielen verschiedenen Milieus drin war und nicht nur in einem [...].“ (I1/12:26 ff.)

Der Biograf bezeichnet sich selbst als praktizierenden Muslim und sagt heute über sein Verständnis des Islam:

„In meiner Familie war seit immer so, Islam war sehr wichtig und nicht diese kriegerische und kämpferische und das Urteil über andere Menschen und so weiter, sondern wirklich so der Islam, wie der Prophet ihn gebracht hat [...].“ (I1/8:16 ff.)

Das Zitat deutet darauf hin, dass Arbi sich auch heute noch stark daran orientiert, eine möglichst eindeutige, wahre Interpretationsweise seiner Religion zur Verfügung zu haben, die unterschiedliche Leseweisen nicht unbedingt nebeneinander stehen lässt. Allerdings betont er gleichzeitig, dass aus seiner Perspektive auch nicht über andere Menschen geurteilt werden soll, eine Position, die sich von jihadistischen Vorstellungen doch gravierend unterscheidet.

Exemplarisch lässt sich das an seiner Haltung gegenüber der schiitischen Ausprägung des Islam verdeutlichen. Arbi hält beispielsweise gegen Ende des Interviews fest, dass er auch heute noch davon überzeugt ist, dass Schiiten nicht wirklich Muslime wären. Eine Nachricht entsprechenden Inhalts postete er schon 2013 in seiner jihadismusaffinen Phase auf Facebook. Allerdings lehne er zwischenzeitlich die Praxis des Takfir ab und spreche einfachen Mitgliedern der schiitischen Glaubensrichtung nicht mehr ab, Muslime zu sein – im Gegensatz zum (besser informierten) schiitischen Klerus, deren Vertreter er nicht als Muslime gelten lässt. An diesem Beispiel wird deutlich, dass Arbis heutige Haltung punktuell immer noch kompatibel mit bestimmten dogmatischen bzw.

ideologischen Versatzstücken aus seiner jihadismusaffinen Zeit ist. Er betont im konkreten Fall eine tolerante Einstellung gegenüber schiitischen Menschen im Allgemeinen und will ihnen ihren Glauben nicht absprechen, wie dies in der jihadistischen Szene an sich verbreitet ist. Eine grundlegende Akzeptanz dieser Ausprägung des Islams, die über das Tolerieren hinausgeht, lässt sich allerdings (noch) nicht feststellen.

Wie bereits weiter oben beschrieben, konzentriert sich Arbi nach seinem Ausstieg aus der jihadistischen Jugendszene auf die Absolvierung seiner Schullaufbahn. Nach erfolgreicher Matura beginnt er ein Studium und wird gleichzeitig berufstätig. Seine Prioritäten liegen heute auf seinem Studium und Beruf, einem guten Einkommen und späterer Familiengründung.

„Eigentlich so, das alltägliche Leben ist so wichtiger geworden als damals so. Halt damals habe ich nicht an das Leben gedacht, sondern dachte nur so an die Zukunft so und an irgendwelche Ideen und Ideologien und heutzutage denkt man sich, okay, ich will einfach leben so (*lacht*). Wohnung haben, keine Ahnung so, gutes Geld, Einkommen, dass es einem gut geht, dass es den Kindern gut geht, wenn man Kinder dann bekommt, dass es der Familie gut geht, das ist für mich.“ (I1/47:19 ff.)

Er zeigt sich froh, über seine verschiedenen Lebensbereiche in Freundeskreise integriert zu sein, in denen sich Menschen mit unterschiedlicher Herkunft und aus unterschiedlichen sozialen Milieus finden.

5.7. Rolle der Jugendarbeit in der Verlaufsdynamik von der Zugehörigkeit zu und dem Ausstieg aus der jihadistischen Jugendszene

Obgleich Arbi die Rolle der Offenen Jugendarbeit in seinem Leben nur wenig thematisiert, soll an dieser Stelle dennoch gesondert auf deren Einfluss eingegangen werden. Er erwähnt von sich aus, dass die Jugendlichen seiner ehemaligen, jihadismusaffinen Clique bestimmte Jugendeinrichtungen aufsuchten, um dort ihre Freizeit zu verbringen, geht aber erst auf Nachfrage des Interviewers ein Stück genauer darauf ein, wie er selbst die Jugendarbeit erlebte.

Über den oben erwähnten Freund, der sich später als Kritiker des Jihadismus entpuppen sollte, lernt er ein Jugendzentrum in seiner Stadt kennen – es ist unbekannt, wie alt Arbi zu diesem Zeitpunkt ist. Er besucht es aber nur selten und schließlich gar nicht mehr, als seine wichtigste Clique andere Teile der Stadt für sich entdeckt. Die Peergroup frequentiert im Laufe der Zeit unterschiedliche Jugendeinrichtungen in verschiedenen Gegenden. In jenes Jugendzentrum, das die Clique am häufigsten besucht (nahezu täglich), wird laut Arbi schließlich der ganze Freundeskreis verlegt. Zu diesem Zeitpunkt ist er 16 oder 17 Jahre alt.

Nach seinem Verhältnis zu den Jugendarbeiter*innen der Einrichtung gefragt, hält Arbi fest, dass er ganz grundsätzlich älteren Personen immer mit „hundertprozentigem Respekt“ (I1/27:4) begegnet sei. So habe er beispielsweise davon Abstand genommen, vor den Jugendarbeiter*innen zu schimpfen oder zu rauchen. Die Jugendarbeiter*innen beschreibt er als „eh immer cool“ (I1/27:11). Er habe mit ihnen z. B. über seine Pläne hinsichtlich Ausbildung und Studium gesprochen und sei darin von ihnen bestärkt worden.

„Und ich war so, keine Ahnung, einer, glaub ich, der wenigen, der in einem Gymnasium war damals und Pläne hatte zu studieren und alles Mögliche. Und ich hab immer diese Ideen denen erzählt und die fanden das immer voll cool und so, haben versucht so, das zu unterstützen und so. Ja, mach das, mach dies. Haben mich immer beraten auch, was es für Möglichkeiten gibt und so alles.“ (I1/27:13 ff.)

Es ist nicht näher bekannt, wie weit die Unterstützung bzw. Beratung ging. Arbis Ausführungen im Interview deuten aber darauf hin, dass er es damals als bestätigend und ermutigend erlebt haben dürfte, durch erwachsene Respektspersonen seine Pläne für realistisch und gut befunden zu bekommen. Die Jugendarbeiter*innen boten ihm insofern einen Resonanzraum für seine Ideen. Sie reihen sich neben Arbis Herkunftsfamilie und manche seiner Lehrer*innen unter die erwachsenen Bezugspersonen des Biografen ein, die ihn in Hinblick auf seine Ausbildungspläne bestärkten und diese als realistisch und umsetzbar erscheinen ließen. Die Kontakte zur Offenen Jugendarbeit unterstützten in Arbis Fall eine Lebensperspektive, die, wie weiter oben ausgeführt wurde, nicht unwichtig für seine Abwendung von der jihadistischen Szene und seiner damaligen Peergroup war.

Insgesamt schätzt Arbi sein persönliches Verhältnis zu den Jugendarbeiter*innen während dieser Zeit allerdings als nicht sehr intensiv ein.

„Also ich hab, ich war nie wirklich in einem Jugendzentrum oft genug, dass ich quasi ein, wie soll ich sagen, ein freundschaftlicheres Verhältnis zu Jugendarbeitern hatte. Ich war immer dort, sie kannten mich, wir haben, waren immer freundlich zueinander, haben uns gegrüßt, haben miteinander ein bisschen gesprochen.“ (I1/28:8 ff.)

Auf die Frage, ob sich im Jugendzentrum Gespräche mit den Jugendarbeiter*innen bezüglich der damaligen Einstellung von Arbi und seinen Freunden ergeben hätten, gibt er an, dass es auch im Beisein der Jugendarbeiter*innen immer wieder zu einschlägigen Aussagen von Jugendlichen gekommen sei. Der Biograf betont, dass die Jugendarbeiter*innen in solchen Situationen aus seiner Sicht wohl sehr vorsichtig mit ihren eigenen Aussagen waren, um die Jugendlichen nicht mit bestimmten Themen „abzuschrecken“ (I1/28:39). Er glaubt, bemerkt zu haben, dass sie mit der Einstellung mancher Jugendlicher gar nicht einverstanden waren,

aber sich eher darum bemühten, nicht zu sehr dagegenzuhalten, um „die Konversation noch am Leben zu halten“ (I1/28:36). Dies würde dem in der Jugendarbeit gängigen fachlichen Ansatz der kritisch akzeptierenden Haltung entsprechen, Jugendlichen, die fanatische und menschenfeindliche Aussagen tätigen, zwar eine Gegenmeinung zu präsentieren, aber sie nicht in einer Art zu konfrontieren, die einen Beziehungsabbruch wahrscheinlich machen würde. Arbi selbst evaluiert retrospektiv die Gesprächsstrategie der Jugendarbeiter*innen in der Auseinandersetzung mit den fanatisierten Jugendlichen aus seiner damaligen Szene als richtig:

„Ich find es vorbildhaft, weil ich habe auch mit der Zeit verstanden ahm, dass je mehr ich darüber diskutiere, je mehr ich versuche, jemanden von etwas abzuhalten, desto stärker wird er darin so [...]“ (I1/29:36 ff.)

Nach seiner Einschätzung gefragt, inwieweit die Jugendarbeiter*innen stärker Einfluss auf die Meinungen und Einstellungen der IS-affinen Jugendlichen hätten nehmen können, äußert sich der Biograf eher zurückhaltend. Er meint, dass dies auf direktem Weg kaum möglich wäre. Vermutlich hängt es mit seinen persönlichen Erfahrungen zusammen, dass er im Aufzeigen alternativer Lebenswege und Perspektiven abseits der extremistischen Szene, etwa im Bereich von Ausbildung und Schule, die größten Chancen für Jugendarbeiter*innen sieht, um bei Jugendlichen eine Abkehr von fanatischen Milieus zu bewirken.

Arbi bestätigt damit indirekt noch einmal die Hypothese, dass in seinem Fall realistische Lebenschancen und Perspektiven in Hinsicht auf Ausbildung und Beruf stark zur Distanzierung vom jihadistischen Milieu beitragen. Einrichtungen der Jugendarbeit werden als soziale Orte erkennbar, an denen auch der Biograf Bestärkung in seinen Plänen für eine aufstiegsorientierte Normalbiografie erfahren hat.

5.8. Analyse des persönlichen Beziehungsnetzwerks während der Zugehörigkeit zur jihadistischen Jugendszene

Im Folgenden soll das Beziehungsnetzwerk Arbis zum Zeitpunkt seiner Zugehörigkeit zum jihadistischen Milieu dargestellt und das Gespräch mit dem Biografen zu seiner Zeichnung (Netzwerkkarte) zusammengefasst werden.

Gesamtgestalt des Netzwerks zum Zeitpunkt der Zugehörigkeit zur jihadistischen Jugendszene

Die Netzwerkkarte weist neben dem auf der Karte zentral positionierten „ICH“ zehn weitere Positionen bzw. Akteur*innen auf. Es fällt auf, dass Arbi dabei gleich sechs Institutionen bzw. Organisationen anführt. Daneben finden noch

drei Personengruppen und eine Einzelperson Erwähnung. Zwischen den einzelnen Positionen in seinem Beziehungsnetzwerk zieht der Biograf eine Vielzahl an unterschiedlichen Verbindungen, sodass gleich mehrere Akteur*innen im Netzwerk den Charakter eines Knotenpunktes zwischen den einzelnen Positionen erhalten. Die Positionen wurden von Arbi in folgender Reihenfolge in die Netzwerkkarte eingetragen: seine jihadismusauffine Peergroup mit drei namentlich genannten Akteuren, die allerdings zu einer Gruppe zusammengefasst sind; bereits an zweiter Stelle die verschiedenen Einrichtungen der Jugendarbeit, die für Arbi relevant waren (zusammengefasst zu einer Position im Netzwerk); die Organisation „Islamischer Staat“; der jihadismuskritische beste Freund; Arbis Familie; die Schule; die Social-Media-Plattform Facebook; eine Moschee aus dem jihadistischen Spektrum; eine andere Moschee; ein Boxverein.

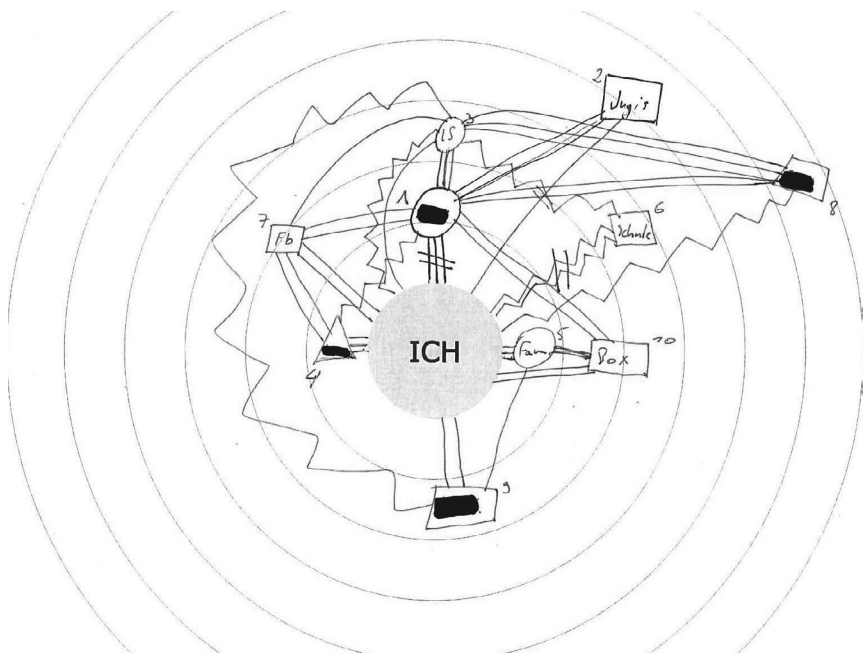


Abb. 4: Arbis Beziehungsnetzwerk in der extremistischen Lebensphase (Teile zur Anonymisierung des Falles geschwärzt)

Der Biograf erinnert beim Zeichnen seines Beziehungsnetzwerks während seiner Zeit in der jihadistischen Szene zuerst seine drei wichtigsten jihadismusauffinen Peers aus dieser Lebensphase. Die Jugendlichen werden als einheitliche Gruppe dargestellt, sie erwecken dadurch den Eindruck einer geschlossenen Einheit. Arbi zeichnet diese Peergroup sehr nahe an seinem damaligen „ICH“ ein und verbindet sie mit sich selbst durch drei gerade Linien die den höchstmöglichen Grad einer

positiven Verbindung symbolisieren. Er erinnert sich, mit den drei Jugendlichen, die er explizit als seine Freunde bezeichnet, viel Zeit verbracht zu haben. Resümierend sagt er: „[...] zusammen haben wir uns überzeugt von ISIS.“ (I1/41:12).

Oberhalb seiner Peergroup zeichnet Arbi die Organisation „Islamischer Staat“ als Gruppe ein. Das Verhältnis zwischen seinen Freunden und der jihadistischen Organisation charakterisiert er ebenfalls als sehr stark positiv. Dabei fungiert die Peergroup in seiner zeichnerischen, retrospektiven Darstellung zunächst als Brücke bzw. Knotenpunkt zwischen dem Islamischen Staat und ihm selbst. Arbis „ICH“ wird von ihm zusätzlich direkt mit dem Islamischen Staat durch eine einfache gerade Linie verbunden, diese ergänzt er aber um eine gezackte Linie zwischen sich selbst und dem Islamischen Staat. Er beschreibt sein Verhältnis zu der Organisation also als deutlich ambivalenter als dasjenige zwischen den Freunden und dem Islamischen Staat. Der Biograf erklärt das so:

„[...] wenn ich ISIS jetzt als Person sehe, dann hatten wir zwar kein Verhältnis zueinander, aber indirekt irgendwie schon. Sie haben zwar versucht, mehrere Menschen so anzusprechen, aber gleichzeitig mich persönlich angesprochen. Und ich fand sie halt so quasi Halbvorbilder, aber auch gleichzeitig so, die bauen gerade Scheiße so, im Prinzip ja.“ (I1/42:14 ff.)

Wie stark diese Darstellung durch Arbis spätere Distanzierung von der jihadistischen Ideologie überformt wird, ist nicht näher bestimmbar. Festzuhalten ist jedoch, dass in seiner Erinnerung die Verbindung der Freunde zum Islamischen Staat deutlich stärker und weniger widersprüchlich war als seine eigene. Der Islamischen Staat tritt Arbi gegenüber nicht verkörpert über Personen auf, sondern eher als Idee bzw. über seine verschiedenen Propagandaprodukte. Um auf diesen Punkt genauer zu erläutern, werden die Positionen 7 (Facebook) und 8 (Moschee aus dem jihadistischen Milieu) hier in der Darstellung vorgezogen.

Die Social-Media-Plattform Facebook fungiert in der Zeichnung des Biografen als Knotenpunkt zwischen Arbis „ICH“ und gleich drei anderen Akteur*innen in seinem damaligen Beziehungsnetzwerk, nämlich seiner Peergroup, dem Islamischen Staat und seinem jihadismuskritischen besten Freund. Facebook ist mit Arbi, seiner Peergroup und seinem besten Freund (Position 4) durch jeweils zwei gerade Striche verbunden, die eine relativ starke positive Bezugnahme ausdrücken. Das Verhältnis zwischen Facebook und dem Islamischen Staat charakterisiert der Biograf durch eine gerade Linie, d. h. zwar eher als schwach, aber positiv. Er erklärt das folgendermaßen:

„[...] damals war es voll im Trend. Facebook. Ich will, durch Facebook-, also ist es quasi richtig zu sagen, dass Facebook ein gutes Verhältnis zu ISIS hatte, weil alle meine Postings über IS waren (*lacht*), das wäre so, schon irgendwie oder nicht? Weil mein persönliches Facebook war ja das so.“ (I1/44:35 ff.)

Auch wenn der Biograf wohl offensichtlich nicht meint, dass Facebook als Unternehmen direkt mit dem Islamischen Staat in Kontakt stand, so weist das Zitat darauf hin, dass die Kontakte des Biografen sowohl zu medialen Produkten als auch den Sympathisant*innen des sogenannten Islamischen Staates vorrangig online (über Facebook) verlaufen sind. Dabei tritt Arbi auch als Prosumer auf, also gleichzeitig als Konsument und Produzent von IS-affinem Content (vgl. Fielitz 2020, S. 105).

Ein zweiter Knotenpunkt zwischen Arbi, seiner Peergroup und dem Islamischen Staat findet sich im Netzwerk in Form einer Moschee aus dem jihadistischen Spektrum (Position 8). Diese Moschee nimmt allerdings in der Netzwerkkarte unter allen Akteur*innen die am weitesten vom „ICH“ entfernte Position ein. Die Verbindung zu Arbi ist mit einer einzigen gezackten Linie eingezeichnet, die zur damaligen Peergroup des Biografen mit zwei gerade Linien und die zum Islamischen Staat sogar mit drei geraden Linien. Es handelt sich dabei um die oben bereits thematisierte Moschee, die der Biograf seinen Angaben zufolge nur einmal einem seiner jihadismusaffinen Freunde zuliebe besuchte. Er betont beim Anfertigen des Netzwerks, dass ihm diese Moschee eher unwichtig und sein Verhältnis zwar eher schlecht, aber auch nicht sehr schlecht gewesen sei, was er durch eine einzelne gezackte Linie zum Ausdruck bringt. Inwieweit Arbis reserviertes Verhältnis zu dieser Moschee dazu beigetragen haben könnte, seinen Radikalisierungsprozess anders als jene seiner Freunde verlaufen zu lassen, die seiner Einschätzung nach ein engeres Verhältnis zur Moschee hatten, kann hier nur gemutmaßt werden. Diese Institution stellt in Arbis Netzwerkkarte jedenfalls den einzigen offensichtlichen Ort dar, an dem die Jugendlichen damals offline in direktem Kontakt mit erwachsenen Personen aus der jihadistischen Szene waren.

Position 2 im Beziehungsnetzwerk des Biografen nehmen die Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit ein, die Arbi seinerzeit besuchte. Das erstaunt zunächst insofern, als er die zu einer Kategorie zusammengefassten Jugendzentren sehr weit vom „ICH“ entfernt verortet und auch nur eine gerade Linie zwischen sich und den Einrichtungen zieht, um den Grad der Verbundenheit auszudrücken. Erklärt werden kann die frühzeitige Visualisierung der Offenen Jugendarbeit im Netzwerk wahrscheinlich dadurch, dass sie direkt im Anschluss an die jihadistische Peergroup eingezeichnet ist und es Arbi zufolge zwischen den Freunden und den Jugendzentren ein stark positives Verhältnis (drei gerade Linien) gibt. Wie bereits aus dem vorherigen Interview bekannt ist, beruht Arbis eigene Verbindung zur Offenen Jugendarbeit vorrangig darauf, dass verschiedene Jugendzentren beliebte Treffpunkte seiner Freunde waren. Dies deutet darauf hin, dass manche Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit Treffpunkte für Jugendliche aus der jihadismusaffinen Szene waren und die Jugendarbeiter*innen damit Zugänge zu ihnen erschließen konnten. Die Erfahrungen von Jugendarbeiter*innen machen aber auch deutlich, dass bei fortschreitender Radikalisierung der Kontakt meist abreißt (vgl. Mayrhofer/Neuburg 2019, S. 27).

An vierter Position in Arbis Beziehungsnetzwerk ist sein damals bester Freund eingezeichnet, der außerhalb der Szene steht. Es fällt auf, dass dieser Freund noch vor Arbis Familie Erwähnung findet (Position 5) und fast exakt so nahe wie die Familie am „ICH“ positioniert ist, d. h. ein Stück näher als die Peergroup aus der jihadistischen Szene. Die Verbindung zwischen Arbi und diesem Freund ist mit drei geraden Linien als bestmöglich charakterisiert, zusätzlich ist er mit ihm noch über den Knotenpunkt Facebook verbunden. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass der Biograf auch online nicht vollständig in einer jihadismusaffinen Echo-kammer isoliert war. Wie und ob der Freund sich auch online kritisch gegenüber der IS-Ideologie äußerte, geht aus dem Interview nicht hervor. Im Netzwerk wird der Freund in der Nähe der Peergroup des Biografen dargestellt, allerdings ist die Verbindung zwischen ihnen mit einer gezackten Linie als eher schlecht gekennzeichnet. Die Zeichnung bringt somit das Spannungsverhältnis, in dem sich der Biograf befand, deutlich zum Ausdruck: Sowohl der Freund als auch die Peergroup sind ihm sehr nah, stehen aber in einem schlechten Verhältnis zueinander.

Erst an fünfter Stelle zeichnet der Biograf seine Familie (Vater, Mutter und die vier Schwestern) ein und liefert im Gespräch dazu gleich eine Erklärung. Die Familie finde erst nach Beschreibung der szenerelevanten soziale Zusammenhänge (Freunde, Islamischer Staat, Facebook) Erwähnung, da sie nicht zu diesem Bereich gehöre: „Die Familie, die hatte also jetzt wenig zu tun mit denen, aber die war für mich halt das Ein und Alles eigentlich.“ (II/43:2 f.). Wie viel seine Familie dem Biografen auch in dieser Zeit bedeutete, drückt er damit aus, dass sie von allen Positionen im Beziehungsnetzwerk dem „ICH“ am allernächsten steht und außerdem durch drei gerade Linien verbunden ist.

Seine Schule zeichnet der Biograf nach der Familie ein. Die Schule steht vom „ICH“ des Biografen ca. gleich weit entfernt wie der sogenannte Islamische Staat, die Beziehung zur Schule wird mit zwei gezackten Linien zugleich als eindeutig schlecht charakterisiert. Arbi deutet den Grund dafür in Form einer gezackten Linie direkt zwischen Schule und Islamischem Staat an. Er habe die Schule als IS-kritischen Ort wahrgenommen und sei dort als IS-Anhänger „ein komplett fremder Typ“ (II/43:11) gewesen – und entsprechend auf Opposition zur Schule gegangen. Darüber hinaus habe er sich in der Schule, unter die er sowohl Lehrer*innen als auch Mitschüler*innen subsumiert, auch wegen seiner ethnischen Herkunft und seiner Religionszugehörigkeit als Außenseiter bzw. als angefeindet erlebt. Auch wenn der Biograf sein damaliges Gefühl aus heutiger Sicht als „Paranoia“ bezeichnet (II/43:20), so erinnert er sich an dieser Stelle auch an manifeste Aussagen von Lehrer*innen, die zumindest zum Teil durchaus als diskriminierend eingestuft werden können.

Es ist ausdrücklich zu betonen, dass der Biograf zwischen den Jugendeinrichtungen und dem Islamischen Staat keine direkte Verbindung herstellt, obwohl er während des Interviews darauf zu sprechen kommt, dass die Jugendarbeiter*innen für ihn damals merklich Probleme mit der Ideologie und der Praxis des Islamischen Staates hatten. Von Diskriminierungen durch Mitarbeiter*innen der Jugendarbeit berichtet der Biograf nicht, er zeichnet die Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit auch nicht in einem Spannungsfeld zwischen sich und dem Islamischen Staat stehend ein – im Gegensatz zur Schule. Dies dürfte neben dem durchaus unterschiedlichen professionellen Beziehungsangebot von Jugendarbeiter*innen im Vergleich zu Lehrer*innen auch mit dem fachlichen Grundsatz einer kritisch akzeptierenden Haltung den Jugendlichen (nicht aber der menschenfeindlichen Ideologie) gegenüber zu tun haben. Offene Jugendarbeit erreicht damit teils sich radikalisierende Jugendliche, die von anderen Angeboten weniger oder nicht erreicht werden.

Als vorletzten Akteur erfasst der Biograf in seinem retrospektiven Beziehungsnetzwerk eine zweite Moschee in einem anderen Teil der Stadt. Diese Moschee zeichnet er weitab von der bereits erwähnten jihadistischen Moschee ein, sie ist auch deutlich näher am „ICH“ positioniert und wird zu diesem durch zwei gerade Linien in ein gutes Verhältnis gebracht. Die Moschee hatte Arbi zufolge ein schlechtes Verhältnis zum Islamischen Staat, aber ein gutes zu seiner Familie, und zwar insbesondere zu seinem Vater.

Arbi schließt seine Zeichnung mit Position 10 ab, die mehrere Einrichtungen zusammenfasst. Konkret geht es um Boxclubs, die der Heranwachsende besuchte. Zu dieser Kategorie, die nur unwesentlich weiter weg vom „ICH“ eingezeichnet ist als die zweite Moschee, bestehen gleichermaßen sehr gute Verbindungen aus Arbis Richtung, aus Richtung seiner jihadistischen Peergroup und von seiner Familie her, denn sein Vater habe ihm zu diesem Sport geraten. Laut dem Biografen waren Boxclubs zwar Orte, an denen sich u. a. auch Jugendliche trafen, die Sympathien für den Islamischen Staat hegten, allerdings seien diese Themen dort nicht präsent gewesen. Denn durch die Trainer sei der Aufenthalt im Club immer stark auf das Training fokussiert gewesen und längere Gespräche und Plaudereien während der Übungen seien eher nicht so gerne gesehen gewesen.

Beziehungsdynamiken und -veränderungen

Die Veränderungen innerhalb von Arbis Beziehungsnetzwerk nach seinem Bruch mit der jihadistischen Jugendszene betreffen Akteure und Einrichtungen aus der jihadistischen Szene, aber auch Positionen abseits davon. Einige Beziehungsabbrüche zeichnet der Biograf in die Netzwerkkarte ein, von anderen erzählt er nur mündlich.

Die Distanzierung von seiner jihadismusaffinen Peergroup kommt neben der Vermeidung von Offlinekontakten auch darin zum Ausdruck, dass Arbi Facebook kaum mehr nutzt, ohne allerdings sein Profil vollständig stillzulegen. Er resümiert, dass soziale Medien nun bei weitem nicht mehr den Stellenwert in seinem Leben haben wie zur Zeit in der IS-affinen Szene. Zu seinem Bruch mit dieser Szene gehörte auch, niemals wieder einen Fuß in die einschlägige Moschee zu setzen. Die zweite in der Netzwerkkarte eingezeichnete Moschee erwähnt Arbi zwar als in guter Erinnerung, er besuche aber heute für das Gebet eher eine andere, größere Einrichtung und zusätzlich eine tschetschenisch geprägte Moschee.

Zu seiner Schule hat Arbi nach Abschluss der Matura naheliegenderweise keinen Kontakt mehr, in der Zeit zwischen Szeneausstieg und Maturaabschluss aber sehr wohl, und zwar auch mit deutlich gebesserter Beziehung. An die Stelle der Schule ist heute die Universität gerückt, was der Biograf aber nicht explizit in der Netzwerkkarte festhält. Jugendeinrichtungen besucht Arbi seinen Ausführungen zufolge kaum noch. Zum heutigen Zeitpunkt dürfte er diesem spezifischen Angebot schon entwachsen sein. Ebenfalls an Wichtigkeit abgenommen haben die Trainings im Boxclub, auch wenn der Biograf damit nach wie vor nur Positives verbindet.

Verglichen mit der ursprünglich gezeichneten Situation räumt der junge Mann seiner Familie gegenwärtig sogar noch höhere Bedeutung ein. Gleiches gilt für seinen besten, jihadismuskritischen Freund, den Arbi nunmehr genau genommen als Teil seiner Familie betrachtet.

Interessant erscheint, dass der Biograf seine ehemalige Verbindung zum sogenannten Islamischen Staat in der Betrachtung und Benennung der Veränderungen in seinem Netzwerk nicht mehr gesondert aufgreift. Diese Organisation, zu der der Biograf nach vorliegendem Wissensstand auch keinen direkten Kontakt hatte, löst sich als Position in seinem Netzwerk gleichsam auf, sobald die Kontakte zur jihadismusaffinen Peergroup und der einschlägigen Moschee beendet sind sowie Facebook weitgehend gemieden wird.

5.9. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren

Die Fallrekonstruktion von Arbis Lebensgeschichte soll mit der Herausarbeitung von Risiko- und Resilienzfaktoren, die im biografischen Verlauf erkennbar werden, abgeschlossen werden. Dabei wird auch den Wirkzusammenhängen zwischen den unterschiedlichen Faktoren besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Fallstudie „Arbi“: Risiko-/Resilienzfaktoren

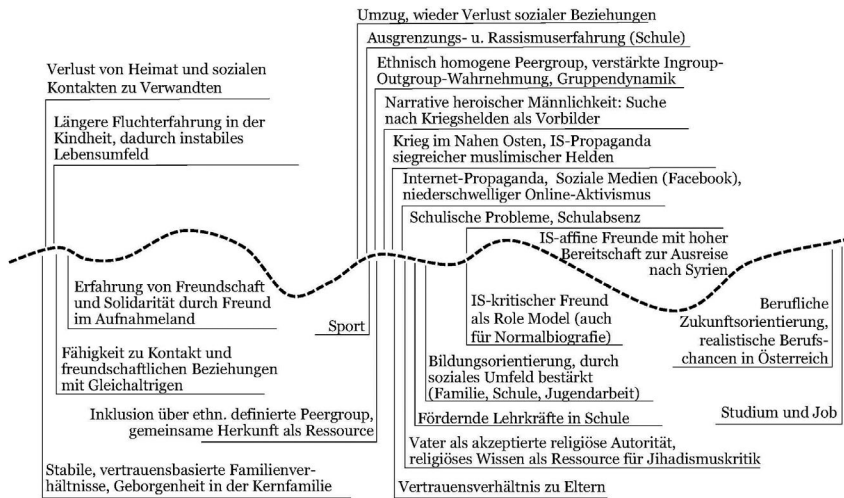


Abb. 5: Grafische Darstellung des Zusammenwirkens von Risiko- und Resilienzfaktoren in Arbis Lebensverlauf

Von Beginn an ist Arbis Leben vom Aufwachsen im Kreis einer stabilen Kernfamilie geprägt. Die Beziehung zu seinen Eltern erscheint durchgehend als positiv und von gegenseitigem Vertrauen und Zuneigung geprägt. Auf seine Schwestern geht der Biograf im Laufe des Interviews nicht näher ein, sie scheinen einerseits selbstverständlicher Teil seines Lebensmittelpunkts, der Familie, zu sein, andererseits gewinnen sie in der Lebensdarstellung für sich allein aber auch keine besondere Stellung. Sein Familienverbund erweist sich im Laufe von Arbis Leben immer wieder als wichtige Ressource und stellt auch einen zentralen Resilienzfaktor dar, als der jugendliche Arbi schließlich beginnt, mit dem Islamischen Staat zu sympathisieren. Zum einen bietet die nicht der IS-Ideologie zugewandte Familie eine starke Beziehungsbasis und ein positives Zugehörigkeitsangebot, dem der Biograf zentrale Bedeutung gibt. Er verfügt permanent über ein essenzielles alternatives Zugehörigkeitsangebot zur IS-affinen Peergroup. Zum anderen findet er innerhalb der Familie Ansprechpersonen in religiösen wie auch politischen Fragen und damit bezüglich dieser Bereiche glaubwürdige, alternative Sichtweisen, die ein Korrektiv zur Propaganda des Islamischen Staates darstellen.

Noch während seiner Kindheit widerfährt dem Biografen eine massive Destabilisierung seiner Lebenswelt und seiner sozialen Einbettung. Die Flucht der Familie aus dem Kaukasusgebiet nach Europa erinnert Arbi als schlimme Erfahrung, mit ihr geht eine längere Phase der Unsicherheit einher, denn die gesamte soziale und ökonomische Basis der Familie ist in Frage gestellt, es bleibt längere

Zeit unklar, in welchem Land sie sich eine neue Existenz aufbauen wird können. Zudem ändert sich das soziale Umfeld Arbis wiederholt und mutmaßlich sehr abrupt. Als stabiles Element zeigt sich die Kernfamilie, die ihm während der Flucht als vertrautes soziales Umfeld erhalten bleibt. Teilweise zeigt sich auch das erweiterte Verwandtschaftsnetzwerk als stärkender Bezugspunkt, insbesondere wenn Arbi Rückhalt bei seinen Cousins findet, auf die er auf der Flucht trifft. Dem Biografen kommt auch seine persönliche Fähigkeit zugute, mit den sich mehrfach ändernden sozialen Gegebenheiten in den verschiedenen Unterkünften für Asylwerber*innen und den unterschiedlichen Wohnorten in Österreich zurechtzukommen, sich in Gruppen von Gleichaltrigen zu integrieren und neue Freunde zu finden.

Einerseits deutet sich schon in Arbis Kindheit seine Kompetenz an, mit Personen – etwa den „Einheimischen“ in Österreich – in Beziehung zu treten, die aus differierenden sozialen und kulturellen Kontexten kommen und einen anderen Erfahrungshorizont aufweisen als er selbst. Diese soziale Kompetenz braucht zugleich ein soziales Umfeld in der Aufnahmegesellschaft, das ihm Möglichkeiten des Anschlusses und der Teilhabe eröffnet, das also auch ausreichend bereit ist, mit ihm in eine anerkennende Beziehung zu treten. Andererseits lässt die Fallrekonstruktion ein Muster in Arbis Copingstrategien deutlich werden, das sich mit der jihadistischen Szene sowohl als Risikofaktor als auch als Schutzfaktor entfalten wird: Der Biograf stabilisiert seine persönliche Lebenssituation, sein Selbstkonzept und seinen Selbstwert stark über seine Einbindung in Gruppen von gleichaltrigen Jugendlichen und durch die Orientierung an einzelnen Freunden als Role Models. Dabei nimmt er gerne auch die Rolle eines Vize-Anführers ein, also die hierarchische Position gleich nach der wichtigsten oder tonangebenden Person in der Gruppe. Die eigene Willensbildung dürfte somit ebenfalls in höherem Ausmaß an dieser tonangebenden Person orientiert sein – ob sich dies schlussendlich als Chance oder Risiko entfaltet, hängt stark davon ab, wessen Gefährte der Biograf wird.

Nach einem Wohnortwechsel erweist es sich für den Biografen als schwierig, in seiner neuen Schule und dem ungewohnten Umfeld sozialen Anschluss zu finden. Arbi erfährt Ablehnung und zieht sich als Reaktion darauf auch selbst ein Stück weit zurück. Allerdings findet sich in der Stadt, in der Arbi nun lebt, auch eine größere Anzahl an Gleichaltrigen, die seine tschetschenische Herkunft teilen und/oder muslimischen Glaubens sind. Diese Kontakte entlang ethnischer und religiöser Merkmale bieten sich dem Biografen an, um sich am neuen Wohnort wieder in eine Gruppe gleichaltriger Jugendlicher integrieren zu können. Arbi nutzt diese Möglichkeit, die sich ihm auftut.

Auch Onlinebekanntschaften schließt er in dieser Phase primär entlang der genannten Kriterien. Dieser Zugang soll sich als Risikofaktor erweisen, denn damit umgibt sich der Biograf hauptsächlich mit Jugendlichen, die zu diesem Zeitpunkt auch eine Zielgruppe für jihadistische Propaganda der Organisation

des Islamischen Staates sind. Die politisch-religiösen Botschaften des Islamischen Staates werden in dieser Jugendszene rezipiert und dies führt zu einer Dynamik, in deren Verlauf sich eine jugendliche Sympathisant*innenszene jihadistischen Bewegungen gegenüber herausbildet. Soziale Medien und Internet wirken dabei als Katalysator dieser Entwicklungen. Am Beispiel von Arbi lässt sich verdeutlichen, wie niederschwellig sich dadurch der Zugang von Jugendlichen zu IS-affinen Inhalten gestaltet. Zusätzlich zu seinem Umfeld im Offline lernt er Gleichgesinnte im Internet kennen und kann sich so unkompliziert und potenziell rund um die Uhr mit diesen austauschen. Offline- und Onlineszene gehen dabei teils nahtlos ineinander über und es entsteht insgesamt ein Resonanzraum, in dem jihadistische Meinungen verstärkt wiedergegeben und reproduziert werden. Zusätzlich erlauben die Social-Media-Kanäle den jugendlichen IS-Sympathisanten, sehr schnell und einfach selbst für den Islamischen Staat aktiv zu werden, indem Inhalte geteilt, repostet oder selbst erstellt werden können.

Als gemeinsamer Risikofaktor der Jugendlichen wirken auch tatsächlich erfahrene und/oder subjektiv empfundene Diskriminierungen aufgrund von Herkunft und Religionszugehörigkeit. Dies bewirkt auch bei Arbi Prozesse der graduellen Entfremdung von der Gesellschaft, in der er lebt. Es sind beispielsweise rassistische Aussagen mancher Lehrpersonen, die beim Biografen den Eindruck vertiefen, dass er in Österreich nicht willkommen ist, ein Außenseiter bleiben muss. In der Folge kommt es bei ihm zu einer starken Betonung tschetschenischen Nationalbewusstseins als greifbares Angebot, um die eigene Identität damit zu ergänzen bzw. aufzuwerten und sich einer kollektiven Identität verbunden fühlen zu können.

Der Biograf findet unter den jihadismusaffinen Jugendlichen Freunde und gleichaltrige Role Models, nach denen er im Verlauf seiner Jugend immer wieder gesucht hat. Die starke Orientierung an gleichaltrigen Peers, die in der Phase der Adoleszenz nicht unüblich ist, erweist sich im Fall des Biografen somit zunächst als Risikofaktor. Seine Bereitschaft, auch Freundschaften zu Jugendlichen außerhalb der Szene weiterzuführen, verhindert aber seine vollkommene Abschottung in der Szene und erhält ihm alternative Beziehungs- und Anerkennungsangebote sowie gleichaltrige Vorbilder. Konkret entfaltet letztendlich ein jihadismuskritischer, gleichaltriger Freund die überzeugendste Vorbildfunktion in seinem jugendlichen Umfeld und wird für den Biografen zum sozialen Ankerpunkt außerhalb der Szene. Der Freund lebt Arbi eine andere Sichtweise und einen alternativen Lebensweg vor, die an in der Sozialisation erworbene Orientierungen und Lebensziele des Biografen anschließen können (vor allem auch bezüglich einer bildungs- und aufstiegsorientierten Normalbiografie – s. u.). Dies scheint für den endgültigen Ausstieg des Biografen aus der IS-affinen Szene von großer Bedeutung gewesen zu sein. Hierbei muss allerdings auch beachtet werden, dass der alternative Lebensweg in Arbis Fall auf realistische Rahmenbedingungen zur Verwirklichung traf.

Eine weitere Person, die als Vorbild und Ratgeber in Arbis Leben wirksam wurde, ist sein Vater. Als studierter Experte in Glaubensfragen gilt er seinem Sohn als unumstößliche Autorität in religiösen Angelegenheiten. Wichtig erscheint hier aber zusätzlich, dass die Erzählungen des Biografen auf ein großes Vertrauensverhältnis und eine gute Gesprächsbasis zwischen Vater und Sohn verweisen. Erst durch diesen Faktor (Vertrauensperson) erscheinen sich dem Vater gute Chancen zu eröffnen, bei seinem Sohn durch Bezugnahme auf sein theologisches Wissen eine kritische Sichtweise auf die jihadistische Bewegung anzuregen. Essenziell dafür dürfte auch gewesen sein, dass sich aus Arbis Erzählungen eine pädagogische Umsicht des Vaters bei den Gesprächen mit seinem Sohn ableiten lässt, indem anstatt direkter Angriffe auf die IS-Ideologie eher aus religionshistorischer Perspektive dahinterliegende Mechanismen verdeutlicht werden, die den Wahrheitsanspruch der Strömung relativeren und auf dezente Weise neue Deutungsangebote eröffnen.

Insgesamt wird deutlich, dass Arbi auch während seiner Phase in der IS-Szene nie den Kontakt zu jihadismuskritischen Personen und Institutionen verloren oder vollständig abgebrochen hat. In der Netzwerkkarte findet sich beispielsweise neben dem eigenen Vater mit der zweiten Moschee eine weitere Position im Beziehungsnetzwerk, die aufgrund religiöser Autorität gegen die IS-Ideologie agiert. Im konkreten Fall erweist es sich als hilfreich, dass der Biograf bereits die religiösen Praktiken anderer Moscheen kennt und die jihadismusauffine Moschee-Einrichtung als nicht den vermittelten Vorstellungen von einer korrekt geführten Moschee entsprechend identifizieren kann. Auf Basis seiner religiösen Bildung kann der Biograf auch die angebotene Literatur in der einschlägigen Moschee als zweifelhaft erkennen. Propagandavideos des Islamischen Staates mit Enthauptungs- bzw. anderen Hinrichtungsszenen laufen seinem Islamverständnis zuwider und lösen in ihm Zweifel am Islamischen Staat aus. In Arbis Fall eröffnen sein Wissen um die Quellen seiner Religion sowie um ihre wichtigsten Grundpfeiler zusätzliche Möglichkeiten, zu fanatischen Interpretationen des muslimischen Glaubens und menschenfeindlichen Leseweisen seiner Quellen auf Distanz zu gehen. Ob dies allein als Resilienzfaktor ausgereicht hätte, darf bezweifelt werden, allerdings unterstützte seine religiöse Bildung vermutlich die Wirksamkeit der anderen zentralen Resilienzfaktoren.

Als ein sehr wichtiger Schutzfaktor stellt sich in der Fallrekonstruktion die bildungsorientierte Grundeinstellung des Biografen dar. Dabei erscheint der Weg über den Schulabschluss hin zum Studium für Arbi auch immer eine realistische Perspektive gewesen zu sein. Von unterschiedlicher Seite erhält er Zuspruch für seine Pläne. Sein Vater verkörpert zudem als Person die Möglichkeit einer akademischen Laufbahn und in der Familie erfährt der Biograf insgesamt Unterstützung für sein Ausbildungsziel. In diesem Zusammenhang ist aber auch die Rolle von Akteur*innen im schulischen Bereich hervorzuheben, die Arbi auf seinem Weg zum Abschluss aktiv unterstützen. Nicht zuletzt spielt auch die

Offene Jugendarbeit eine Rolle, denn auch dort finden sich erwachsene Bezugspersonen, die den Biografen darin bestärken, seinen Weg zu einer höheren Bildung zu gehen. So blieb die Chance auf eine gute Ausbildung und eine berufliche Karriere für Arbi offenbar immer ein sowohl möglicher als auch erstrebenswerter Lebensweg, der dem Aufgehen in der jihadistischen Szene entgegenwirkte. Der Biograf entschied sich für diese greifbare Möglichkeit.

Die Zusammenschau verdeutlicht, wie sich die verschiedenen Resilienzfaktoren in Arbis Fall ergänzen bzw. ineinandergreifen: Stabile, vertrauensvolle familiäre und freundschaftliche Beziehungen, als Unterstützung wirkende gesellschaftliche Institutionen wie Schule, aber in gewissem Ausmaß auch soziale Angebote wie die Jugendarbeit, ein persönlicher moralischer Kompass, der sich auch aus religiöser Überzeugung speist, sowie nicht zuletzt die eigene Fähigkeit und Bereitschaft zum kritischen Denken und zum Dialog knüpfen in Arbis Fall ein Netz der Resilienz und ermöglichten im Zusammenwirken mit realistischen bildungs- und berufsbezogenen Zukunftsperspektiven seinen Ausstieg aus der jihadistischen Szene.

6. Fallstudie „Ceren“: Selbstbehauptung durch Gewalt und alternative Inklusionsangebote durch Jugendarbeit

Florian Neuburg, Hemma Mayrhofer

Unter dem Pseudonym „Ceren“ werden die Analyseergebnisse eines Interviews mit einer 19 Jahre jungen Frau wiedergegeben. Ceren's biografische Eckdaten können wie folgt zusammengefasst werden: Sie wird Anfang der 2000er Jahre in einer kleineren Stadt in Österreich geboren. Ihre Großeltern sind seinerzeit aus der Türkei nach Österreich eingewandert, die Eltern wurden hier geboren. Ceren wächst in einer Siedlung auf, in der noch einige andere Familien mit türkischer Migrationsgeschichte leben. Sie hat eine ältere Schwester und drei jüngere Brüder. Als Ceren noch sehr jung ist und noch nicht zur Schule geht, trennen sich ihre Eltern. Die Kinder leben ab diesem Zeitpunkt bei der Mutter, sehen ihren Vater aber regelmäßig.

Bereits mit elf oder zwölf Jahren findet Ceren Anschluss an die Offene Jugendarbeit. Sie wird über mehrere Jahre zur regelmäßigen Besucherin im lokalen Jugendzentrum und hat zu einzelnen Jugendarbeiter*innen enge Vertrauensbeziehungen. An diese wendet sie sich auch um Rat, als sie sich schon sehr jung als lesbisch outet. Im Umfeld des Jugendzentrums ist Ceren eine Zeit lang mit einer Clique von Jugendlichen in näherem Kontakt, die sich den sogenannten Grauen Wölfen, also einer rechten Bewegung des türkischen Nationalismus (siehe auch türkische „Partei der Nationalistischen Bewegung – MHP“), zugehörig fühlen. Die Phase der offensiv nach außen getragenen Affinität zu den Grauen Wölfen endet bei der Biografin aber vermutlich nach nicht einmal einem Jahr wieder.

In der Schule nimmt Ceren ab ca. elf Jahren die Position einer Außenseiterin ein. Mit elf, zwölf Jahren beginnt sie sich gegen Mobbing durch Mitschüler*innen zu wehren, sie erarbeitet sich in der Folgezeit in ihrer Heimatregion den Ruf einer Schlägerin. Ceren kommt auch wiederholt mit der Polizei in Kontakt. Gleichzeitig löst sie sich aus der Rolle der von Mobbing Betroffenen und baut sich einen größeren Freund*innenkreis auf. In dieser Phase beginnt die Jugendliche auch regelmäßig die Schule zu schwänzen. Mit 14 Jahren beendet Ceren ihre Karriere als Schlägerin, um sich ihren weiteren Lebensweg nicht zu verbauen.

Die Biografin hat einen Hauptschulabschluss vorzuweisen, aber eine Lehre im Einzelhandel abgebrochen. Es folgt eine berufliche Tätigkeit bei einem Verwandten, die infolge eines Zerwürfnisses beendet wird. Nach einem längeren

Aufenthalt im Ausland – Ceren geht dort einige Monate einer Arbeit nach – lebt sie zum Zeitpunkt des Interviews wieder bei ihrer Familie und befindet sich gerade im Bewerbungsverfahren für einen neuen Job.

Der detaillierten Fallrekonstruktion vorausgestellt werden soll eine kurze Erläuterung zur gewählten Genderform in der nachfolgenden Darstellung: Ceren bezeichnet ihre sexuelle Orientierung als lesbisch, bleibt aber in Bezug auf ihre Genderidentität im Verlauf des Interviews mehrdeutig. Sie trifft keine definitive Genderpositionierung als Mann, auch wenn manche Aussagen auf eine Transidentität oder auf eine eher nonbinäre Genderidentität hindeuten. Sie spricht von sich selbst während des Interviews jedenfalls fast durchgehend in der weiblichen Form. Deshalb wird in dieser Fallanalyse ebenfalls die weibliche Form verwendet, auch wenn mitbedacht werden soll, dass dies der Genderidentität von Ceren möglicherweise nicht zur Gänze gerecht wird.

6.1. Gesamtgestalt der Lebensdarstellung im Interview

Von der Interviewerin nach wichtigen Eindrücken aus ihrer Kindheit und ihrer Jugend gefragt, erinnert sich die Biografin daran, dass sie mit dreieinhalb Jahren mit dem Fußballspielen angefangen hat und mit ca. zwölf bis 13 Jahren wieder damit aufhörte. In den knappen Bericht flicht die Befragte eine Evaluation ein: Das Fußballspielen sei ihr einfach „zu blöd“ geworden. Eine längere Eingangserzählung der Biografin kommt nicht zustande, erst durch wiederholtes Nachfragen der Interviewerin berichtet die Biografin ausführlicher zu ihrer Kindheit und Jugend. Sehr schnell wechselt sie dabei thematisch zu ihren Erfahrungen mit der Offenen Jugendarbeit, welche sie in Form von verdichteten Situationsbeschreibungen zu verschiedenen Aspekten ihres Lebens zusammenfasst. In einer vorrangig evaluativen Interviewstelle unterstreicht sie ihr großes Vertrauen speziell zu einer Jugendarbeiterin des Jugendzentrums, von der die Jugendliche auch im Prozess der Klärung ihrer sexuellen Orientierung und Genderidentität in besonderer Weise beraten und unterstützt wird. Die Biografin schließt die Evaluation des damaligen Lebensabschnittes mit einer Koda und schlägt den Bogen zur Gegenwart: „[...] und jetzt bin i scho wieder 19. Des sind scho andere Sichten.“ (I3/2:7 f.).

Anschließend führt die Interviewerin das Gespräch auf Cerens sportliche Aktivitäten in der Kindheit zurück. Es folgt eine Gemengelage aus verdichteten Situationsbeschreibungen, kurzen Berichten und ergänzenden Evaluationen. Die Interviewte führt darin näher aus, wie sie als kleines Kind auf Vereinsniveau gemeinsam mit dem Vater und den jüngeren Brüdern Fußball spielte. Sie wechselt dann thematisch zu allgemeinen Erinnerungen an das recht unbeschwert klingende Aufwachsen mit den Geschwistern (und eventuell anderen Kindern) im Heimatort und an die alltäglichen Freizeitbeschäftigungen der Kinder. Dabei

überwiegen ebenfalls verdichtete Situationsbeschreibungen. Wesentlich später im Gespräch führt die Interviewerin nochmals zum Thema Fußballspielen hin und fragt dezidiert nach, wie es dazu gekommen sei, dass sie mit dem Fußballspielen aufgehört habe.

Die Beschreibungen des sorgenfrei anmutenden Aufwachsens in der kleinstädtischen Umgebung werden durch den thematischen Wechsel von Ceren zur Trennung der Eltern beendet. Der biografische Bruch, den sie im Alter von ca. fünf oder sechs Jahren erlebte, bildet sich in der formalen Struktur der Lebensdarstellung im Interview deutlich ab. Evaluativ hält Ceren die damalige Trennung als eine vernünftige Entscheidung der Eltern fest. Die Biografin spricht über die Trennungsgeschichte ihrer Eltern vorrangig in der Formalstruktur der Argumentation. Sie bietet ihre Sinndeutungen hierfür an und scheint sich dadurch emotional auf eine akzeptierend-abgeklärte Distanz zu diesem einschneidenden Ereignis in ihrer Lebensgeschichte bringen zu können.

In den folgenden Passagen geht Ceren auf ihre Familie, aber auch auf weitere Verwandte ein. Diese meist kurzen Beschreibungen oder Berichte werden durch mehrfaches Nachfragen der Interviewerin angeregt. Auf die Nachfrage nach ihrem Verhältnis zu ihren Geschwistern folgt eine längere Antwort, die eine Mischung aus Beschreibungen und Argumentationen bzw. Evaluationen darstellt. Dadurch entsteht der Eindruck, dass mit diesen familiären Beziehungen viel Deutungsarbeit verbunden war und ist. Ceren bringt dabei das Gespräch wieder auf ihre Mutter und stellt sich selbst, ihre Mutter und ihre Geschwister als starke Einheit dar, die intern Konflikte durchaus offensiv austrägt und zugleich recht rigide von der sozialen Umwelt – auch der weiteren Verwandtschaft – abgegrenzt wird.

Es folgen Interviewpassagen, in denen sich die Biografin ausführlicher selbst charakterisiert. Meist überwiegen Argumentationen, teils ergänzt durch Beleg-erzählungen, um manche Selbstdeutungen und -definitionen zu plausibilisieren. Den meisten Raum nehmen in diesen Passagen die lesbische Sexualität der Biografin und der Umgang ihres engen familiären Umfeldes damit ein. Vom Thema Outing wechselt Ceren nahtlos zur Schilderung von Mobbing-erfahrungen durch Mitschüler*innen. Die beiden Themenbereiche scheinen unmittelbar miteinander verknüpft zu sein, obwohl der Zusammenhang nicht eindeutig verbal zum Ausdruck gebracht wird. Die Biografin erinnert sich an konkrete Begebenheiten in der Schule, die Interviewpassagen zu diesem Thema weisen einige detailliertere Narrationen auf. Dies trifft auch auf die folgenden Schilderungen der Copingstrategien gegen die Ausgrenzungserfahrungen in der Schule zu, die vorrangig im Ausüben körperlicher Gewalt bestanden – bald auch über den Schulkontext hinausgehend – und ca. zwei bis drei Jahre andauerten. Als einschneidendes Datum markiert Ceren in dieser Interviewphase ihren 14. Geburtstag. Sie erzählt etwas ausführlicher eine Begegnung mit der Polizei und ihren anschließenden Verzicht auf körperliche Gewalt.

Längere narrative Stellen finden sich im Anschluss auch bei den Erinnerungen der Biografin an ihre erste Freundin und in Bezug auf die Rolle der Jugendarbeit in dieser Veränderungsphase. Der nachfolgende Interviewabschnitt wird durch eine Frage der Interviewerin nach wichtigen Menschen eingeleitet, er dreht sich vor allem um die Mutter von Ceren und ist wieder stärker von Evaluationen geprägt. Im Detail geht es um die berufliche Laufbahn ihrer Mutter und deren Bemühungen, als De-facto-Alleinerzieherin für ihre Kinder zu sorgen. Über weitere Nachfragen zur Schulzeit und nähere Ausführungen Cerens zu ihrer Karriere als „Schulschwänzerin“ gelangt das Gespräch im Wechsel von Nachfragen und unterschiedlich detaillierten Antworten in verschiedenen Textformaten zu den eigenen Bemühungen der Biografin, beruflich Fuß zu fassen.

Die Interviewerin führt anschließend das Gespräch wieder zu der Lebensphase in der frühen Adoleszenz zurück, die von massiver Gewaltausübung geprägt war. Durch wiederholte Nachfragen angeregt, schildert Ceren relativ ausführlich verschiedene Vorfälle und Erlebnisse aus dieser Zeit und verdeutlicht teils mit hohem Narrationsgehalt ihre eigene Rolle als gewaltausübende Person und in den damit verknüpften konflikthaften Begegnungen mit der Exekutive.

Eine vergleichsweise ausführliche Erzählung findet sich auch im Anschluss an diese Interviewpassage, sie wird durch die Frage der Interviewerin nach ergänzenden wichtigen Ereignissen in der Kindheit und Jugend evoziert. Die Biografin schildert zunächst ein als „schön“ bewertetes Erlebnis nach der Trennung der Eltern, das sich am Flughafen auf dem Weg der Mutter und Kinder in den Urlaub ereignet: Ein Bruder wird fast am Flughafen vergessen, aber wiedergefunden. Auf die Frage, welche Erinnerungen und Situationen im bisherigen Leben nicht so einfach gewesen seien, bringt Ceren wieder die Trennung ihrer Eltern zur Sprache.

Das weitere Gespräch zieht thematische Mäander von Ausgrenzungserfahrungen über die Bedeutung eines Tattoos am Oberarm der Biografin hin zu einer längeren Passage über extrem(istisch)e Ansichten und Einstellungen. Letztere Passage ist stark geprägt von Argumentationen, die Befragte bemüht sich zu erklären, warum sie bestimmte negative Stereotype manchen Ethnien und Menschengruppen gegenüber pflegt bzw. im Laufe ihres Lebens entwickelt hat. Vereinzelt ergänzen Belegerzählungen die argumentativen Stellen, um die eigene Position nachvollziehbar zu machen. Wie ihre politischen Standpunkte innerhalb ihrer Kernfamilie ankommen oder auch auf Widerstand stoßen, führt Ceren in der Folge hauptsächlich über verdichtete Situationsbeschreibungen aus.

Die Schlusspassagen des Interviews drehen sich wieder um die Jugendarbeit, nachdem die Interviewerin das Gespräch nochmals zu diesem Thema hinführt – sie steuert auch im Wesentlichen den thematischen Verlauf des Interviewabschnitts durch verschiedene Fragen. Die Biografin resümiert in der Folge u. a. den Umgang der Jugendarbeiter*innen mit ihren stereotypen Sichtweisen gegenüber manchen Ethnien und Personengruppen. Davon ausgehend werden noch einige positive Erinnerungen an die Jugendarbeiter*innen und die Zeit im

Jugendzentrum wachgerufen und erzählt. Abschließend erstellt die Biografin unter Anleitung der Interviewerin eine Netzwerkkarte zu ihrem Beziehungsnetzwerk, das von einem Gespräch über das Gezeichnete begleitet wird.

6.2. Grundstruktur der biografischen Verlaufsdynamik

Die frühe Kindheit von Ceren mutet zunächst auf Basis der wenigen Informationen, die im Interview über diese Zeit gewonnen werden, recht durchschnittlich-unbeschwert im Kreise einer Familie an, die in zweiter Generation in Österreich lebt, als gut integriert dargestellt wird und sozioökonomisch der Arbeiter*innenschaft zugerechnet werden kann. Einen besonderen Stellenwert gewinnt ab dem Alter von dreieinhalb Jahren das Fußballspielen mit dem Vater und (später) den jüngeren Brüdern in einem Verein: Fußball wird zu einer Konstante im Leben der Biografin bis in die frühe Adoleszenz. Neben der Kernfamilie deutet sich die Peergroup als wichtige und zugleich selbstverständliche Bezugsgröße an.

Am Übergang von der Lebensphase der frühen zur mittleren Kindheit trennen sich die Eltern. Dadurch wird das familiäre Beziehungsgefüge verändert, die Kinder bleiben bei der Mutter, haben aber regelmäßig Kontakt zum Vater. Die Trennung wird von Ceren selbst als biografischer Einschnitt bewertet, der die Unbeschwertheit der Kindheit beeinträchtigt. Die nachfolgende Ereignisverstrickung der Biografin scheint vor allem daraus zu resultieren, dass das soziale und institutionelle Umfeld die Trennung ungenügend akzeptiert: Es kommt zu Spannungen mit der Verwandtschaft und die Jugendfürsorge tritt prüfend auf den Plan. Hinzu kommt eine verschlechterte ökonomische Situation der Familie. Für die Biografin folgen Jahre, die von der Befürchtung überschattet werden, sie und ihre Geschwister könnten von der Mutter getrennt werden.

Obwohl über die Phase des Volksschulbesuchs kaum Informationen vorliegen, ist ein institutionelles Ablaufmuster zu vermuten, in der die vom Schulsystem an die Biografin adressierten Erwartungen ausreichend erfüllt werden. Anschließend wechselt Ceren in die Hauptschule und folgt damit einem institutionalisierten Bildungsweg, der weniger auf den Abschluss einer höheren Schulbildung vorbereitet und häufiger in eine Lehre bzw. frühe Berufstätigkeit mündet.

Die Lebensphase der frühen Adoleszenz zwischen elf und ca. 14 bis 15 Jahren weist überwiegend eine negative Verlaufskurve auf, in die aber beständige Bemühungen von Ceren eingeflochten sind, an Autonomie und Handlungshoheit zu gewinnen. Die Auseinandersetzung mit ihrer Genderidentität, die sich nicht in die herkömmlichen Rollenerwartungen einfügt, nimmt dabei einen zentralen Platz ein: Ceren berichtet davon, sich bereits mit elf Jahren als lesbisch geoutet zu haben. Ungefähr zeitgleich oder zeitlich leicht versetzt verstärken sich Ausgrenzungsprozesse in der Schule, die Biografin ist von Mobbing betroffen. Es kommt im Alter von zwölf Jahren zu einem Wendepunkt, als sie sich dies nicht

mehr gefallen lässt und auf das widerfahrene Mobbing mit körperlicher Gewalt antwortet – und mit dieser Strategie erfolgreich ist. Ceren erfährt einerseits in der Folge große positive Resonanz und Anerkennung durch Peers. Andererseits wird sie als Konsequenz für ihre Gewalttaten von der Schule verwiesen, wechselt in eine neue Schule, von der sie schließlich aufgrund zu vieler Fehlstunden wieder verwiesen wird.

Im Alter zwischen zwölf und 13 Jahren gibt die Biografin auch den Fußballsport auf, da es ihr aufgrund ihres Alters nicht mehr gestattet wird, in der Burschenmannschaft mitzuspielen. Der Wechsel in eine reine Mädchenmannschaft wird als unbefriedigend erlebt, das Engagement dort nach einer kurzen Phase beendet. Als Folge einschränkender Genderdichotomien fällt eine wichtige Konstante in Ceren's Leben in Form einer erfüllenden, Spaß machenden Freizeitbetätigung weg.

Die Jahre bis zum 14. Geburtstag sind von gewalttätigen Begegnungen zwischen Jugendcliquen geprägt, die durch gruppenspezifische Prozesse innerhalb der eigenen Clique verstärkt werden, von Provokation und Widerstand gegenüber Autoritäten (vor allem Polizei, aber auch Schule), aber auch von Erfahrungen der – teils von Gewalt geprägten – Selbstbehauptung. Die Mutter wird als beständiger Rückhalt erkennbar. Hinzu kommen Angebote der Offenen Jugendarbeit, die Zuflucht ermöglichen, Reflexionsräume für alternative Ansichten und Orientierungen eröffnen und Ressourcen u. a. für Schulabschluss und Berufsbildung bereitstellen. Dennoch stellt sich die frühe Adoleszenz in Summe nicht als eine von geplanten und durchgeführten biografischen Handlungsabläufen geprägte Lebensphase dar, sondern überwiegt als negative bzw. sehr riskante biografische Verlaufskurve. In diese Zeit fällt auch die Phase, in der Ceren mit der türkischen Organisation bzw. Bewegung der faschistischen Grauen Wölfe sympathisiert, ohne weitergehend einzusteigen.

Als neuerlichen Wendepunkt schildert die Biografin ein Intermezzo mit der Polizei an oder kurz nach ihrem 14. Geburtstag, das ihr verdeutlicht, dass sie nun strafmündig ist und Straftaten gravierendere Konsequenzen für ihr Leben nach sich ziehen können. Im Folgejahr lassen sich Wandlungsprozesse auf mehreren Ebenen erkennen: Der große und etwas diffuse Kreis an Freund*innen und Bekannten, mit denen sie die delinquenten Handlungen setzte, verliert an Bedeutung bzw. werden die Kontakte bewusst reduziert. Weiters geht Ceren zum ersten Mal eine Beziehung mit einem anderen Mädchen ein und drittens versucht sie, sich beruflich zu integrieren. Die Veränderungen charakterisieren die Statuspassage zwischen früher Jugend und Erwachsenwerden, das langsame „Herauswachsen“ aus dem Jugendzentrum steht auch dafür.

Ceren realisiert in diesen Wandlungsprozessen sukzessive biografische Handlungsschemata, auch wenn diese teilweise – etwa in beruflicher Hinsicht – noch brüchig erscheinen. In Bezug auf ihre Genderidentität befindet sich Ceren zum Zeitpunkt des Interviews in einem neuerlichen Wandlungsprozess, sie beginnt ihre Identität als Transidentität zu verstehen.

6.3. Kindheit bis Beginn Adoleszenz: Trennung der Eltern und abweichende Genderidentität

Dass sie im Alter von dreieinhalb Jahren mit dem Fußballspielen beginnt, ist das erste Detail, das Ceren über ihr Leben berichtet. Dies erschließt ihr eine tendenziell genderuntypische Betätigungsmöglichkeit, die sie mit Engagement und Begeisterung auf Vereinsniveau gemeinsam mit (fast ausschließlich) Burschen jahrelang fortsetzt. Der Vater wird als Initiator und Unterstützer erkennbar, die drei jüngeren Brüder ergreifen nachfolgend ebenfalls diese Sportart. Die Genderdifferenz kommt darin zum Ausdruck, dass es der Biografin als Mädchen gestattet ist, ein Jahr älter als die Burschen im Team zu sein.

„Do hob i dann immer-/ halt so guat wie immer Fußball gspielt. Wir habn a-/ wir ham ja in a Siedlung gwohnt in (*Name der Heimatstadt, Anm. d. Verf.*). Die is in der Nähe vom Fußballplatz gwesn, halt, SC (*Name des Fußballclubs, Anm. d. Verf.*), weil do hob i gspielt. Und dann simma halt immer mim Fahrrad dort und hab i mim Papa beim Kicken mittan. [...] I darf immer ein Jahr älter sein ois wie alle Typen, darf i trotzdem in der Mannschaft bleibn. Do hob i mit meim kleinen Bruada zamspielen können.“ (I3/2:17 ff.)¹

Das Haus der Familie mit türkischem Migrationshintergrund befindet in einer Siedlung im kleinstädtischen Umfeld, in der offenbar mehrere Familien bzw. Personen mit türkischen Wurzeln leben, so Ceren's Beschreibung. Es lässt sich aber nicht erkennen, dass die Biografin ihrer migrantischen Herkunft große Bedeutung gibt und für sich selbst daraus eine spezifische ethnische Identität ableitet. Die kinderreiche Familie dürfte über eher begrenzte ökonomische Ressourcen verfügen, ohne aber in Armut zu leben. Die Lebenserzählung erweckt den Eindruck, dass Ceren damals zu beiden Elternteilen ein gutes und vertrauensvolles Verhältnis haben dürfte. Das Aufwachsen des Kindes erscheint in dieser Lebensphase insgesamt stabil, die Kindheit stellt sich als Aneinanderreihung unbeschwerter Freizeitvergügungen inmitten einer Gruppe von Kindern dar.

1 Der Dialekt wurde in diesem und den folgenden Zitaten aus Anonymisierungsgründen leicht verfremdet.

Einen großen Einschnitt in Ceren's Leben stellt die Trennung ihrer Eltern dar, als sie sechs Jahre alt ist. Auch wenn die Biografin dies im Rückblick sehr abgeklärt als absolut notwendig und nachvollziehbar bewertet, ist es das Ereignis, das sie auf die Frage der Interviewerin nach schwierigen Situationen im Leben nennt. Danach sei das Leben „anders“ (I3/3:5) gewesen. Es scheint, dass die Scheidung nicht unbedingt in vollem Einvernehmen der Ehepartner verlief, zudem dürfte die von der Mutter ausgehende Trennung über die Kernfamilie hinaus die sozialen Beziehungen verändert haben. Ihr Schritt sei von Teilen der Verwandtschaft, die in durchaus kritischer Weise als patriarchalen kulturellen Mustern verhaftet beschrieben wird, nicht akzeptiert worden. In der Folge habe sich das Verhältnis zu ihnen nachhaltig verschlechtert und Ceren schildert ihre eigene Distanziertheit ihnen gegenüber.

„Weil bei Türken is ja so, die Frau kann net alleine die Kinder erziehn und alles, wo sie alle auf meine Mama losganga sind. Und seit-/ da war i eben sechs oder so, seitdem hass i die Fam-/, eher wie gsogt, i halt meine Familie klein, die Mama und Geschwister und die anderen interessieren mi net so. [...] ham sie immer Probleme gmacht und meine Mama immer angmotzt und alles.“ (I3/25:5 ff.)

Ceren und ihre Geschwister leben hauptsächlich bei ihrer Mutter, die primäre Bezugsperson wird: Die Biografin bezeichnet sich selbst als „Mamakind“ (I3/3:20). Für die Mutter muss es eine enorme Herausforderung dargestellt haben, wirtschaftlich auf eigenen Beinen zu stehen, d.h. arbeiten zu gehen und gleichzeitig ausreichend für ihre Kinder zu sorgen. Die finanzielle Situation der Familie scheint nicht besonders gut gewesen zu sein. Ceren schildert, dass sie mit Freund*innen eher Dinge unternahm, die möglichst wenig oder kein Geld kosteten. Laut Ceren wird die Familiensituation fallweise durch das Jugendamt kontrolliert, die Kinder bleiben aber durchgehend bei ihrer Mutter. Gleichzeitig wird ihnen regelmäßiger und als positiv erinnelter Kontakt zu ihrem Vater ermöglicht, mit dem die Biografin vorrangig Freizeitaktivitäten verbindet. Dennoch lässt sich an mehreren Stellen ein ambivalentes, von unsicherer Anerkennung durch den Vater geprägtes Beziehungsverhältnis erkennen, wie nachfolgenden Ausführungen zu entnehmen ist.

Im Alter von acht oder neun Jahren nimmt Ceren erstmals wahr, dass sie sich von Mädchen sexuell angezogen fühlt bzw. dass ihre Genderidentität nicht mit ihrem biologischen Geschlecht übereinstimmt. Sie berichtet von ihrem frühen Prozess der sexuellen Identitätsfindung und ihrem schnellen Outing gegenüber Freund*innen:

„Und mit elf hob i mi damals über Facebook mit am Mädäl troffa, [...] hob i das erste Mol mit am Mädäl was ghabt, halt küsst sozusagn. Und danoch hob i mi relativ früh eh scho geoutet bei meine Freunde, [...] und seitdem bin i so. (I3/8:7 ff.)

Zu dieser Zeit ist sie gerade in Kontakt mit dem Jugendzentrum gekommen, die Biografin benennt die vertrauensvollen Gespräche mit einer Jugendarbeiterin über ihre sexuellen Gefühle als wichtige Unterstützung in diesem Prozess: „Sie is halt a Mensch, wo i zum ersten Mal meine Probleme so richtig öffnen kinna hob. [...] Sie war die Erste, mit der i über des gredt hob.“ (I3/37:5 ff.). Ihrer Kernfamilie habe sie sich hingegen erst später anvertraut, der Vater wisse sogar bis heute nicht von ihrer sexuellen Orientierung, da seine Akzeptanz sehr unsicher erscheint:

„Und mein Papa is sehr religiös, meine Mama is auch religiös, aber net so wie mein Papa, mein Papa is so richtig religiös. I dürft mi net tätowieren nochn Papa, i müsst’ mi normal anziehen. Halt er waß auch net, dass i lesbisch bin, weil sonst hätt’ i, glaub’ i, a großes Problem.“ (I3/7:11 ff.)

Es ist anzunehmen, dass es für die Heranwachsende eine große Herausforderung darstellt, sich in der Kindheit am Übergang zur frühen Adoleszenz damit auseinanderzusetzen, den in ihrem sozialen Umfeld vorherrschenden heterosexuellen Normvorstellungen und binären Geschlechtszuschreibungen entlang körperlicher Merkmale nicht zu entsprechen und ihre eigene Identität zu entwickeln und zu behaupten.

6.4. Frühe Adoleszenz: Mobbing, gewaltsame Gegenwehr und gewalttätige Jugendclique

Während sich die Volksschulzeit in der Lebenserzählung insgesamt als eher ereignis- bzw. problemlos zeigt, scheint sich die Schulsituation für Ceren in der Hauptschule massiv zu verschlechtern. Sie schildert, dass sie über einen längeren Zeitraum zum Ziel von Mobbingattacken durch Mitschüler*innen wird, und berichtet von Anfeindungen wie: „Du bist doch kein Bub, schau di mal an, du bist hässlich.“ (I 3/9:11). Demnach spielen auch sexistische und transfeindliche Haltungen der Schulkolleg*innen eine Rolle bei den Ausgrenzungen und Schmähungen. Aus dem Gespräch mit Ceren wird nicht erkennbar, dass sie in dieser Situation von anderen – Mitschüler*innen oder Lehrkräften bzw. anderen Erwachsenen im Umfeld – Hilfe erfahren hätte.

Erste Gegenwehr als Wendepunkt zu gewalttätiger Lebensphase

Nachdem Ceren ihrer Darstellung nach die Beleidigungen durch Klassenkolleg*innen, längere Zeit „still“ über sich ergehen lässt, versucht sie im Alter von etwa zwölf Jahren der Opferrolle zu entkommen, indem sie zunächst auf die Seite der Täter*innen wechseln will und sich am Mobbing gegen einen Mitschüler beteiligt:

„Und daunn haum ma so an-/ (*Name anonymisiert, Anm. d. Verf.*) hat der im Nachnamen ghoaßa [...]. Und danoch hob i halt gmerkt, dass sie langsam von mir gehn und [...] mit eam anfangen. Und daunn hob i probiert, mal einmal zum Anpassen, hob i gsagt, du (*verballhornter Nachname, Anm. d. Verf.*), und daunn hod er angfangt zum Weinen, weil i's gsagt hob. Danoch hob i ma denkt, mei, i mach so was net, weil i kenn des ja, wie des is.“ (I3/9:18 ff.)

Die Erzählung der Biografin lässt Empathie für den betroffenen Gleichaltrigen erkennen, die sich aus den eigenen Mobbing Erfahrungen speist. Als schwächer wahrgenommene Personen zu mobben erweist sich für sie nicht als gangbare Exitstrategie, um der eigenen Betroffenheit von psychischer Gewalt zu entkommen. Ceren schildert, wie ihre Ohnmacht nachfolgend in Wut umschlägt und sie einen Mitschüler nach dem Unterricht verprügelt, der sich ihrer Wahrnehmung nach besonders im Mobben von Mitschüler*innen hervortut. Die Biografin bezeichnet das Ereignis als einen zentralen Wendepunkt in ihrem Leben:

„Und daunn hob i-/ bin i durchdreht und noch da Schul hob i den (*mobbenden Mitschüler, Anm. d. Verf.*) halt-/ also es gibt so immer einen, der anfangt, und die anderen machen mit. Und des war (*Name des Burschen, Anm. d. Verf.*), nach der Schul halt irgendwann hat's ma einfach greicht, [...] hob ihn halt voll gschlagn und danoch bin i von der Schul gflogn und alles. Und seitdem is alles anders wordn.“ (I3/9:23 ff.)

Ceren greift zu vergleichbaren Mitteln wie die gewaltausübenden Mitschüler*innen, nämlich Gewalt, scheint diese aber dadurch vor sich selbst legitimieren zu können, indem sie sie gegen jene richtet, die sie als vorrangig verantwortlich für das Mobbing identifiziert. Die gewaltsame Gegenwehr hat bedeutsame Veränderungen auf verschiedenen Ebenen zur Folge: Zum einen setzt eine Dynamik ein, über die sich die Biografin noch heute etwas verwundert zeigt.

„In (*Name der Heimatregion, Anm. d. Verf.*) hod mi auf amol jeder kennt. I hab damals auf Facebook hob i net amal zwei Likes herkriegt, aber nach Laufe der Wochn hab i 300 Likes ghobt auf a Bild. Und des hod si alles so versteigert. Und nach einer Woche, wo i immer gsagt hab, ja, i bin des (*die Person, die den Burschen verprügelte, Anm. d. Verf.*), und seit ma halt Menschen schlagn, woaß net, hob i immer gschaut, i krieg mehr Freundschaftsanfragen und i werd halt-/ ma mag mi mehr als ma mi hasst. Und dann hat mi jeder kennt. [...] Und daunn hob i ma immer denkt, es wird alles ganz anders, halt irgendwie, i bin doch koan Star, aber i bin a nimma des Opfer, das ma hasst, sondern ma mag mi. Und die Situation hat ma halt immer gfalln, halt wem gfallt das net, halt jeder hat mi mögn.“ (I3/9:28 ff.)

Unter Gleichaltrigen in ihrer Heimatregion spricht sich demnach schnell herum, dass und wie Ceren sich zur Wehr setzte. Sie nimmt Zuspruch und positive Anerkennung von anderen Jugendlichen wahr und erlebt einen Aufstieg zu einer Art regionaler Berühmtheit. Diese Dynamik wird offenbar durch soziale Medien stark befördert, die Biografin wird nicht nur offline, sondern auch auf Facebook auf ihre Gewaltaktion angesprochen. Ihre neue Popularität liest sie etwa an einem sprunghaften Anstieg der Likes und Freundschaftsanfragen auf Facebook ab. Ceren erfährt eine Bestärkung in ihrer gewaltsamen Gegenwehr gegen Mobbing und lässt den Opferstatus hinter sich. Die Anwendung körperlicher Gewalt in der konkreten Situation kann als Form von „hidden resilience“ (Ungar 2004) interpretiert werden. Sie ermöglicht ihr eine enorme Selbstwirksamkeitserfahrung, Ceren wechselt dadurch von der Rolle des Mobbingopfers zur beliebten Lokalberühmtheit.

Zum anderen sanktioniert die Schule Cerens Verhalten und verweist sie von der Schule. Dies bildet den Auftakt für eine brüchige Bildungskarriere, dem Wechsel der Schule folgt eine Phase exzessiven Schulschwänzens. Sie schafft es in der Folge zwar, die dritte Klasse abzuschließen, wird aber danach neuerlich von der Schule verwiesen.

Phase der Delinquenz in Jugendclique

In der Phase zwischen zwölf Jahren und ihrem 14. Geburtstag kultiviert die Biografin einen gewalttätigen Lebensstil: „I hob Menschen gschlagen ohne Ende. Des war mein-/ , is so wie-/ , so mein Hobby worden irgendwie.“ (I3/8:22). Das Zitat deutet bereits an, dass die Anwendung von Gewalt sich von einem Mittel zur Gegenwehr und Selbstbehauptung gegen Ausgrenzung wegentwickelt und zu einer ritualisierten „Freizeitbeschäftigung“ wird. Ceren wird Teil einer wachsenden Clique bzw. „Bande“ (I/21:20) aus ebenfalls gewaltorientierten Jugendlichen, deren Mitglieder nicht exakt definiert sind, sondern sich aus einem größeren Sympathisant*innenkreis immer wieder in unterschiedlicher Konstellation zusammenfinden. Die Jugendlichen bewegen sich relativ mobil in der Region und liefern sich Schlägereien mit anderen Jugendgruppen. Auf Basis von Cerens Schilderungen können die beteiligten Jugendgruppen zumindest in Teilen als in hohem Ausmaß gewaltbereit bezeichnet werden. Auch Waffen wie Messer kommen demnach bei den Auseinandersetzungen zum Einsatz. Es hat den Anschein, dass die Jugendlichen Gefallen an körperlicher Gewalt gefunden haben und sich eine Art Hooligan-Lebensstil zu eigen machen, ohne zu einer Fußballfanszene zu gehören.

Die Selbstbeschreibung der Biografin klingt nach einer Person mit großen Schwierigkeiten bei Impuls- und Affektkontrolle sowie einem hohen Grad an Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit: „Bei jedem falschen Wort hab i halt gleich zuagschlagen.“ (I3/8:33 f.). Zugleich kommt gruppenspezifischen Prozessen eine

beachtliche Bedeutung zu: Ceren scheint eine hervorgehobene Rolle in der Clique einzunehmen, die vor allem auf ihrem Ruf beruht, gewaltbereit zu sein. Dies hat ihr, so Cerens Selbstwahrnehmung, maßgeblich zu Respekt und Akzeptanz unter den Gleichaltrigen verholfen. Daraus erwächst ein nicht unerheblicher Druck, diesen Erwartungshaltungen in den Konfrontationen mit anderen Jugendgruppen gerecht zu werden, um den eigenen Status innerhalb der Clique aufrechtzuerhalten. Politische oder ideologische Motivation für die ausgeübte Gewalt lässt sich hingegen nicht rekonstruieren. Diese scheint sich vielmehr vorrangig gegen andere gewaltaffine Jugendcliquen (ohne spezifische ethnische oder andere Etikettierung) oder auch gegen zufällig Betroffene („jeden, der was Falsches gsagt hod, hob i gschlagn“ – I3/8:23) zu richten.

Allerdings findet sich im Interview mit einer Mitarbeiterin des Jugendzentrums der Hinweis, dass Ceren als Jugendliche in eine Clique eingebunden ist, die offenkundig mit der türkischen Bewegung der faschistischen Grauen Wölfe sympathisiert. Konkret werden die Biografin und zwei junge Burschen genannt, die damals durch einschlägige Äußerungen im Jugendzentrum auffallen. Jedoch ergeben sich aus den Erzählungen der Jugendarbeiterin keine schlüssigen Hinweise auf eine tatsächliche Zugehörigkeit der jugendlichen Ceren und ihrer Freunde zu organisierten Strukturen der Grauen Wölfe, obwohl es in der Region zu diesem Zeitpunkt offenbar Strukturen dieser Bewegung gibt. Insgesamt zeichnet sich das Bild einer jugendlichen Sympathisantin ab, die mit Begrifflichkeiten spielt, ohne die politischen Hintergründe genauer zu kennen bzw. sich umfassender dafür zu interessieren. Ceren dürfte mit großer Wahrscheinlichkeit nicht in eine organisierte rechte Szene eingebunden gewesen sein, sondern sich eher an deren Rand bewegt haben, gepaart mit vor sich hergetragenen Sympathiebekundungen für das nationalistische Milieu. Eine gewisse Offenheit gegenüber rechten und rassistischen Diskursen bzw. Einstellungen kann aber (bis in die Gegenwart) nicht ausgeschlossen werden.

Die Biografin bewegte sich in sehr jungen Jahren in einem höchst riskanten Milieu. Selbst gravierend verletzt zu werden bzw. andere schwer zu verletzen war bei diesen Handlungsweisen sehr wahrscheinlich. Das gewalttätige „Hobby“ von Ceren brachte es auch mit sich, dass sie wiederholt in Kontakt mit der Polizei geriet. Sie beschreibt die Polizeibehörden als einschränkende Autorität und stilisiert sie pauschal zum persönlichen Gegner. Die Reibereien mit der Exekutive werden dabei auch als Bühne für erfolgreiche Selbstinszenierungen gegenüber der eigenen Peergroup beschrieben. Ceren erzählt etwa ausführlich von einer Konfrontation mit der Polizei, die infolge einer Schlägerei zwischen den Jugendlichen mit Körperverletzung eingreift. Die Biografin wird ihrer Erzählung nach vorübergehend festgenommen, da sie sich nicht ausweisen kann. Sie schildert ihren Aufenthalt im Polizeiarrest im Stile einer Abenteuergeschichte und nutzt ihn zur anhaltenden Provokation:

„Und es gab so an roten Knopf dort oben. Und sie ham gsagt, wenn du aufs Klo musst, soll i immer den Knopf druckn. Weil sie müssen mi rausholen, wenn i aufs WC will. Daunn hob i jede fünfte Minute raufdruckt. [...] Des sind Menschenrechte, des hob i davor nu glernt ghabt, des hob i no gwsusst, daunn hob i immer druckt.“ (I3/22:24ff.)

Der Auszug aus dem Polizeiarrest einige Stunden später gleicht in der Erzählung Cerens einem Triumph im Kreise der Clique. Sie sei bei ihrer Freilassung von ihren gleichaltrigen Freund*innen als eine Art Heldin gefeiert worden: „[...] ham sie alle so getan, als ob i zehn Jahr im Knast war, wie’s ma geht und alles, [dann] simma wieder hoam halt.“ (I3/23:24f.). Die kurze „Knasterfahrung“ scheint ihre Stellung in der Peergroup zusätzlich zu stärken. Der erzählte Vorfall verweist auf eine mehrfach erkennbare Copingstrategie Cerens: Je prekärer die eigene Lage bzw. je stärker das eigene Selbstbild als furchtlos, stark und selbstbestimmt gefährdet ist, umso heftiger tritt sie in Konfrontation mit den Personen, von denen diese Gefährdung vermeintlich oder tatsächlich ausgeht. Das widerständige Verhalten gegenüber der Polizei erfüllt neben der individuellen Selbstversicherung als stark und rebellisch zugleich die Funktion, die eigene Positionierung in der Peergroup aufrechtzuerhalten. Ihre oben zitierte Strategie im Polizeiarrest verweist zudem auf eine hohe kognitive Kompetenz, Kreativität und mentale Stärke.

Da Ceren zunächst noch nicht strafmündig ist, muss sie Vorstrafen wegen Körperverletzung nicht befürchten, sehr wohl allerdings ein Einschreiten des Jugendamtes und nachteilige rechtliche Konsequenzen für ihre Mutter als Erziehungsberechtigte. Diese muss sie mehrfach von Polizeistationen abholen. Die Biografin stellt dies so dar, als habe sich ihre Mutter dabei für sie in die Bresche geworfen. Nicht thematisiert werden bemerkenswerterweise eventuelle kritische Reaktionen der Mutter auf die delinquenten Handlungen der Tochter. Daraus kann keineswegs abgeleitet werden, dass solche Reaktionen bzw. Interventionen nicht stattfanden. Vielmehr erscheint es wahrscheinlicher, dass sie von der Biografin nicht erwähnt werden, weil die Erinnerung daran eventuell zu unangenehm sein könnte bzw. mit dem eigenen Selbstbild konfligiert.

In die Phase der Zugehörigkeit zur gewaltaffinen Jugendclique fällt auch das Ende von Cerens Fußballspiel im Verein, wobei die zeitliche Reihenfolge der Veränderungen in dieser Lebenszeit nicht eindeutig rekonstruierbar ist. Ungefähr im Alter von zwölf Jahren darf die Biografin nicht mehr im Burschenteam mitspielen, sondern muss in ein reines Mädchenteam wechseln. In der Folge findet sie zu wenig Spaß an diesem Sport und hört etwa ein Jahr später damit auf. Ceren berichtet davon erst auf wiederholte Nachfrage der Interviewerin, nachdem sie diese offenbar nicht freiwillige Veränderung zu Beginn des Interviews mit einem lapidaren „weil ma des (*Fußballspielen*, *Anm. d. Verf.*) irgendwie z’blöd war“ (I3/1:14f.) zu überspielen versucht. Die umfassendere Bedeutung dieser

Entwicklungen in ihrem Leben lässt sich daran ermessen, dass damit auch das Thema Transidentität verknüpft ist. Ceren merkt etwa im Zusammenhang mit ihrem Ausstieg aus dem Vereinsfußball an:

„I bin, ja, i bin eher so a, mh, i bin eher so a Mensch, was in die männliche Richtung geht. Und mit da Zeit hot ma sogt, i muss bei der Frauenmannschaft spielen, und dann woar's für mi schon Geschichte.“ (I 3/6:18 ff.)

Das Fußballspielen war zudem eine Freizeitbetätigung, die sie mit ihrem Vater verbunden hat. Angesichts dessen religiös-konservativer Wertehaltung erscheint es sehr naheliegend, dass der erzwungene Wechsel in das Mädchenteam von ihm mitveranlasst oder zumindest nicht bekämpft worden sein dürfte.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Ceren in dieser Lebensphase überwiegend in ihren Versuchen verfangen bleibt, über konflikthafte und gewalttätige Auseinandersetzungen mit gleichaltrigen Jugendlichen sowie Widerstand gegen Autoritäten, im Besonderen die Polizei, Handlungshoheit zu gewinnen, ohne dass ihr dies nachhaltig zu gelingen scheint. Sie evaluiert diese Lebensphase selbst zugespitzt wie folgt: „Und so war's halt in meiner Schulzeit hob i eher nur geschwänzt und Scheiße baut.“ (I3/14:35). In gewissem Kontrast dazu steht, dass sie über die gesamte gewalttätige Zeitspanne hinweg in intensivem Kontakt mit dem lokalen Jugendzentrum ist. Der Aspekt wird in Kapitel 6.7 gesondert dargestellt.

6.5. Ausstieg aus dem gewaltaffinen Milieu und Bemühungen um Ausbildung und Berufseinstieg

Am Übergang zu einer neuerlichen Veränderung ihres Lebens auf mehreren Ebenen steht wieder ein konkretes Ereignis, das Ceren selbst als entscheidenden Wendepunkt deutet: Bei einer weiteren körperlichen Auseinandersetzung verletzt sie ihr Gegenüber offenbar schwer, dies bringt sie zum wiederholten Mal mit der Polizei in Konflikt. Da sie nun aufgrund ihres Alters strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden kann, gewinnt die polizeiliche Amtshandlung kritischere Bedeutung:

„I woäß es nu ganz genau, an meinem 14. Geburtstag hab i jemanden gschlagen und hob's Joch-/ Jochbein do irgendwas brocha ghabt. Dann war i bei der Polizei, daunn hom sie gsagt, sie machen a Ausnahme, weil i hoit erst 14 woarn bin, dass des net im Strafregister kommt, aber wenn i doch nu was mach, dann krieg i halt-/ [dann] steht's drinnen (*vermutlich im Strafregister, Anm. d. Verf.*). [...] Daunn hob i gsogt, okay, i mach des nimma, daunn hom sie gsogt, i soll Aggressionstherapie geh. I war bei der Aggressionstherapeutin einmal und nie wieder. I bin eh eigschlofa und bin nu

mehr aggressiv wordn, [...] und daunn hob i so gsogt, i muss, i versprich eana, dass i meine Aggression unter Kontrolle hob und seit dem Tag, jetzt fünf Joahr, hob i sie unter Kontrolle halt.“ (I3/8:28 ff.)

Aus Cerens Erzählung lässt sich ableiten, dass die Erkenntnis der negativen Folgewirkungen einer Vorstrafe auf ihr weiteres Leben in Verbindung mit dem Wunsch, nicht mehr in die verhasste Therapie gehen zu müssen, dazu führten, ab dem Zeitpunkt an keine Gewaltdelikte mehr zu begehen. Die Biografin thematisiert keine anderen Einflüsse auf diesen grundlegenden Wandel, auch wenn es auf Basis der Gesamtanalyse des Interviews wahrscheinlich erscheint, dass beispielsweise die Mutter oder die Jugendarbeit (vgl. Kapitel 6.7) den Prozess unterstützt haben dürften. Im gesamten Interview lassen sich keine Hinweise darauf finden, dass die Biografin nach der geschilderten Episode noch einmal bezüglich einer Gewalttat mit der Polizei in Konflikt geraten wäre. Es finden sich aber Anhaltspunkte dafür, dass sie Gewalt nach wie vor für ein legitimes Mittel der Konfliktaustragung hält, auch wenn sie es selbst nicht anzuwenden vorgibt (vgl. Kapitel 6.6).

Etwa zum Zeitpunkt des Schlüsselerlebnisses mit der Polizei gewinnen Ausbildungs- und Berufschancen an Bedeutung, sie sollen nicht durch eine Vorstrafe geschädigt werden. Über eine Berufsvorbereitungsklasse schafft Ceren einen Pflichtschulabschluss. Danach bemüht sie sich um eine Lehrstelle, findet aber zunächst keinen Platz. Als Alternative dazu besucht sie eine arbeitsmarktintegrative Einrichtung für Jugendliche, die mit dem Jugendzentrum verbunden ist, dessen Angebote sie häufig nutzt. Nach einem halben Jahr erschließt sich ihr die Möglichkeit, in eine reguläre Lehrstelle im Einzelhandel zu wechseln. Als sie dort infolge eines Streits mit einem Kollegen gekündigt wird, findet sie Arbeit im Lokal eines Onkels, in dem zu diesem Zeitpunkt offenbar auch Cerens Mutter arbeitet.

Allerdings sind die verwandtschaftlichen Beziehungen bereits seit der Zeit, als die Mutter sich vom Vater trennte, belastet, die Biografin thematisiert abwertende Haltungen seitens der Verwandtschaft. Inwieweit diese bestehenden Spannungen bei dem nachfolgenden Konflikt eine Rolle spielen, ist ungewiss. Es kommt aber Ceren zufolge zu einem weitgehenden Bruch mit der Verwandtschaft, als sie vom Onkel des Diebstahls beschuldigt wird. Sie schildert, dass sie den Vorwurf schließlich widerlegen konnte, daraufhin aber dennoch dem Arbeitsplatz und diesem Teil der Familie den Rücken gekehrt habe.² Auch zur Großmutter, die

2 Ceren berichtet im Interview, dass auch ihre Mutter daraufhin die Mitarbeit im Betrieb ihres Bruders beendet habe. Der auf Basis des Interviews rekonstruierbare zeitliche Verlauf ist allerdings nicht ganz schlüssig bzw. weist gewisse Lücken auf. Eventuell könnte sich die Mutter bereits früher beruflich verändert haben.

bislang eine wichtige Bezugsperson der Biografin darstellte, wird der Kontakt abgebrochen. Der Vorwurf des Diebstahls wird als zu gravierend erfahren, als dass eine Beziehung zur Verwandtschaft weiter möglich scheint.

Der Verlauf von Cerens Bildungs- und Berufsbiografie stellt sich somit weiter brüchig dar. Dennoch wird erkennbar, dass die Biografin wiederholt den Einstieg in ein geregeltes Berufsleben versucht. Sie beweist trotz der erfahrenen Rückschläge eine beachtliche Konsequenz in der Verfolgung ihrer Ziele, kann Misserfolge offenbar hinter sich lassen und von Neuem beginnen. Die persönliche Resilienz wird durch resilienzfördernde Strukturen der sozialen Umwelt gestärkt. Insbesondere die Offene Jugendarbeit erweist sich als ermöglichendes Umfeld, die Kontakte und Vertrauensbeziehungen zur Jugendarbeit eröffnen der Biografin u. a. auch in beruflicher Hinsicht Ressourcen. Die bereits bestehende Anbindung an die Freizeiteinrichtung des Vereins dürfte nicht unwichtig dafür gewesen sein, dass Ceren ihren Weg in die arbeitsmarktintegrative Maßnahme gefunden hat. Die Jugendarbeit stellt sich hier als Sicherheitsnetz für die Biografin dar, die sonst mutmaßlich keine unmittelbare Ausbildungsalternative gehabt hätte. Jedoch ist zugleich darauf zu verweisen, dass die fehlende (Aus-)Bildung über den Pflichtschulabschluss hinaus eine Hypothek für den weiteren Weg zu einer stabileren beruflichen Biografie darstellt.

Cerens Erzählungen und ihre biografischen Deutungen und Bewertungen legen nahe, dass sie ihrer Mutter eine große Verbundenheit entgegenbringt und dieser in mancher Hinsicht eine Vorbildfunktion zukommt. Dies ist ebenfalls als bedeutsamer Resilienzfaktor zu sehen. Wenn sie über ihre Leistungen als Mutter und Arbeiterin erzählt, wird deutlich wie viel Respekt der Lebensweg ihrer Mutter Ceren abnötigt:

„[...] sie hat fünf Kinder erzogen und arbeitet immer nu. [...] i find, was meine Mama macht, kann halt auch net jede Mama. [...] und i find, meine Mama is die stärkste Frau, was i kenn.“ (I3/12:1 ff.)

Dass ihre Mutter nach Beendigung der Tätigkeit im Gastgewerbe einen frauentypischen Beruf in der Metallverarbeitung erlernt und ausübt, ringt der Biografin Bewunderung ab. Auch wenn sie nicht unmittelbar die gleiche berufliche Karriere einschlagen will, stehen Ceren der Mut und die Bereitschaft der Mutter, bei beruflichen Verwerfungen auch unkonventionellere berufliche Wege zu ergreifen, als Vorbild zur Verfügung.

Zu ergänzen ist, dass Ceren infolge des Ablassens von körperlicher Gewalt sukzessive ihre Kontakte zur Jugendclique, mit der sie bislang Schlägereien anzettelte bzw. austrug, beendet. Unterstützt wird dieser Prozess der Distanzierung von der gewaltbereiten Peergroup dadurch, dass sie sich in ein Mädchen verliebt und eine Beziehung beginnt. Ihren Erzählungen nach lebt sie ihre Sexualität im Alter von 15 Jahren schon offen und ist von Freund*innen umgeben, die ihre

sexuelle Orientierung akzeptieren. Die sehr lebhaften Erzählungen des Beziehungsbeginns, die sich durch eine hohe Indexikalität auszeichnen (etwa viele Details wie exakte Uhrzeiten enthalten), hinterlassen den Eindruck, dass diese Lebensphase bis heute großes Gewicht für die Biografin hat. Sie schildert sich selbst als aktiven Part in der beginnenden Beziehung – sie kauft etwa eine Rose und fährt damit zur Angebeteten, um sie endgültig für sich zu gewinnen – und erlebt demnach hohe Selbstwirksamkeit und eine erfüllende erste Liebe. Ceren's Erzählungen lassen beim Realisieren der Beziehung eine große Selbstsicherheit und eine hohe Handlungsorientierung erkennen.

6.6. Auf dem Weg zur jungen Erwachsenen: Berufliche Einstiegsversuche – Transidentität – Alltagsrassismus

Ceren betont im Laufe des Interviews immer wieder, welche große Bedeutung ihr engster familiärer Kreis für sie hat. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass dieses Verhältnis zur Familie durchaus Ambivalenzen in sich trägt – und zwar nicht nur dem konservativ-religiösen Vater gegenüber, sondern auch in Bezug auf das Verhältnis zu Mutter und Geschwistern. Die Beziehungen scheinen zwischen Versuchen, mit diesen eine besonders enge Gemeinschaft zu bilden, und dem Bemühen um Distanz zu schwanken. Auch das Zerwürfnis mit Onkel und Großmutter dürfte die Biografin in erheblichem Ausmaß belastet haben. Sie berichtet, dass sie danach einfach weg von der Heimatregion wollte, sich deshalb im Ausland um Jobs beworben und das erste Angebot wahrgenommen habe, das ihr geboten wurde. Die berufliche Tätigkeit ist Mittel zum Zweck, der Wunsch, die Heimatgemeinde zu verlassen, steht im Vordergrund.

Die Übersiedlung in eine ihr vorher nicht bekannte Stadt weit weg von der eigenen Familie und in ein ihr nicht vertrautes sprachliches Umfeld kann durchaus als eine radikale biografische Veränderung bezeichnet werden. Ceren zeigt in relativ jungen Jahren Eigeninitiative und den Willen, sich auf eigene Beine zu stellen, auch wenn daraus zunächst (noch) kein nachhaltiger Neuanfang erwächst. Sie arbeitet für ein knappes halbes Jahr in einem Callcenter in Westeuropa und kehrt dann wieder nach Hause zurück. Die Phase evaluiert sie wie folgt: „Ja, des is halt (*eine Sekunde Pause*) schwer, du gehst ganz alleine, ganz neue Leute. Am Anfang war's scho schwer. Und danoch hod's ma auch nimma gefallen. Bin i wieder zruck.“ (I3/17:17 f.)

Wieder in Österreich, geht Ceren kurzfristig einer Lohnarbeit nach, die sie nicht näher beschreibt und kurze Zeit vor dem Interview kündigt. Sie setzt konkrete Schritte, um im Auswahlverfahren für eine Lehrstelle erfolgreich zu sein. Im Interview berichtet sie, bereits eine fixe Zusage zu haben, auch wenn sich gerade Verzögerungen beim Antreten der Stelle ergeben würden. Mit der Tätigkeit würden längere Aufenthalte im Ausland einhergehen. Es hat den Anschein, als

würde die Biografin ihre individuelle Emanzipation von der Herkunftsfamilie durch das gezielte Suchen von Arbeitsstellen im Ausland vorantreiben. Zugleich spielt der Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit eine Rolle. Auch wenn die beruflichen Schritte von Ceren nach wie vor eine gewisse Ereignisverstrickung vermuten lassen, nehmen doch die Versuche zu, das Leben in die eigene Hand zu nehmen, also ein biografisches Handlungsschema zu entwickeln. Die Biografin geht selbstständig an Fragen ihres beruflichen Weiterkommens heran. Sie berichtet von ihrer aktiven und eigenverantwortlichen Recherche und Bewerbung um die aktuelle Lehrstelle und beschreibt einen nicht ganz niederschweligen Auswahlprozess, den sie ihren Schilderungen zufolge erfolgreich meistert. Auch wenn zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht ganz klar ist, ob sie die Stelle tatsächlich antreten kann bzw. wird, kann von einem zunehmenden Grad an Selbstständigkeit und persönlicher Autonomie im Zusammenhang mit dem beruflichen Vorankommen gesprochen werden.

Auch in anderer Hinsicht befindet sich Ceren zum Zeitpunkt des Interviews in einem Veränderungsprozess: Sie spricht an, dass sie über eine Transidentität nachdenkt bzw. dass sie „a Transgender werden“ will (I3/7:12). Konkret befindet sie sich in einer Klärungsphase, ob sie ihre männliche Genderidentität auch mit einem geschlechtsverändernden Eingriff verbinden soll. Der Wunsch dazu ist erkennbar, allerdings besteht die Befürchtung, dass die Transidentität dann nicht mehr vor dem Vater verborgen werden kann und dessen Zurückweisung zur Folge haben könnte. Es ist noch offen, ob Ceren für sich Handlungsautonomie gewinnen und die ersehnte körperliche Veränderung umsetzen wird.

Trotz der Beendigung ihres hooliganartigen Lebenswandels im Alter von 14 Jahren scheint sich Ceren eine gewaltbejahende Grundeinstellung und eine ablehnende Haltung gegenüber der Polizei insgesamt, also gegenüber einem zentralen Exekutivorgan des Staates, bis heute erhalten zu haben. Sie bezeichnet Polizisten u. a. als „hobbylos“ (I3/23:10), und deshalb auf der Suche nach Leuten, die sie drangsalieren könnten. Keinesfalls seien sie „Freund und Helfer“, meint sie in Bezugnahme auf den verbreiteten Slogan. Eine essenzielle gesellschaftliche Funktion der Polizei sieht und anerkennt sie nicht. Ihre gewaltaffine Einstellung wird beispielsweise erkennbar, als sie das Gespräch auf junge Männer mit mutmaßlich migrantischem bzw. Fluchthintergrund bringt. Diese würden am Bahnhof „abhängen“, junge Mädchen belästigen und diesen auch Drogen geben, so die Biografin. In Bezug auf diesen Personenkreis meint sie:

„Würd i sowas sehen, dass er sowas macht, i würd ihn direkt schlagen bis zum Gehtnimma. Würd i sowas mal richtig sehen, dann würd i direkt zuschlagen ohne Ende.“ (I3/29:17 f.)

Aus der Interviewstelle lässt sich allerdings auch ableiten, dass Ceren solch eine Situation offenbar noch gar nicht selbst wahrgenommen hat – sie spricht im Konjunktiv 2. Dennoch stellt sie die mutmaßlichen Verhaltensweisen junger Geflüchteter unhinterfragt als Fakt dar. Auch in Gesprächssequenzen über ihre politische Selbsteinschätzung hält Ceren fest, dass sie in Bezug auf Menschen mit Migrationshintergrund in Verbindung mit mutmaßlichem Drogenhandel „leicht ein rechter Mensch“ sei (I3/27:24). Sie führt mit Referenz auf das Jahr 2015 an, dass es durch eine vermehrte Zuwanderung in ihrer Region zu einem allgemein verstandenen Niedergang in der Lebensqualität gekommen sei, dass ihr Bundesland früher „viel schöner als wie jetzt“ (I3/27:18) gewesen sei. Die Biografin gibt somit gängige rechte und rassistische Denkmuster und Stereotype wieder. Zugleich bemüht sie sich, die eigenen Positionen von Rechtsextremismus abzugrenzen. Sie betont, selbst Freund*innen mit Fluchthintergrund zu haben und jene Geflüchteten zu akzeptieren, „die sich integrieren, anpassen und arbeiten“ (I3/27:19). Alle anderen müssten jedoch wieder außer Landes gebracht, also abgeschoben, werden.

„Eben des, was i, i bin brutal radikal, weil i so halt-/ , weil i denk jetzt i, was so Drogen und so verticken, sich net integrieren können, sollen sich wieder zruck gehn. [...] Des is für mi, des is echt rechtsradikal, wie i do denk.“ (I3:28:27 ff.)

Die Einstellungen der Biografin wirken in Summe eher diffus und wenig durchdacht, sie könnten auch als in der Bevölkerung relativ verbreiteter Alltagsrassismus verstanden werden. Ein hoher Grad an Ideologisierung lässt sich nicht erkennen, schon gar nicht die Zugehörigkeit zu einer organisierten rechtsextremen Szene. Nichtsdestotrotz ist davon auszugehen, dass Cerens basal ausformulierte Ablehnung gegenüber bestimmten sozialen Gruppen und die Rückführung allgemeiner gesellschaftlicher Probleme auf die Anwesenheit dieser Menschengruppen in Österreich in beachtlichem Ausmaß anschlussfähig an die Positionen und Agenden rechtsextremer Gruppierungen und Bewegungen ist. Hinzu kommt die selbst beschriebene Gewaltbereitschaft, die in Bezug auf die von ihr unhinterfragt wiedergegebenen Stereotype als legitimes Mittel der „Problemlösung“ betrachtet wird. Auch dies lässt ihre Sichtweisen mit manchen rechtsextremen Positionen vereinbar erscheinen.

Darüber hinaus wird anhand der Erzählungen Cerens deutlich, dass sie sporadisch in Kontakt zu Personen steht, die noch extremere Positionen vertreten. Konkret berichtet sie, hie und da drei junge Männer mit türkischem Background beim Fortgehen in einer anderen Stadt zu treffen, deren Ansichten auch aus Cerens Perspektive zu weit gehen würden: „Die denken, die ghörn alle bombardiert, halt zrück ins Land und so. Aber wenn i mit eana so red, dann sag i, na, so was geht net.“ (I3/29:5). Die jungen Männer werden als Anhänger des türkischen Präsidenten Erdoğan beschrieben und von der Biografin als Kontrastfolie genutzt,

um ihre eigenen Denkweisen als weniger radikal darzustellen. Das fallweise Zusammentreffen mit ihnen in einer Disco vermittelt nicht den Eindruck eines beständigen Kontakts, auch bleibt unklar, ob die jungen Männer einer organisierten extremistischen Gruppierung angehören oder nicht. Dennoch bleiben fallweise Berührungspunkte mit Personenkreisen als gewisser Risikofaktor bestehen, deren extremistische Ansichten zwar in weiten Teilen selbst nicht vertreten werden, mit denen aber gelegentlich durchaus gerne das Gespräch gesucht wird.

Allerdings gehören Cerens enge und wichtige Bezugspersonen nicht diesen sozialen Kreisen an, vielmehr stehen sie ihren Ausführungen zufolge solchen politischen Standpunkten kritisch gegenüber. Die Biografin berichtet etwa, dass sie seitens ihrer Geschwister fallweise auf konsequenten Widerspruch treffe und auch die vordergründige Unterstützung durch ihre Mutter keine ideologische Basis, sondern eher soziale Beweggründe habe.

„Mei Bruada denkt ganz anders, der sagt immer, i bin dumm, i darf so net denken. Also, des sind auch nur Menschen. I denk ganz anders wie er zum Beispiel. [...] Meine Schwester halt, die ist so naiv, die mag jeden Menschen, ma kann sie-/ , sie mag jeden, egal, was ma macht. Sie [...] is genauso wie mein Bruada. Halt i glaub, i bin die einzige, was so denkt und i glaub, meine Mama gibt mir a nur Recht, weil sonst jeder gegen mi spricht.“ (13/30:21 ff.)

Auch wenn politische Diskussionen in der Familie mitunter durchaus lebhaft geführt werden dürften, scheinen sie die stabil wirkende (wenn auch nicht konfliktfreie) Beziehungsbasis zur Kernfamilie nicht erschüttern zu können. Darüber hinaus setzen auch die altersbedingt loser gewordenen Kontakte zu einzelnen Jugendarbeiter*innen weltanschauliche Gegenakzente (zur Rolle der Jugendarbeit vgl. Kapitel 6.7). Ceren bewegt sich somit in diversifizierten Beziehungsnetzwerken, dabei werden wichtige Bezugspersonen klar als Gegenkräfte zu den rechten und rassistischen Denkmustern und Stereotypen der Biografin erkennbar. Dies kann als bedeutsamer Resilienzfaktor gegen eine verfestigte und sich gegen Kritik abschottende extremistische Weltdeutung sowie gegen einen umfassenderen Einstieg in rechtsextremistische Gruppierungen betrachtet werden.

6.7. Rolle der Jugendarbeit

Die besondere Rolle der Offenen Jugendarbeit in Cerens Lebensverlauf wurde bereits in den bisherigen Fallrekonstruktionen mehrfach kurz angesprochen. Aufgrund einer ausgewiesenen Fokussierung der vorliegenden Biografieforchung auf Wirkmöglichkeiten von Jugendarbeiter*innen zur Stärkung von Resilienzfaktoren Jugendlicher soll in diesem Kapitel gesondert auf die Bedeutung der Jugendarbeit eingegangen werden.

Ihre Verbindung zum Jugendzentrum ist nach dem Fußballspielen der zweite inhaltliche Aspekt, den die Biografin in ihrer Stegreiferzählung zu Beginn des Interviews aufgreift. Sie hält fest, dass ihre ganze Jugendzeit eng mit dieser Einrichtung der Offenen Jugendarbeit verknüpft war. Genau genommen wird die Jugendzeit mit der Zeit im Jugendzentrum sogar gleichgesetzt, als hätte nichts anderes in der Jugend gezählt. Die Darstellung im Interview erweckt den Eindruck, als habe das Jugendzentrum den Fußballsport nahtlos abgelöst, auch wenn eine zeitliche Überlappung zwischen beiden Freizeitbeschäftigungen wahrscheinlich erscheint. Im Mittelpunkt steht im Jugendzentrum nun das Miteinander mit bestimmten Personen, konkret mit mehreren Jugendarbeiter*innen, die namentlich aufgezählt werden.

Phasenweise stellt die Jugendarbeit eine Art zweite Familie für Ceren dar. Insbesondere der Kontakt zu einer Jugendarbeiterin gewinnt familienähnliche Züge, wie die Biografin gleich in den ersten Minuten des Gesprächs zum Ausdruck bringt:

„Die (*Name der Jugendarbeiterin, Anm. d. Verf.*) is so wie wie a zweite Mama zum Beispü für mi. Weil wenn i dahoam mi net traut hob mit de Eltern zum Reden, hob i mit-/ , i bin a Mädal, aber i bin zum Beispiel lesbisch. Und i hob mi des net am Anfang so traut da Mama und da Familie so zum sagen. Deswegn woar meine erste Ansprechpartnerin (*Name der Jugendarbeiterin, Anm. d. Verf.*).“ (I3/1:33 ff.)

Die Offene Jugendarbeit ermöglicht ihr Kontakte zu erwachsenen Bezugspersonen, die sie in hohem Ausmaß unterstützen und gleichzeitig eine Antithese zu diskriminierenden und exkludierenden Politiken der Ungleichwertigkeit vertreten und vorleben. Ceren fasst die im Jugendzentrum geltenden und gelebten Normen und Werte wie folgt zusammen:

„Halt du darfst Menschen net diskriminieren oder solche Sachen. Des is No-Go. Wenn du des machst, dann bist-/ , host Hausverbot. Da lernst auch dort Respekt und wie man mit Menschen umgeht und alles. Des lernst du dort echt. Des lernst du echt. Owa i hob jo Respekt vo dahoam auch mitkriegt.“ (I3/38:25 ff.)

Der zweite „familiäre“ Kreis wirkt auf Ceren ihrer retrospektiven Selbsteinschätzung zufolge somit in ähnlicher Weise wie ihre tatsächliche Familie. Plurale Sichtweisen werden demnach vorgelebt, rassistische Diskriminierung wird nicht toleriert, sondern gegebenenfalls durch Hausverbot sanktioniert. Dabei wissen die Jugendarbeiter*innen offensichtlich darum, dass Ceren punktuell mit rechten Bewegungen sympathisiert und eine tendenziell rassistische Weltanschauung kultiviert – dies geht nicht nur aus dem Gespräch mit der Biografin selbst hervor, sondern auch aus dem ergänzenden Interview mit der Vertrauens-Jugendarbeiterin. Im Sinne einer niederschweligen Arbeitsweise steht zunächst im Vordergrund,

die vertrauensvolle Gesprächsbasis zu erhalten. Zugleich werden über die positiven Beziehungsangebote und attraktiven Freizeitmöglichkeiten, aber auch die im Jugendzentrum einzuhaltenden Regeln des Umgangs miteinander alternative Werte und Haltungen vermittelt. Die Offene Jugendarbeit kann auf diese Weise auch Jugendlichen mit extremistischen Gesinnungen, die zu anderen sozialen Kontexten bereits die Kontakte abgebrochen haben, einen sozialen Ankerpunkt bieten. Die Jugendarbeiter*innen bleiben als erwachsene Ansprechpersonen erhalten und können noch unterstützen und diskursiv intervenieren, wenn die radikalierungsgefährdeten Jugendlichen für andere Bezugsgruppen und Institutionen (Familie, Schule etc.) nicht mehr erreichbar sind.

Nachfolgend sollen drei Bereiche, in denen die Jugendarbeit für Ceren in der Phase der frühen und mittleren Adoleszenz in besonderer Weise als Ressource wirksam werden konnte, nochmals hervorgehoben werden:

- Im obenstehenden Zitat spricht die Biografin an, dass eine Jugendarbeiterin die erste erwachsene Bezugsperson ist, der sie sich im frühen Prozess der Klärung ihrer sexuellen Orientierung und Genderidentität anvertraut. Die aktive Unterstützung der Jugendarbeit in dieser schwierigen Lebensphase beschränkt sich nicht auf persönliche Stärkung und Beratung, im Jugendzentrum wird ihr auch ein geschützter Raum geboten, zu ihrer sexuellen Identität zu stehen. Das Jugendzentrum und die Jugendarbeiterin stellen für Ceren ein wichtiges Unterstützungsnetzwerk dar, als sie ihr Outing als lesbisch verwirklicht und ein paar Jahre später offen ihre erste Beziehung zu einem anderen Mädchen lebt.
- In der Phase des Sympathisierens mit der Bewegung der rechtsextremen Grauen Wölfe bleiben die Jugendarbeiter*innen mit Ceren in Kontakt und suchen auch fallweise die Diskussion mit ihr. Die sozialen Kreise, in denen sich die Biografin bewegt, bleiben divers, zugleich leben die Jugendarbeiter*innen in den Begegnungen im Jugendzentrum ein Gegenmodell zu nationalistischen und rassistischen Segregationen vor.
- Über die Offene Jugendarbeit erschließen sich Ceren auch in beruflicher Hinsicht neue Optionen: Sie findet einen Platz in der arbeitsmarktintegrativen Einrichtung und erhält Hilfestellungen bei ihren Bemühungen, beruflich Fuß zu fassen.

Die Jugendarbeit stellt also in Cerens phasenweise eher prekärem biografischen Verlauf einen Faktor der Stabilität und eine essenzielle Ressource dar, auf die sie in herausfordernden Lebenssituationen zurückgreift, um Beratung und aktive Unterstützung zu erhalten. Bis heute hält die Biografin fallweise Kontakt zur Offenen Jugendarbeit, auch wenn im Prozess des Erwachsenwerdens die Beziehungen loser und sporadischer wurden.

6.8. Analyse des persönlichen Beziehungsnetzwerks

Im Folgenden soll das Beziehungsnetzwerk Cerens zum Zeitpunkt ihrer Zugehörigkeit zu einer gewaltaffinen Jugendgruppe dargestellt werden. Das Gespräch darüber wurde zu einer Zeichnung (Netzwerkkarte) zusammengefasst. Das Bild enthält aber auch Kontakte aus späteren Lebensphasen, dies wird bei der Analyse berücksichtigt.

Gesamtgestalt des Netzwerks in der Phase der Zugehörigkeit zur gewaltaffinen Jugendszene

Die Netzwerkkarte weist neben dem auf der Karte zentral positionierten „ICH“ 16 Positionen bzw. Akteur*innen auf. Es fällt auf, dass Ceren in ihr Netzwerk nur eine Organisation/Einrichtung sowie eine Gruppe und ansonsten ausschließlich Einzelpersonen einzeichnet. Allerdings wird den drei aus der Disco bekannten Erdoğan-Anhängern in der Nummerierung der Positionen nur eine Zahl durch die Befragte zugedacht, sie gewinnen dadurch ebenfalls Gruppencharakter. Die Positionen werden von Ceren in folgender Reihenfolge eingetragen: Die Plätze 1 bis 6 belegen Cerens Mutter, ihre drei Brüder, ihre Schwester und ihr Vater. An siebenter Stelle wird ihre Ex-Freundin eingezeichnet, an achter Stelle eine ehemalige beste Freundin. Die neunte Position nimmt die Gruppe der ehemaligen Clique ein, mit der Ceren im Alter von ca. zwölf bis 14 Jahren in Schlägereien oder Gewaltaktionen verwickelt war. An zehnter Stelle wird als Institution der Verein der Offenen Jugendarbeit genannt, mit dem Ceren sich verbunden fühlt. Auf den Plätzen 11 bis 13 rangieren Jugendarbeiter*innen aus dem Jugendzentrum, welches Ceren lange Jahre frequentierte – mit der für sie wichtigsten Jugendarbeiterin auf Platz 11. Auf Position 14 befindet sich die aktuelle Freundin bzw. Beziehung der Biografen, Platz 15 nimmt eine weitere Jugendarbeiterin aus dem Jugendzentrum ein. Es folgt mit Platz 16 die Gruppe der Disco-Bekanntschaften, die zwar als drei Individuen eingezeichnet wurden, aber nicht namentlich ausgewiesen sind.

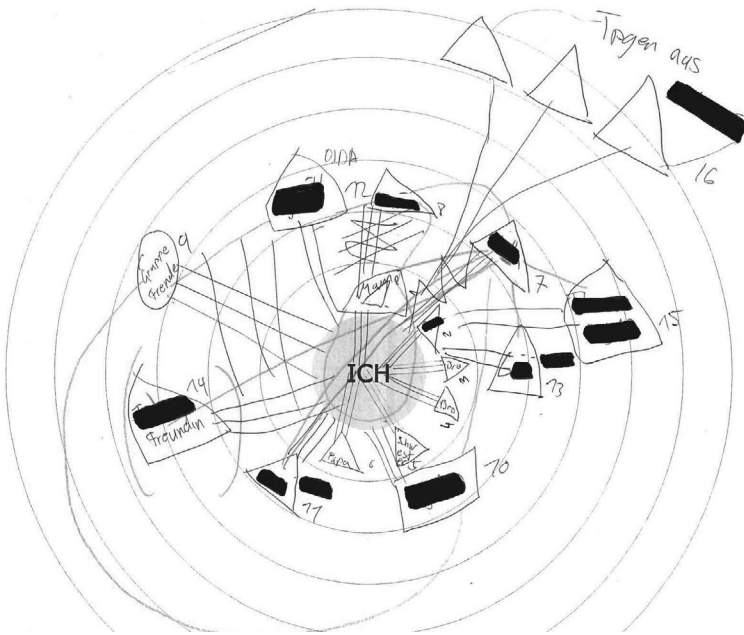


Abb. 6: Cerens Beziehungsnetzwerk in der extremistischen Lebensphase – und danach³ (Teile zur Anonymisierung des Falles geschwärzt)

Die zuerst eingezeichnete Kernfamilie wird nicht als Gruppe (z. B. Familie) angeführt, vielmehr sind die einzelnen Familienmitglieder als Einzelpersonen eingezeichnet, und zwar jeweils gleich weit entfernt in unmittelbarer Nähe zu Cerens „ICH“. Alle erhalten mit drei geraden Linien die größtmögliche positive Verbindung zur Biografin. Dabei werden die einzelnen Mitglieder der Familie wie ein Kreis rund um das „ICH“ angeordnet und umschließen so gleichsam die Biografin zeichnerisch zu zwei Drittel – sie wirken durch die Dreiecksform fast wie ein persönliches Schutzschild. Die Biografin drückt so die große Verbundenheit zu ihrer Familie aus, wobei der Vater, obgleich in ihrem Leben weniger präsent als die Mutter und die Geschwister, eine gleichrangige Position auf der Karte erhält. Im begleitenden Gespräch zur Zeichnung betont Ceren, dass der Vater nach wie vor eine wichtige Bezugsperson für sie darstellt, auch wenn sie ihn nicht so häufig sieht: „Weil mit dem Papa habe ich nicht so viel zu tun, aber ich habe trotzdem eine positive Beziehung.“ (I3/53:3).

3 Die Biografin zeichnete beim Interview auch die Veränderungen des Beziehungsnetzwerks – in einer anderen Farbe (rot) – ein, die Differenzen sind in der Schwarz-Weiß-Abbildung allerdings nicht zu erkennen.

Mitglieder der weiteren Verwandtschaft werden nicht eingezeichnet, auch jene nicht, die während des Interviews, teilweise auch positiv, erwähnt wurden. Das im Gespräch artikuliert Bemühen der Biografin, den familiären Kreis kleinzuhalten, kommt auch auf Ebene der Netzwerkkarte zum Ausdruck.

Der eingezeichnete Verein der Jugendarbeit und einzelne Jugendarbeiter*innen stehen der Biografin in der Netzwerkkarte auffallend nahe, zwei Jugendarbeiter*innen sind etwas abgesetzter eingezeichnet. Der Verein und die Vertrauens-Jugendarbeiterin („zweite Mutter“) erhalten von der Biografin drei gerade Verbindungslinien zu ihrem „ICH“, zwei weitere Jugendarbeiter*innen jeweils zwei gerade Linien. Es werden keinerlei Dissonanzen oder Probleme mit den Jugendarbeiter*innen angedeutet bzw. gezeichnet. Man kann aus der Karte schließen, dass die Jugendarbeit zum erinnerten Zeitpunkt nach der Familie das zweitwichtigste soziale Bezugssystem der Biografin darstellte, wobei die besonders enge Positionierung der wichtigsten Bezugsperson aus diesem Personenkreis deren Bedeutung nochmals hervorhebt. Ähnlich wie die Mitglieder der Kernfamilie umschließen die Jugendarbeiter*innen zeichnerisch das „ICH“ und wirken so im Netzwerk wie eine erweiterte Familie. Dagegen befindet sich die derzeitige Freundin der Biografin (Nr. 14) deutlich weiter weg. Dies kann allerdings dadurch erklärt werden, dass sie im Zeitraum, auf den sich die Netzwerkkarte primär bezieht, mutmaßlich eine geringere Rolle spielte, sind sie und die Biografin doch erst seit einem halben Jahr ein Paar, auch wenn sie sich schon länger kennen.

Auf der neunten Position zeichnet die Biografin ihre ehemalige primäre Peer-group ein, mit der sie den beschriebenen Hooligan-Lifestyle pflegte, sie verbindet die Clique mit drei geraden Linien mit sich selbst. Einerseits bringt sie damit die stärkstmögliche positive Verbindung zum Ausdruck, andererseits wird die Gruppe doch relativ weit entfernt vom „ICH“ eingezeichnet und dadurch als weniger wichtig für die Biografin dargestellt. Bemerkenswert erscheint auch, dass die Gruppe in der Mitte des von der Familie nicht umschlossenen Drittels an das „ICH“ angedockt wird, so als wäre dort das Haupteinfallstor für die potenziell problematischen Beziehungen. Ceren sagt dazu beim Zeichnen:

„Unsere Art-, wir waren halt, wir waren so wie frisches Fleisch, wir waren alle so jung und waren, die Jungs und ich, wir waren so wie frisches Fleisch, wir haben gewartet, bis uns jemand reizt, sind wir auf die losgegangen. Wir haben alle zusammen schöne Tage gehabt, auch schlechte Tage. Aber ich habe es mögen.“ (13/56:27 ff.)

Ceren beschreibt beim Zeichnen den Abschied von der Gruppe als einen langsamen Auflösungsprozess: Die Leute wurden älter, bekamen Kinder, hatten nicht mehr die nötige Zeit. Die Entscheidung der Biografin im Alter von 14 Jahren, künftig auf gewalttätige Aktionen zu verzichten, hatte also keinen plötzlichen Beziehungsabbruch zur Gruppe zur Folge. Ihre Schilderungen lassen die Gruppe

auch nicht als eine ideologisierte politische Szene sichtbar werden. Auf Nachfrage der Interviewerin gibt sie an, dass niemand in der Peergroup damals radikalere Ansichten vertreten habe (vgl. I3/57:9).

Im Netzwerk finden sich drei etwa gleich alte weibliche Bezugspersonen: Cerens erste Freundin im Alter von etwa 15 Jahren verbindet neben zwei geraden Linien auch eine gezackte Linie mit dem „ICH“ und markiert die Beziehung zu dem Mädchen, von der sie nach knapp einem Jahr wieder verlassen wurde, als nicht nur unkompliziert. Die erste Beziehung wird auch mit der Jugendarbeit verbunden eingezeichnet. Zweitens ist in der Karte eine ehemalige beste Freundin Cerens eingezeichnet. In den begleitenden Erklärungen hält die Biografin fest, dass sich die zeitweise sehr engen Freundinnen mehr und mehr auseinandergelebt hätten und heute kaum mehr Kontakt zueinander bestehe. Und drittens findet sich die aktuelle Freundin in der Netzwerkkarte verzeichnet, sie wird in dieser Phase des Interviews erstmals erwähnt.

Als letzte Position wurden von der Biografin die Bekannten aus der Diskothek eingezeichnet. Diese drei Personen sind in ihrem Netzwerk am weitesten vom „ICH“ entfernt, die Verbindung zu ihnen ist Ceren nur je eine gerade Linie wert. Diese Positionierung bestätigt ihre Ausführungen an früherer Stelle des Interviews, dass sie diese Personen erst wenige Male in ihrem Leben getroffen habe und eher lose kenne. Es kann auch dahingehend nicht von einer Einbindung der Biografin in eine radikale politische Szene gesprochen werden.

Beziehungsdynamiken und -veränderungen

Cerens Familie stellt den stabilen sozialen Kern im Leben der Biografin dar. Auch wenn durch die Scheidung der Eltern und das Heranwachsen der Geschwister manche Kontakte etwas loser geworden sein mögen, bleibt das familiäre System für sie bis heute der wichtigste Bezugspunkt. Die Offene Jugendarbeit hingegen steht vor allem für eine bestimmte Lebensphase, auch wenn sie teilweise einen ähnlichen Charakter gewinnt wie die Kernfamilie. Obgleich Ceren berichtet, dass sich der Kontakt zur Jugendarbeit im Zuge ihres Älterwerdens abgeschwächt habe, zeigt sie sich immer noch als im Bedarfsfall aktivierbares Unterstützungssystem. Die Beziehung zu einzelnen Jugendarbeiter*innen scheint für Ceren im Laufe der Jahre tendenziell den Charakter einer privaten Freundschaft angenommen zu haben.

Radikale Brüche mit sozialen Kontakten finden sich in Cerens Netzwerk kaum. Nur die Kontakte zur ehemaligen besten Freundin und zur jugendlichen Peergroup werden als beendet eingezeichnet. Interessanterweise hat die Biografin die Verbindungslinien zur ersten Freundin nicht durchgestrichen, um den Bruch mit dieser Person zu illustrieren. Die sozialen Verwerfungen mit Teilen der Verwandtschaft finden in der Netzwerkzeichnung keinen Ausdruck.

Die Verbindung zur gewaltaffinen Jugendszene zeichnet Ceren als heute nicht mehr existent ein, auch wenn es nicht zu einem Zerwürfnis oder einer aktiven Distanzierung gegenüber diesem Personenkreis kam. Vielmehr betont die Biografin, dass die Mehrzahl der Gruppenmitglieder damals schon älter als sie gewesen sei und einige heute schon Kinder und damit etwas anderes zu tun hätten, als in der Gegend herumzuziehen und sich zu prügeln. Ceren artikuliert während des Zeichnens explizit, dass sie die damaligen Schlägereien keinesfalls bedauern würde, vielmehr bewertet sie sie als bedeutsame Entwicklungsphase hin zu ihrer derzeitigen Persönlichkeit:

„Auch das Schlimme, was ich gemacht habe, Menschen schlagen oder so, finde ich alles positiv, halt sehe ich positiv. Weil hätte ich das Ganze nicht gemacht, wäre ich heute nicht so, wie ich bin. Vielleicht hätte ich heute-, wäre ich heute kriminell statt damals. Und ja, das passt alles so.“ (I3/60:25 ff.)

Die Biografin gibt dieser Phase und ihren damaligen Handlungen in ihrer Lebenserzählung somit eine positive Bedeutung, verbindet die differierenden Lebensphasen und -erfahrungen und arbeitet sie auf diese Weise sinnstiftend in ihre Biografisierung ein, auch wenn dabei die kritische Distanz zur eigenen Gewalttätigkeit sehr knapp bemessen erscheint.

6.9. Resümee zum Zusammenwirken von Risiko- und Resilienzfaktoren

Abschließend sollen die in der Fallrekonstruktion erkennbar gewordenen Risiko- und Resilienzfaktoren zusammenfassend herausgearbeitet werden. Die Biografin bewertet retrospektiv die Trennung ihrer Eltern am Übergang von der frühen zur mittleren Kindheit als schwieriges Lebensereignis. Bei genauerem Hinsehen erscheinen vor allem die daraus folgenden sozialen und ökonomischen Veränderungen (Nichtakzeptanz durch Verwandtschaft, prekäre ökonomische Lage der Mutter) und die Sorge um eine mögliche Fremdunterbringung durch die Jugendfürsorge als belastende Faktoren. Diese familiäre Instabilität, die als Risikofaktor für den biografischen Verlauf der Befragten gedeutet werden kann, wird tendenziell abgefangen durch das Bemühen der Familie, zu beiden Elternteilen ausreichend Kontakt zu ermöglichen, zudem wird ein hoher Einsatz der Mutter in der Lebenserzählung von Ceren erkennbar, das Wohlergehen ihrer Kinder zu gewährleisten. Insgesamt zeigt sich der starke Zusammenhalt der Kernfamilie (vor allem Mutter und Geschwister) als ein wesentlicher Resilienzfaktor im Leben der Biografin. Auch der Vater scheint für Ceren in gewissem Ausmaß eine soziale Ressource zu bleiben, wenn auch mit Ambivalenzen: Das Beziehungsverhältnis

ist von unsicherer Anerkennung durch den Vater etwas überschattet. Dies dürfte sich mit dem Übergang in die Lebensphase der Adoleszenz tendenziell verstärkt haben.

Ceren verweist im Gespräch auf einen früh beginnenden Prozess der sexuellen Identitätsfindung und gerät damit in Widerspruch zu den im sozialen Umfeld dominanten heteronormativen Vorstellungen, denen sie nicht entspricht. Sie berichtet von ihrem Zögern, sich der Familie anzuvertrauen, und von Diskriminierungserfahrungen. Hier zeigen sich durch das gesellschaftliche Umfeld bedingte Risikofaktoren. Unter anderem dürften die Mobbing Erfahrungen in der Schule – zumindest zum Teil – auf genderstereotype bzw. transfeindliche Einstellungen ihrer damaligen Klassenkolleg*innen zurückzuführen sein, sie werden als große Belastung sichtbar. Aber auch die religiös-konservative Einstellung ihres Vaters, vor dem bis heute die sexuelle Orientierung und die Genderidentität geheim gehalten werden, erweist sich als Quelle der Verunsicherung. Resilienzfördernd wird in dieser Phase – jedenfalls ab dem Alter von elf Jahren – die Offene Jugendarbeit wirksam, insbesondere die Vertrauensbeziehung zu einer Jugendarbeiterin unterstützt die Biografin in diesem schwierigen Klärungsprozess.

Das durch Mitschüler*innen erfahrene Mobbing mündet in eine Copingstrategie Ceren, die einerseits als Gegenwehr und Selbstbehauptung interpretiert werden könnte und in dieser Hinsicht als eine Form von „hidden resilience“ (Ungar 2004) zu betrachten ist: Die Biografin begegnet den Anfeindungen mit massiver körperlicher Gewalt und gewinnt daraus eine starke Erfahrung der Selbstwirksamkeit. Der unerwartete Zuspruch durch andere Jugendliche, den sie dafür erntet, wird durch soziale Medien stark befördert. Andererseits erwächst daraus eine hochriskante biografische Verlaufsdynamik: Ceren wird in der Folge für einige Jahre Teil einer Jugendclique, für die die Ausübung körperlicher Gewalt zur ritualisierten „Freizeitbeschäftigung“ wird. Gruppendynamische Prozesse in der Peergroup scheinen die gewalttätige Lebensweise der Biografin zu verstärken. Sie gerät wiederholt in Konflikt mit der Polizei, die zum „Reibebaum“ der Jugendlichen wird, Ceren's widerständiges Verhalten der Polizei gegenüber scheint nicht nur der individuellen Selbstversicherung als stark und rebellisch zu dienen, sondern auch zur Aufrechterhaltung ihrer Respektposition in der eigenen Clique.

Neben den Kontakten zu dieser Gruppe scheint die Biografin eine Zeit lang auch mit Jugendlichen zu tun zu haben, die mit der rechtsextremen Gruppierung der Grauen Wölfe sympathisieren, und selbst Interesse daran zu zeigen. Allerdings wird keine Zugehörigkeit zu organisierten Strukturen erkennbar, die Kontakte dürften auch nach weniger als einem Jahr wieder an Bedeutung verloren haben. Insgesamt kann über diese Facette von Ceren's Biografie wenig in Erfahrung gebracht werden, was angesichts dezidierter Nachfragen im Interview zu extremistischen Kontakten oder Einstellungen bemerkenswert erscheint.

Einen Gegenpart zu diesen riskanten Entwicklungen bildet in dieser Lebensphase Cerens intensiver Kontakt zum Jugendzentrum in der Heimatgemeinde. Die Angebote der Offenen Jugendarbeit und die Kontakte zu den Jugendarbeiter*innen als vertrauensvolle erwachsene Bezugspersonen zeigen sich in vielfacher Hinsicht als Ressource. Sie eröffnen etwa alternative, inklusive Sichtweisen bei gleichzeitiger Verdeutlichung der Ablehnung von Diskriminierung unterschiedlicher Art, stellen aber auch attraktive Freizeitangebote und Möglichkeiten der Arbeitsintegration sowie der Unterstützung beim Berufseinstieg zur Verfügung. Auf diese Weise machen sie die Qualität und Wirkmöglichkeiten eines resilienzfördernden sozialen Umfeldes auf individuelle Lebensverläufe sichtbar, bei Ceren etwa als ein essenzieller Faktor der Stabilität in einer herausfordernden Lebensphase. Die Biografin selbst spricht dem Jugendzentrum und einzelnen Jugendarbeiter*innen eine besondere Bedeutung in der Phase der frühen Adoleszenz zu, sie bleiben bis heute als Ressource im Hintergrund erhalten, auch wenn die Beziehungen loser geworden sind.

Den Wandlungsprozess weg vom gewalttätigen Lebensstil in der Clique hin zu einem am Berufseinstieg orientierten Lebensabschnitt markiert eine Konfrontation mit der Polizei am Beginn von Cerens Strafmündigkeit mit 14 Jahren, auch wenn von einem längeren Prozess auszugehen ist, auf den mehrere Faktoren wie familiäres Umfeld, Jugendarbeit, persönliche Reifungsprozesse etc. eingewirkt haben. Beim konkreten Vorfall werden ihr die schwerwiegenden Konsequenzen von Straffälligkeit für den weiteren Lebenslauf nachhaltig bewusst (gemacht). Cerens ablehnende, von Misstrauen geprägte Haltung gegenüber der Exekutive dauert zwar bis heute an, dennoch stellt die Polizei einen Faktor der Mäßigung in ihrem Leben dar und trägt mit dazu bei, ihr die beachtlichen Risiken ihres Tuns vor Augen zu führen. Zugleich ist davon auszugehen, dass die grundsätzliche Orientierung der Biografin an beruflichem Einstieg und Teilhabe am Erwerbsleben die Motivation, von Gewalthandlungen abzulassen, entscheidend stärkt. Dadurch stehen positive, sinnstiftende Zielsetzungen zur Verfügung, die nicht durch Straffälligkeit gefährdet werden sollen. Nahe Bezugspersonen wie insbesondere die berufstätige Mutter stehen der Jugendlichen in diesen Zielorientierungen als Vorbild zur Verfügung.

In der Fallrekonstruktion wird erkennbar, dass Cerens Gewalttaten in einer bestimmten Lebensphase als Mittel der Bewältigung von persönlichen Problemlagen wie Mobbing und anderen Ausgrenzungserfahrungen funktionierten. Ab einem bestimmten Zeitpunkt waren diese Handlungsmuster für Ceren aber als persönliche Copingmechanismen offenbar nicht mehr notwendig bzw. erwiesen sich sogar als dysfunktional für die beruflichen Ziele. Verstärkt durch Druck seitens der Polizei einerseits und positive Unterstützung seitens wichtiger sozialer Bezugssysteme andererseits konnte der delinquente Lebensweg relativ rasch und offenbar bis heute im Wesentlichen anhaltend beendet werden.

Cerens ablehnende, von Misstrauen geprägte Haltung gegenüber der Polizei dauert bis heute an. Inwiefern ihre Einstellung gegenüber dieser zentralen gesellschaftlichen Institution einen Risikofaktor in Bezug auf eine mögliche Hinwendung zu extremistischen Sinnangeboten darstellt oder nicht, kann auf Basis der Fallrekonstruktion nicht beantwortet werden.

Als Risikofaktoren bleiben eine gewaltbejahende Grundeinstellung, auch wenn selbst keine physische Gewalt mehr ausgeübt wird, und stereotype, abwertende Perspektiven auf andere Menschengruppen, im Speziellen auf Menschen mit Flucht bzw. Migrationshintergrund. Cerens Einstellungen lassen sich als Alltagsrassismus bei gleichzeitig geringem Ideologisierungsgrad einordnen, sie sind dennoch potenziell anschlussfähig an Positionen in verschiedenen rechten und rechtsextremen Szenen. Allerdings verfügt die Biografin über ein soziales Umfeld, das ihre Resilienz gegenüber extremistischen Sinn- und Beziehungsangeboten tendenziell erhöht. So teilen ihr sehr nahestehende Personen wie ihre Geschwister diese Positionen nicht, sondern lehnen sie laut Cerens Ausführungen klar ab. Auch ihre Mutter nimmt Ceren in dieser Hinsicht nicht als echte Verbündete wahr und selbst der Vater, der als sehr religiös-konservativ beschrieben wird, wird nicht als für rassistische Positionen zugänglich erkennbar. Diese familiären Beziehungen sind Ceren sehr wichtig, sie sollen nicht nachhaltig gefährdet werden. Generell ist ihr diversifiziertes Beziehungsnetzwerk als wichtige strukturelle Unterstützung gegen einen Einstieg in rechtsextreme Gruppierungen zu betrachten.

Nicht zuletzt könnte der noch nicht nachhaltig erfolgreiche Berufseinstieg bzw. die brüchige Berufsbiografie, verbunden mit einer geringen Formalbildung, die für die Abkehr von Delinquenz wesentlichen Lebensziele in beruflicher Hinsicht als nicht erreichbar erscheinen lassen. Allerdings zeigt Ceren einen steigenden Grad an Selbstständigkeit und zielorientiertem Handeln in Bezug auf das berufliche Vorankommen bzw. den Wiedereinstieg in die Erwerbsarbeit. Auch diese detaillierte Fallrekonstruktion unterstreicht somit die große Bedeutung beruflicher Zukunftsperspektiven als Resilienzfaktor – und von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die bei der Entwicklung und Realisierung solcher Perspektiven unterstützen.

7. Biografische Kurzportraits zu weiteren Interviews

Hemma Mayrhofer

Ergänzend zu den vier umfassenden biografischen Fallrekonstruktionen sollen im Folgenden zu fünf weiteren Interviews, die im Rahmen des Projekts BI:JU mit jungen Menschen geführt wurden, biografische Kurzportraits vorgestellt werden. Diese Zusammenfassungen bleiben vorrangig auf der manifesten Inhaltsebene und gehen weniger in die analytische Rekonstruktion, sie erlauben dadurch auch weniger detaillierte Einblicke in das Zusammenwirken der Risiko- und Resilienzfaktoren. Sie entstanden in der letzten Phase des biografieanalytischen Auswertungsprozesses, da dadurch bereits der in den vorangegangenen Fallrekonstruktionen sensibilisierte Blick für die Auswertung der weiteren Lebenserzählungen und -evaluierungen genutzt werden konnte. In Summe erweitern die Kurzportraits die Studie um erkenntnisreiche Einsichten in die Diversität von Radikalisierungs- und Distanzierungsverläufen, sie bekräftigen zugleich Ergebnisse zu übergreifend bedeutsamen Resilienzfaktoren.

7.1. Kurzportrait „Thomas“: Suche nach Zugehörigkeit und beruflicher Absicherung

Seine Kindheit fasst Thomas (Pseudonym) – er ist zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 20 – wie folgt zusammen: „Armut, Scheidung und vor allem (*zwei Sekunden Pause*) si persönlich allane fühl'n, sprich die Geborgenheit nicht zu habn.“ (I17/1:25 f.). Die Familie lebt in einer eher ländlichen Region am Rande einer Kleinstadt in ärmlichen Verhältnissen. Seine Mutter beschreibt Thomas als ihren drei Kindern gegenüber abweisend und desinteressiert, sie habe zudem „immer scho a Alkoholproblem ghobt“ (I17/5:13) und es auch mit der ehelichen Treue nicht so genau genommen. Als Thomas fünf Jahre alt ist, erfolgt die Scheidung der Eltern, das Sorgerecht wird dem Vater zugesprochen. Der berufstätige Vater ist zu diesem Zeitpunkt in einem großen staatsnahen Unternehmen in angelernten Arbeiten tätig, er habe sehr viel gearbeitet, um die Familie ernähren zu können, erinnert sich der Biograf. Dadurch bleiben die Geschwister – Thomas ist der mittlere von ihnen – viel auf sich allein gestellt:

„Mei Vater is 60 Stund' die Wochn oabeitn gaunga, dass er si die Wohnung mit de drei Kinder plus Schul' und alles leisten hat können. Und mei Schwester und i haum die-/ ,eher mehr die schulische und Erziehung und des Gaunze von mein Bruder übernumma und haum hoit den Haushoit gschmissn und selbst Wäsch' gwaschn und kocht [...] und des hoit scho mit sechs bis sieben Joahr herum. Oiso mia ham frühzeitig scho sehr, sehr vü selbstständig mochn müssn.“ (I17/1:30 ff.)¹

Die Beziehung zum Vater wird insgesamt als gut evaluiert, Thomas spricht von einer engen Bindung zu seinem Vater. Die wenige Zeit, die er für die Kinder erübrigen kann, „hamma halt a voll auskost“, das seien „so die Heile-Welt-Tage“ (I17/7:23) gewesen.

Die Familie wird von Nachbarn („da sind wir auch viel zum Essen eingeladn wordn, weil sie eben die Situation gewusst ham“ – I17/6:26f.) und den Großeltern väterlicherseits bei der Bewältigung der schwierigen Lebensbedingungen unterstützt. Vor allem die Großmutter wird als „Riesenbezugsperson“ und „Mutterersatzperson“ (I17/6:36) bewertet, als Ressource auf verschiedenen Ebenen. Dennoch sei oft zu Monatsende das Geld (zu) knapp geworden und Thomas artikuliert, dass die Jugendwohlfahrt nicht davon wissen hätte dürfen, wie häufig die Kinder sich selbst überlassen waren. Auch dürfte mehrfach eine Delogierung gedroht haben, da die Miete nicht rechtzeitig gezahlt werden konnte. Thomas erzählt, wie er sich immer leid gesehen habe, wenn Freunde und Mitschüler*innen im Sommer mit ihren Familien auf Urlaub fahren und er „dann alleine daheim gewesen“ (I17/8:18) sei. Zugleich zeigt er sich um den Anschein von Normalität nach außen bemüht, erwähnt viele Hobbys, sportliche Betätigungen und Aktivitäten mit Freunden:

„[...] mit dem, wie i auftretn bin und wie i alles gehandhabt hob und so, hod ma net mitkriagt, dass bei mir daham eigentlich a komplette familiäre Katastrophn is mit Scheidung und allem drum und dran, sondern i hob des so am Tag legn kinna ois hätt i dahoam die heile Welt und i geh hoit aussa, weil i heraußen sei wü und wei's ma Spaß mocht und dem Gaunzen. Und hob des eher mehr verdecken kinna, dass trotz dessen im Hintergrund, vor allem in da Kindheit des a wenig weh getan hod, dass jetzt die Mutter anfoch weg woar.“ (I17/3:1 ff.)

Die Schullaufbahn von Thomas ist auf eine spätere Lehre ausgerichtet, er sei „kein Einserschüler“ (I17/3:10) gewesen, habe aber auch keine nennenswerten Probleme in der Schule gehabt. Nach Ende der Schulpflicht beginnt er eine Lehre im Gastronomiebereich und pendelt hierfür in die Landeshauptstadt. Dort lernt er seine erste Freundin kennen, sie ist etwas älter als er und laut Thomas ohne

1 Der Dialekt wurde in diesem und den folgenden Zitaten aus Anonymisierungsgründen leicht verfremdet.

Arbeit und auch nicht in Ausbildung. Der Biograf beschreibt sie als „extrem ausländerfeindlich“ und Teil einer rechtsradikalen Szene mit „Stammtischideologie“ (I17/11:13) und Tendenz zum einschlägigen Politisieren ohne Bereitschaft, daraus Handlungskonsequenzen zu ziehen und aktiv zu werden. Er selbst sei davor ein ideologisch unbeschriebenes Blatt gewesen, habe sich aber schnell für eine Sache begeistern können und von der rechtsextremen Ideologie rasch überzeugen lassen. Wenige Male habe er auch an den Stammtischen der Gruppe teilgenommen, sich aber von deren „sinnlosen Diskussionen“ nicht angesprochen gefühlt: „Und da hab i gmerkt, des san eigentlich nicht die hellsten Kerzen auf der Kerz-/auf der Tortn.“ (I17/20:38 f.).

Seine eigenen Aktivitäten im Geiste rechtsextremer Ideologie stellt der Biograf eher zurückhaltend dar: Er habe sich nie an Schlägereien beteiligt und bezeichne sich als Mensch, der generell nicht handgreiflich wird. Seine Freundin hingegen wird als sehr gewaltbereit beschrieben, sie habe insbesondere mit Personen türkischer Herkunft Schlägereien angezettelt, sodass er kalmierend eingreifen habe müssen:

„I hob a zu dem Zeitpunkt ah zu an kleinen Teil scho türkisch reden kinna, sprich i bin jo mit vü Türken aufwochn, des haßt, i hob a auf Türkisch redn kenna und [...] waunn i gmerkt hob, es san Türken, hob i mi auf Türkisch für bei-/ für sie entschuldigt und bin mit ihr einfach gaunga. Und hod so sein Vorteil, weil hoit vü Schlägereien daunn einfoch so aufgelöst werdn ham kinna.“ (I17/19:8 ff.)

Thomas gibt an, im Alter zwischen 15 und 18 Jahren rechtsextremen Ideologien zugewandt gewesen zu sein, obwohl die Beziehung zur ersten Freundin nur drei Monate gedauert habe. Er habe sehr rasch gemerkt, dass er sich zwischen ihr und seinem Beruf entscheiden müsse und sich beides nicht vereinbaren lassen wird. Zum einen kommt es zu Schwierigkeiten an der Lehrstelle, zum anderen scheint die Freundin seine beruflichen Verpflichtungen nicht zu akzeptieren. Thomas resümiert:

„Der Grund, warum i's beendet hob, woar des, weil i einfoch gwusst hob (*zwei Sekunden Pause*), i muass mi entscheiden zwischen meim beruflichen Weg und mein sozialen Abstieg, waunn i des Gaunze (*die Lehrausbildung, Anm. d. Verf.*) daunn hoit eben vernochlässigen tua [...]. Und do hob i genau gwusst, des lasst si-/ sie und Oarbeit lasst si net vereinbarn. Und i hob a gwusst, von meim Vater her, waunn i ka Oarbeit hob und mi an so einer Frau festhoitn tua, dass mir s'gleiche Schicksal passiert wie er-/ wie ihm. Und des is hoit daunn der Weg-/ der Punkt gwesen, warum i den Weg gändert hob.“ (I17/14:8 ff.)

Ob danach wirklich kein Kontakt mehr besteht, bleibt etwas fraglich, die Jugendarbeiterin spricht im Interview von einer On-Off-Beziehung. Die rechts-extreme Gesinnung bleibt jedenfalls längere Zeit bestehen: „Des woar leider wie so a Geschwür, des was oanfoch sehr laungsam, sehr laungsam weggaunga is.“ (I17/23:5f.). Eine systematische Einbindung in organisierte rechtsextreme Netzwerke wird nicht erkennbar, aber ausgrenzende Handlungen im eigenen sozialen Umfeld, vor allem in der Arbeit. Er habe eine Zeit lang nicht mehr mit Kolleg*innen nichtösterreichischer Herkunft zusammenarbeiten können, dies habe auch zu Problemen in der Arbeit geführt. Im Gespräch mit der Jugendarbeiterin wird thematisiert, dass er zu einer anderen lokalen Gruppe rechtsextremer Jugendlicher Kontakt gehabt habe und aufgrund mehrfacher Besuche des Gruppenanführers an seinem Arbeitsplatz (es ist bereits eine neue Arbeitsstelle) beinahe gekündigt worden wäre.

Gemäß Selbstdarstellung des Biografen ist sein bisheriges soziales Umfeld multikulturell geprägt und hat keine rechtsextremen Meinungen vertreten. In welchem Umfang dies tatsächlich zutrifft, bleibt ein Stück weit offen. Die Darstellung findet jedenfalls nicht gänzlich Deckungsgleichheit mit den Erinnerungen der Jugendarbeiterin, mit der ein ergänzendes Interview geführt wurde. Diese erinnert auch beim Vater ausländerfeindliche bzw. rassistische Äußerungen, konkret etwa Ablehnung gegenüber Personen mit anderer Hautfarbe. Die Erzählungen beider stimmen aber in dem Punkt überein, dass Thomas' jüngerer Bruder seinem älteren Vorbild folgt und sich ebenfalls rechtsextremer Ideologie anschließt.

Alle drei Männer der Familie scheinen ein schwieriges Verhältnis zu Frauen zu haben. Im Gespräch mit der Jugendarbeiterin werden regelmäßige frauenfeindliche bzw. sexistische Bemerkungen des Vaters gegenüber Frauen, die sich gerade in räumlicher Nähe befinden, erwähnt. Thomas selbst deutet vor allem Beziehungen zu Frauen als neuralgische Gefährdungsfaktoren in seinem Lebensweg. Zu Beginn steht die große Zurückweisung und Verletzung durch seine Mutter, im Interview mit der Jugendarbeiterin ist auch von Misshandlungen durch sie die Rede. Der Einstieg in rechtsextreme Ideologien wird mit der ersten eigenen Freundin in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht. Und eine spätere Freundin habe ihn durch heimliche Verwendung seiner Kreditkarte für ihre Einkäufe im Internet in hohe Schulden gestürzt und so in große finanzielle Nöte gebracht.

Die Jugendarbeit hingegen, und zwar insbesondere die langjährige Unterstützung durch einen Jugendarbeiter, bewertet der Biograf als „Wendepunkt in meinem Leben“ (I17/14:32). Er dürfte kurz nach Ende der Beziehung zur rechtsextremistischen Freundin mit der Jugendarbeit in seinem Heimatort in regelmäßigen und teils auch sehr intensiven (fast täglichen) Kontakt getreten sein. Dort findet er Hilfe für die Bewältigung seiner Verschuldung, den Abschluss seiner Lehre und bei Bewerbungen. Er erzählt, dass er auch viel über seine rechten Ansichten mit

dem Jugendarbeiter seines Vertrauens sprechen konnte und die Erfahrung macht, dass ihm zugehört wird. Ausführlich schildert Thomas die vom Jugendarbeiter veranstalteten Diskussionsabende mit Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft zum Thema Extremismus. Es seien Abende gewesen,

„[...] wo auf oamoi aus Rassenfeindlichkeit sog i jetzt amoi, Rassenfreundlichkeit entstaunden is. Weil ma daunn trotzdem hinterher draußn gstaunden sind, haum a Cola mitanaunda trunkn, haum ane graucht und haum in Endeffekt gelacht miteinander. Und des san so einschneidende Erlebnisse vom (*Name des Jugendarbeiters, Anm. d. Verf.*), wo i sogn muass, des muasst zuerst amoi zaumbringa, dass du feindliche Gruppen in am Raum zaumpferchst, wo's eh scho eng is, und daunn hintnach alle lachn und freundlich mitanaunda draußn stehn.“ (I17/16:36 ff.)

Er habe an diesen Abenden in gewissem Ausmaß soziale Toleranz gelernt, resümiert Thomas, die etwa dadurch erleichtert wird, dass bei Divergenzen nicht die Konfrontation gesucht wird, sondern die Unterschiede u. a. durch temporäre Distanz in der Latenz gehalten werden, wie folgendes Zitat andeutet:

„[...] dass wir hoit eben die Intoleranz mehr oder weniger fast ablegen und a gewisse Toleranz entwickeln und sogn, okay, i lass ma zwoa mei Kultur vo eam (*der Person anderer Herkunft oder Religion, Anm. d. Verf.*) net bestimmen, aber i akzeptier eam in meinem Umkreis. [...] dass hoit a soziale Toleranz entsteht, dass ma sagt, okay, waunn der ane jetzt um neune auf d'Nacht beten muass, daunn geh i ois Österreicher oane rauchen.“ (I17/17:34 ff.)

Im mehrjährigen – und immer noch nicht ganz abgeschlossenen – Distanzierungsprozess können auf Basis des geführten Gesprächs verschiedene resilienzstärkende Faktoren identifiziert werden:

- Zunächst lässt Thomas großes Verantwortungsgefühl und Sorge für seine Familie, konkret für seinen Vater und seine Geschwister, erkennen. In Zeiten der stärkeren Hinwendung zu rechtsextremen Ideologien kann dies allerdings auch Versuche implizieren, auf die Familienmitglieder im völkischen Geiste einwirken zu wollen. Als ihm aber sein jüngerer Bruder nacheifert,² sei ihm die Tragweite der eigenen Orientierung bewusst geworden und er habe die eigenen Fehler vor Augen geführt bekommen. Sein Vater verliert aufgrund eines Arbeitsunfalles den Job, sodass Thomas' Beitrag zur finanziellen Absicherung der Familie noch wichtiger wird.

2 Hinweise der Jugendarbeiterin legen nahe, dass dies nicht nur in Bezug auf extremistische Weltanschauungen, sondern auch beim Drogenkonsum der Fall war.

- Die starke Arbeitsorientierung des Biografen zeigt sich durchgehend als besonders wichtiger Faktor, der ihn wiederholt zur Mäßigung und Distanzierung von rechtsextremistischen Positionen und entsprechend gesinnten Personen, insbesondere der ersten Freundin, anhält. Er reflektiert im Gespräch u. a. die negativen Auswirkungen seiner abgrenzenden und abwertenden Haltung gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund auf seine beruflichen Möglichkeiten, „weil’s di arbeitstechnisch hindert“. In seinem Beruf sei es wichtig, mit Menschen tschechischer oder türkischer Herkunft gut zusammenarbeiten, das habe ihn dazu veranlasst, seine extremistischen Haltungen zu hinterfragen. Finanzielle Absicherung durch eigene Arbeit wird durchgängig als wichtige Grundorientierung und Werterhaltung erkennbar. Die Jugendarbeiterin fasst dies im Gespräch prägnant wie folgt zusammen:

„Was sehr dazu beigetragen hat, war einfach der gesicherte Lebensstandard. Vorher war es wirklich so, einfach Schulden, zu dritt in der Wohnung aufeinander kleben, Existenzängste, keine Arbeit, keinen Abschluss, keine Ausbildung. Und jetzt ist es so, dort in der Arbeit, wo er ist, wird er wertgeschätzt. [...] Und ich glaube einfach, dass die Lebensumstände jetzt für ihn passen und dass jetzt einfach diese ganzen Ängste weggefallen sind, hat dazu beigetragen, dass er sich mehr und mehr davon distanziert bzw. nicht mehr so aktiv drinnen ist wie vorher.“ (I17a/10:25 ff.)

- Die Jugendarbeit erweist sich als wichtiges Resilienzstärkendes Beziehungs- und Unterstützungsangebot im Distanzierungsprozess von Thomas. Sie findet durch einen akzeptierenden Ansatz Zugang zum Jugendlichen und schafft so eine Vertrauensbeziehung, die als Basis für offene Gespräche und Reflexionsanstöße dienen kann. Die Jugendarbeiterin verweist im Interview auf ihre Erfahrung, dass mit konfrontativen Gesprächen oft wenig anzurichten sei, sondern sie beispielsweise extremistische bzw. diskriminierende Ansichten manchmal auch ohne Widerspruch stehen lasse und stattdessen „perspektivisch nach vorne“ (I17a/12:32) arbeite und etwa bei der Lehrstellensuche oder beim Abbau der Verschuldung unterstütze. Thomas selbst misst der Jugendarbeit eine herausragende Rolle bei seiner Loslösung von rechtsextremen Ansichten bei – und generell für die positiven Veränderungen seines Lebens: „Da hat mei gedanklicher psychischer und körperlicher Aufstieg begonnen, erfolgreich zu werden.“ (I17/15:27 f.).
- In Thomas’ Lebenserzählung deutet sich an, dass ihm die Schule Ressourcen zum Hinterfragen rechtsextremer Argumente und Geschichtsdarstellungen mitgeben konnte. Er berichtet, dass der NS-Zeit im Geschichtsunterricht viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde und ihm das von der Lehrkraft vermittelte Wissen zum kritischen Prüfen der geschichtsrevisionistischen Thesen seiner Freundin und ihrer Gruppe gedient habe.

- Insgesamt lässt der Biograf eine große Bereitschaft erkennen, den Dingen auf den Grund zu gehen, Informationen zu prüfen und nicht einfach zu glauben. In seinem Fall zeigt sich das Internet nicht als Einstiegsmittel, sondern eher als eine Art Ausstiegshilfe. Er habe sich viele Dokumentationen im Internet angesehen, dabei nennt er als seriös einzuschätzende Internetquellen und keine einschlägig rechten Medien. Besonderes Augenmerk legt er seinen Schilderungen zufolge darauf, wie bestimmte Gruppierungen und Ansichten öffentlich bewertet werden. Er habe sich auch stets davor gehütet, rassistische Kommentare in sozialen Medien zu posten, „einfach aus dem Grund, i mecht ma die Blöße in der Gesellschaft mit so dummen Aussagn net geben“ (I17/36:28 f.). Im Nachsatz wird thematisiert, dass insbesondere gegenüber Arbeitgeber*innen kein negativer Eindruck entstehen soll: „Und drum mecht i hoit an sehr neutralen Social-Media-Fußabdruck hinterlassen.“ (I17/37:10 f.). Thomas Mediennutzung lässt auf einen vergleichsweise reflektierten Umgang mit sozialen Medien und Internetquellen generell schließen. Wo und wie er sich diese Kompetenzen aneignete, wird nicht erkennbar.

Der Distanzierungsprozess von Thomas ist noch nicht abgeschlossen, es bleiben in gewissem Ausmaß Ressentiments gegenüber Menschen, deren Herkunft als anders definiert wird, erkennbar. Der Biograf reflektiert dies selbst und beschreibt zugleich die Erfahrung, dass ihm die Distanzierung von solchen Ressentiments neue Freiheiten gebracht habe, nicht zuletzt in beruflicher Hinsicht, aber auch beispielsweise in Bezug auf Teilnahmemöglichkeiten am öffentlichen Leben. Dies und die beruflichen Zukunftschancen, die er an seiner aktuellen Arbeitsstätte – er arbeitet dort mit Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammen – erkennt, stärken den Prozess der Distanzierung von rechtsextremen Ideologien.

7.2. Kurzportrait „Elfat“: Kokettieren mit Rechtsextremismus in der Peergroup

Der 18-jährige Elfat (Pseudonym) lebt mit seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder in einer österreichischen Kleinstadt. Die Großeltern sind als Gastarbeiter*innen aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Österreich gekommen, die Eltern bereits hier geboren. Seine Kindheit schildert der Biograf als überwiegend sorgenfrei und „locker“, er habe viel mit den Nachbarskindern draußen auf der Straße gespielt. Mehrfach thematisiert er allerdings, im Kindergarten von einem anderen Kind unangenehm gehänselt und ausgegrenzt worden zu sein. Er habe sich aber nicht getraut, sich an Erwachsene um Hilfe zu wenden. Generell charakterisiert er sich im Kindergarten und in der Volksschule als schüchternes und etwas abseitsstehendes Kind.

Auf Empfehlung seiner Eltern habe er deshalb bereits in der Volksschule mit einer asiatischen Kampfsportart begonnen, um seine Schüchternheit abzubauen und sich besser verteidigen zu können. Dieser Sport, den er auch auf Vereinsebene betreibt, wird über Jahre hinweg zur wichtigen Betätigung, die ihn motiviert und durch die er neue, meist ältere Freunde gewinnen kann. Er beschreibt sie als Vorbilder für ihn, die seine „Denkweise“ beeinflussen und durch die er auch im übertragenen Sinn zu kämpfen und (sich) verteidigen gelernt habe:

„Wenn man etwas will, dann muss man dafür kämpfen. Man muss etwas verteidigen, man muss für das stehen, was man gern tut und was man ist. Man muss für etwas stehen und man sich in der Position auch verteidigen, seinen Standpunkt verteidigen, seine Meinung verteidigen. Und ich habe das eben dann so übernommen.“ (I5/9:27 ff.)

Der Sport im Verein lässt ihn zudem Gemeinschaft und Akzeptanz erfahren: „Es war wie eine Familie.“ (I5/4:26).

Die älteren Freunde besuchen offenbar das gleiche Gymnasium, auf das Elfat nach der Volksschule wechselt. Seine Zeit in der Unterstufe des Gymnasiums wird als besonders wichtige Lebensphase erkennbar, mit dem Schulwechsel im Alter von zehn Jahren beginnt für ihn ein neuer Lebensabschnitt: „Und ab dort hat dann das Leben für mich angefangen als Jugendlicher. Ich habe angefangen mich zu entwickeln, auch mental und auch körperlich.“ (I5/4:17 f.). Elfat beschreibt sich als beliebtes Mitglied der Klassengemeinschaft, dessen Meinung und Humor geschätzt wird, als „fast wie so eine Art Klassenclown“ (I5/8:19 f.) – also in einer völlig anderen Position als noch in der Volksschule. Er resümiert die vier Jahre in der Unterstufe mit folgenden Worten: „[...] dort war ich wirklich glücklich in der Schule, weil dort habe ich das Gefühl gehabt, da passe ich wirklich in eine Klasse rein.“ (I5/2:34 f.).

Im Alter von 14 Jahren sorgt wieder ein Schulwechsel für große Veränderungen in Elfats Leben: Er steigt in eine berufsbildende höhere Schule um. Was die Gründe hierfür sind, geht aus dem geführten Gespräch nicht hervor, auch wenn es relativ wahrscheinlich erscheint, dass der Wechsel von den Eltern angestoßen worden sein dürfte. Elfat kommt aus einer Arbeiterfamilie, er ist der Erste seiner Familie, der eine höhere Schulbildung absolviert. Eine berufsbildende höhere Schule stellt eine anwendungsbezogenere Bildungskarriere mit konkreten Berufsbildern in Aussicht. Für den Biografen selbst bedeutet dies aber eine „Riesenumstellung“, wie er es selbst ausdrückt. Er verliert zunächst die geliebte Klassengemeinschaft und muss sich in einem neuen sozialen Umfeld bewähren. Die berufsbildende Schule impliziert zudem wesentlich mehr Unterrichtsstunden, dies schränkt die verfügbare Freizeit ein:

„Es war eine ganz schwere Zeit für mich, vor allem die erste Klasse, weil dort war es eben so, das Problem dort war, ich habe ja (*den Kampfsport, Anm. d. Verf.*) gehabt und ich habe das eben zu bestimmten Zeiten gehabt. Das war dort auch wie ein Ort, wo ich einfach abschalten habe können vom Alltag, mit den Kollegen dort reden, einfach trainieren und einfach mal genießen, einfach mal abschalten. Das war dann jetzt aber in der (*neuen Schule, Anm. d. Verf.*) nicht mehr so, weil dort war es jetzt so, dort war ich gebunden eben an die langen Schulzeiten [...]. Dadurch hat mir das aber gefehlt und ich habe das wirklich gespürt, dass es mir fehlt. Weil ich habe dann aufgehört zu trainieren [...]. Und ich habe das aber sehr gespürt, weil das ist etwas, was man eigentlich jede Woche macht, fast jeden Tag und auf einmal ist es einfach weg wie aus dem Nichts. Und mit vielen Kollegen habe ich dann, ist dann der Kontakt abgebrochen und das hat mich halt in dem Punkt schon ziemlich getroffen.“ (I5/5:2 ff.)

Durch neue Freundschaften und den Umstieg auf ein weniger zeitintensives Training im Fitnessstudio versucht Elfat, die schwierige Situation zu verbessern. Mit den Schulleistungen scheint er generell keine Probleme zu haben, sondern ein guter und auch strebsamer Schüler zu sein.

Im Alter von vermutlich 16 bis 17 Jahren ist Elfat in Aktivitäten in seiner Schulklasse involviert, die von ihm als Parodieren von und Kokettieren mit rechtsextremistischen Bildern und Symbolen dargestellt werden, als gemeinsames Spielen mit dem „Verbotenen“:

„Weil eben, das war in der Klassengruppe und dann haben wir halt angefangen, es war nicht wirklich oft, das war wirklich selten, dass man so ein Meme geschickt hat. Zum Beispiel war ein Meme, wo Hitler am Schlitten droben ist und dann, es war an Weihnachten, hat das jemand geschickt und hat drunter geschrieben ‚Guten Rutsch‘ zum Beispiel. Solche Memes sind eben später so gekommen, wo halt Bilder und Videos sowas verharmlosen, verniedlichen eben. Wo halt irgendwelche Effekte droben sind oder irgendwie bearbeitet halt, dass es lustig aussieht, dass es lächerlich aussieht, eben so in der Art. Und dann haben wir aber angefangen das nachzunehmen, so in der Art. So schau mal, wie bescheuert das ist. Das ist dann bis hin zu Mutproben gegangen, dass man sagt, ja, du traust dich sicher nicht, das hinter dem Lehrer zu machen. [...] Zum Beispiel den Hitlergruß machen. Und das war aber-, wie so eine Art Mutprobe ist das-, hat das gegolten.“ (I5:17:4 ff.)

Die Aktivitäten fliegen laut der Erzählung von Elfat zu einem Zeitpunkt auf, als sie schon wieder an Reiz verloren hatten und abgeflaut waren. Die Schulleitung zieht die Polizei „in zivil“ hinzu, diese führt nachhaltig in Erinnerung gebliebene Gespräche mit den Jugendlichen „im Verhörsaal“, beschlagnahmt die Smartphones, durchsucht sie nach Beweisen und findet solche offenbar auch. Der Biograf wird als Teil einer kleinen, besonders aktiven Gruppe identifiziert – seiner Darstellung nach tendenziell zu Unrecht – und verwarnet, er sei als einziger der

Gruppe als Konsequenz in die Parallelklasse versetzt worden. Zudem steht die Drohung des Schulverweises im Raum. Die Evaluierungen des Biografen lassen erkennen, dass die polizeiliche Anzeige und der unfreiwillige Klassenwechsel als überzogen und unfair erlebt und bewertet werden. Er führt zur Stärkung seiner Position auch ins Treffen, dass andere Erwachsene dies ebenso bewerten würden – etwa der Großteil der Lehrkräfte an seiner Schule.

Seitens der Schule wird danach ein Besuch in einer KZ-Gedenkstätte organisiert, den Elfat allerdings nur am Rande erwähnt. Den Jugendlichen wird darüber hinaus von der Polizei empfohlen, mit einer Einrichtung der Offenen Jugendarbeit in Kontakt zu treten. Elfat erinnert dies als freiwilliges Angebot, als Unterstützungs- und Reflexionsgespräch mit Jugendarbeiter*innen, die Erfahrung mit Schwierigkeiten Jugendlicher aufgrund extremistischer Aktivitäten haben. Er nimmt mit seinen Klassenkollegen die Möglichkeit wahr und bewertet dies im Nachhinein als gute und hilfreiche Erfahrung. Sie dürfen dort den Vorfall aus ihrer Sicht erzählen, so Elfat, und erleben sich in ihrer Erregung über die als überzogen erlebten Reaktionen der Schule ernst genommen. Die Jugendarbeit habe vorgeschlagen, „dass wir Projekte machen wie so eine Art Wiedergutmachung. Und das haben wir dann angenommen [...].“ (I5/21:26). Das näher geschilderte Projekt, das gemeinsam mit der Jugendarbeit vorbereitet und durchgeführt wird, erlaubt den Jugendlichen offenbar einen Rollenwechsel: Sie werden nicht belehrt, sondern übernehmen selbst die Rolle derjenigen, die jüngere Jugendliche über die Gefahren extremistischer Postings in sozialen Medien aufklären:

„Und ein Projekt zum Beispiel war in der alten Schule im Gymnasium in den dritten Klassen Vorträge halten, dass man über halt-, wie soll ich das sagen, dass man halt einfach aufpassen soll, was man in sozialen Medien postet, dass man halt. Aber nicht nur über das Thema, sondern allgemein, dass man halt-, dass sie halt einfach wissen, dass das nicht-, dass das ernst zu nehmen ist, dass das kein Spielzeug ist und dann man eben allgemein aufpassen soll.“ (I5/20:29 ff.)

Auf die Nachfrage, wie das Projekt bei den Schüler*innen angekommen sei, resümiert Elfat:

„Es war eh überraschenderweise sehr gut sogar. Sie haben alle gesagt eben, es hat ihnen gut geholfen. Und viele haben auch gar nicht gewusst, was zum Beispiel strafbar ist und was nicht. Und viele haben eben auch zugegeben, dass sie so etwas zum Beispiel gepostet hätten, aber sich jetzt in Zukunft überlegen würden, ob sie es jetzt, also zweimal überlegen, ob sie es jetzt wirklich machen oder nicht. Weil jetzt wo sie die Konsequenzen wissen.“ (I5/22:28 ff.)

An dieser und auch an anderen Textstellen wird erkennbar, dass vor allem die Erfahrung der negativen Konsequenzen den Biografen zu den eigenen Aktivitäten auf Distanz gehen lässt. Darüber hinaus bleibt er überwiegend in Relativierungs- und Verharmlosungsdiskursen wie „das war wie so eine Art kleiner Trend zwischendurch“ (I5/17:23f.) oder „wir waren auch ganz bestimmt nicht die einzigen“ (I5/17:25). Allerdings lassen die Aktionen der Jugendlichen auf Basis der Interviewanalyse tatsächlich keine rechtsextreme Ideologisierung erkennbar werden, noch viel weniger finden sich Hinweise auf Kontakte zur organisierten rechtsextremen Szene. Die von Elfat vermittelte Deutung des Geschehens als gedankenloses Blödeln Jugendlicher mit extremistischen Bildern und Symbolen zieht sich konsequent durch das geführte Gespräch.

Die in diesem kurzen Portrait zusammengefasste Auswertung des Interviews mit Elfat verweist auf folgende Resilienzfaktoren, die dazu beigetragen haben dürften, dass rechtsextreme Ideologien und Gruppen keine tiefer gehende Attraktivität gewinnen konnten:

- Seine Familie wird zwar im Gespräch nicht besonders ausführlich thematisiert, sie erscheint aber als positiv förderndes und unterstützendes sowie stärkende emotionale Zuwendung gebendes familiäres Umfeld, auf das sich der Biograf mit großer Selbstverständlichkeit verlassen kann.
- Insgesamt wächst Elfat in sozialen Kreisen auf, die kaum von polarisierenden und abwertenden Ideologien und Abgrenzungen geprägt erscheinen. Die Großeltern kommen aus unterschiedlichen Teilen des ehemaligen Jugoslawiens und scheinen das Ideal des Vielvölkerstaates im familiären Umfeld zu leben. „Ich bin immer schon multikulturell aufgewachsen“ (I5/26:4), so fasst es der Biograf selbst zusammen. Lediglich sein Vater würde eine gewisse Neigung zu nationalistischen Ansichten aufweisen, reflektiert er weiter, dies sieht er damit begründet, dass er der Kriegsgeneration angehöre, auch wenn er selbst gar nicht in den sogenannten Jugoslawienkriegen gekämpft habe. Elfat selbst definiert sich mit anderen Jugendlichen mit vergleichbarem Migrationshintergrund wie folgt:

„Wir sagen alle immer, wir sind Jugos, weil es war ja so, wir sind ja eigentlich alle eins oder ein Team, wir haben eine Sprache eben. Und Religion, wer was für eine Religion hat, ist eigentlich komplett wurscht, man versteht sich untereinander, man hat die gleiche Kultur eigentlich als Jugos eben. Und wir sehen uns als Jugos eben.“ (I5/24:37 ff.)

- Der Biograf macht selbst die Erfahrung von Ausgrenzung aufgrund von Schüchternheit und in geringem Ausmaß auch von Diskriminierung aufgrund seiner Herkunft (abwertende Sprüche gegenüber Personen migrantischer Herkunft). Er lernt mit Unterstützung seines familiären Umfeldes und später von Freunden Umgangsweisen damit, die ihn persönlich stärken, aber anderen

Menschen keinen Schaden zufügen. So schildert er ausführlich, wie ihm der Kampfsport dabei hilft, Stress abzubauen, Selbstkontrolle zu gewinnen und Selbstbewusstsein aufzubauen. Zugleich habe er dadurch Zielorientierung und das Einstehen für eigene Positionen gelernt.

- Elfat zeigt eine große Zukunftsorientierung, er will einmal etwas erreichen und Verantwortung tragen – am liebsten in einer Leitungsfunktion in einem Team. Für die Realisierung dieser Ziele scheint er ausreichend auf Aufstieg und Erfolg durch Bildung und Beruf zählen zu können, er sieht weder Notwendigkeit noch hat er Vorbilder dafür, sich alternative Mittel abseits der Legalität zu erschließen.
- Aus den Reaktionen auf den verharmlosenden Umgang der Jugendlichen mit rechtsextremen Bildern und Symbolen soll vor allem die Intervention seitens der Offenen Jugendarbeit herausgegriffen werden: Den Jugendlichen wird durch das Projekt, in dem sie jüngeren Jugendlichen die Gefahren des Anschauens und Teilens solcher Inhalte in sozialen Medien vermitteln, die Möglichkeit des Rollenwechsels angeboten. Sie kommen aus der Beschuldigtenposition und Verteidigungshaltung heraus und können aktiv eine positive Distanz zu den eigenen Aktivitäten aufbauen. Diese sekundärpräventive Intervention dürfte zur künftigen Resilienz gegen extremistische Internetpropaganda beitragen, auch wenn das geführte Interview für sich allein keine hinreichende wissenschaftliche Evidenz hierfür nachweisen kann.

Die Jugendlichen werden darüber hinaus allerdings keine regelmäßigen Nutzer*innen der Angebote der Offenen Jugendarbeit. Sie scheinen über ausreichend alternative Beziehungs- und Betätigungsangebote zu verfügen. Der Biograf sieht in dieser Einrichtung eine gute „Anlaufstelle“ für Jugendliche, „[...] die jetzt keinen allzu guten Draht zur Familie haben oder auch die allgemein etwas haben, das sie jetzt eigentlich niemandem erzählen wollen“ (15/24:11).

Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich Elfat in der Abschlussphase der Schulzeit. Zudem jobbt er nebenbei noch geringfügig, sodass er insgesamt gerade eine schwierige Zeit zu bewältigen habe. Doch er habe in seinem Leben schon gelernt, mit Stress umzugehen, so zeigt er sich gewiss, auch die aktuellen Veränderungen und Herausforderungen zu schaffen.

7.3. Kurzportrait „Nina“: episodische Jugenddelinquenz

Nina (Pseudonym) ist zum Zeitpunkt des biografischen Gesprächs 18 Jahre alt. Ihre Eltern wurden beide in Österreich geboren und arbeiten in angelernten Berufen. Die erste Kindheitserinnerung von Nina bezieht sich auf ein einschneidendes Ereignis im Alter von vier Jahren: „Mein Vater hat seine Tasche gepackt und ich hab gesagt, wohin gehst du, meine Mutter so, ah, er geht arbeiten. Ich so, okay. Ja,

aber dann ist er nicht mehr gekommen.“ (I12/1:29 f.). Die Eltern trennen sich, der Vater zieht an einen anderen Ort und beide Elternteile gehen neue Beziehungen ein. Nina wächst hauptsächlich bei Mutter und Stiefvater auf, sieht den Vater aber regelmäßig und bezeichnet sich selbst als „ein Vaterkind“ (I12/14:2).

Ihr Patchwork-Familiennetzwerk bildet für die Biografin einen sehr wichtigen sozialen Bezugspunkt, wobei sie der Beziehung zu ihrer Mutter und ihrem älteren leiblichen Bruder die größte Bedeutung beimisst. Ihre Kindheit beschreibt die Biografin als schön, sie erinnert sich an viele Ausflüge mit der Familie und habe „immer Spaß“ gehabt. Zugleich wird erkennbar, dass die Familie mit eingeschränkten Ressourcen (u. a. begrenztem Wohnraum) ihr Auskommen finden muss. Die Erzählungen lassen ihre Mutter sowohl als durch ihre Berufstätigkeit sehr beanspruchte als auch um das Wohlergehen ihrer Kinder sehr bemühte Person erscheinen.

Nina wechselt nach der Volksschule gemeinsam mit Schulfreund*innen in ein Gymnasium und schildert, wie sie mit vier Mitschüler*innen eine enge Gruppe bildet und viel Zeit mit ihnen verbringt. Sie nutzt auch sehr häufig die Angebote eines nahen Jugendzentrums, das zudem einen wichtigen Treffpunkt mit Freund*innen darstellt und überhaupt als selbstverständlicher Teil ihres Lebens sichtbar wird:

„Also ich bin hier aufgewachsen. Mein Bruder ging schon hier ins Jugendzentrum, meine Mutter kennt die Betreuer hier [...]. Also ich kenn das Jugendzentrum schon (*lacht*), seitdem ich denken kann.“ (I12:18:26 ff.)

Mit ungefähr mit zwölf bis 13 Jahren habe sie aber im Park eine andere, größere und divers zusammengesetzte Gruppe Jugendlicher kennengelernt. Es folgen „die Blödsinnjahre“, wie Nina diese etwa ein bis zwei Jahre andauernde Lebensphase selbst bezeichnet, die von zunehmender Delinquenz in der Jugendclique, aber auch außerhalb dieser geprägt ist. Die Gruppendynamik beschreibt die Biografin wie folgt:

„[...] die (*neuen Freund*innen, Anm. d. Verf.*) ham eben erzählt von dem und dem (*delinquente Taten, Anm. d. Verf.*), dann lässt man sich halt-/l, wenn man längere Zeit ja mit jemanden is, sieht man sich ein bisschen was ab, sag ich mal. Und ja, dann bin ich halt immer sehr schnell aggressiv geworden, ja.“ (I12/7:6 ff.)

Die offenbar teils delinquenten Gruppenmitglieder werden zum Vorbild und Nina versucht mitzuhalten, lässt sich etwa auf „so eine Art Mutprobe, ob ich mich traue“ (I12/8:16), ein und wird beim Ladendiebstahl erwischt. Es folgen in relativ kurzem Zeitraum weitere Straftaten und mehrfach Polizeikontakte in einer breiten Palette an Delikten: „Körperverletzung, schwere Drogen, Raub, Fluchtfahrt nach Syrien“ (I12/5:25). Die Biografin berichtet zwar davon, Strafanzeigen

erhalten zu haben, ist aber in diesem Zeitraum noch unter 14 Jahre alt und damit nicht deliktstfähig. Sie kommt mit Verwarnungen und Entschuldigungen davon und berichtet von langen Hausarresten seitens ihrer Mutter.

Auf Nachfrage, was es mit der Ausreise nach Syrien auf sich habe, schildert Nina diesen Vorfall als Missverständnis. Weder sie noch andere Mitglieder ihrer Clique hätten sich jemals zu IS-Ideologien hingezogen gefühlt, geschweige denn eine Ausreise nach Syrien erwogen, auch wenn die delinquenten Aktivitäten der Clique zeitlich parallel zum Höhepunkt von Ausreiseversuchen junger Menschen aus Österreich nach Syrien stattfanden:

„Ja, manchmal ham wir schon darüber so geredet, weil das war halt damals grad so diese Zeit 2013. 2014 war's ja richtig schlimm. Und das war halt diese Zeit gerade. Und dann, wenn man ein Video oder so gesehn hat, natürlich hat man sich unterhalten, aber (*räuspert sich*) wir warn alle derselben Meinung, dass das einfach krank is und dass das einfach nichts so mit dem Islam zu tun hat, dass alle das immer nur so in den Islam reinziehn. Aber sonst, es gab halt niemanden, der jetzt gesagt hat, ja, ich steh dahinter, ich will dorthin oder so, das gab's nicht.“ (I12/9:21 ff.)

Zum Missverständnis sei es Ninas Deutungen zufolge deshalb gekommen, weil sie zu dieser Zeit häufig lange Röcke getragen habe (aber nie ein Kopftuch oder ein ähnliches Symbol religiöser Zugehörigkeit), mit Jugendlichen mit einem Migrationshintergrund aus islamischen Ländern befreundet gewesen sei und arabische Cola getrunken habe. In der allgemein beunruhigt-verunsicherten öffentlichen Stimmung habe eine Lehrkraft überreagiert und dem Verfassungsschutz einen Ausreiseverdacht gemeldet.

„Dann ist der Verfassungsschutz vor meiner Tür gestanden, hat mein Zimmer durchsucht. Dann musste ich zur Polizei gehen eine Aussage machen. [...] Ja und dann ham sie aber nichts Schweres gefunden.“ (I12/8:30 ff.)

Es folgen mehrfache Nachfragen der Interviewerin an verschiedenen Stellen des Gesprächs, die Darstellungen der Biografin zeigen sich aber über das gesamte Interview hinweg sehr konsistent. Auch wenn zum Vorfall nur die Perspektive von Nina bekannt ist, finden sich keine Hinweise auf Widersprüchlichkeiten und festigt sich in der Analyse der Gesamteindruck, dass die „Blödsinnzeit“ in erster Linie als episodische Jugenddelinquenz zu bewerten ist.

Mit dieser Interpretation stimmt auch überein, dass die Biografin in der vierten Klasse AHS mit den delinquenten Taten wieder aufhört und sich von der Clique distanziert. Hausarrest und Smartphone-Verbot werden als Unterstützung dabei beschrieben, dadurch seien die Kontaktmöglichkeiten zur Gruppe reduziert

worden. Besonders bedeutsam für die Veränderung werden aber viele Gespräche in der Familie und die Befürchtung, die Beziehungen zur Mutter und zum älteren Bruder zu gefährden, bewertet.

„Mh, mir war eigentlich damals nur das Verhältnis mit meiner Mutter und meinem Bruder wichtig. Weil das sind die wichtigsten Menschen für mich. Und die waren halt enttäuscht von mir. Ham nicht mehr wirklich viel mit mir geredet. Ja, hat sicher viel gebracht, dass sie nicht mir geredet haben (*lacht*). Und dass sie das gemacht ham halt, mein Handy weggenommen und so. Das war so das Einzige, an was ich gedacht hab. Also ich hab da gar nicht so dran gedacht, was is, wenn ich Anzeigen hab und so. Das war mir nicht so wichtig eigentlich. Halt, da hab ich nicht drüber nachgedacht, war 13 (*Jahre, Anm. d. Verf.*).“ (I12/14:22ff.)

Die frühere Peergroup gewinnt in der Folge wieder an Bedeutung, auch das Jugendzentrum, zu dem sie in der delinquenten Phase ebenfalls weniger Kontakt gehabt habe, wird nun wieder regelmäßig frequentiert. Nina bewertet die Beziehungs- und Unterstützungsangebote der Jugendarbeit als wichtigen Anker in ihrem Leben:

„Wir verstehn uns mit den Betreuern super. Ja, einfach Kommunikation. So oder wenn irgendwelche Probleme es gibt, versuchen die einem immer zu helfen, geben sie Tipps.“ (I12/19:1 ff.)

Nach der AHS-Unterstufe wechselt Nina aufgrund von Schwierigkeiten in einzelnen Schulfächern in eine Fachmittelschule und versucht danach, eine Lehrstelle zu finden, die ihr zusagt. Nach einer längeren Phase der Suche und mit Unterstützung sowohl durch das AMS als auch die Offene Jugendarbeit („Sie haben mir auch geholfen mit eine Arbeit zu finden, Bewerbungen schreiben.“ [I12/19:2]) gelingt ihr der Einstieg in eine Lehre im Bereich der Metalltechnik. Sie habe durch AMS-Kurse und berufspraktische Tage entdeckt, dass sie diese Arbeit wesentlich mehr anspricht als beispielsweise eine Lehre als Friseurin. Aktuell absolviert sie ihr zweites Lehrjahr: „Jetzt bin ich glücklich mit meiner Arbeit.“ (I12/16:16).

Abschließend ist festzuhalten, dass die Fallstudie zu Nina eher am Rande des Spektrums an Lebensgeschichten anzusiedeln ist, die im Fokus der gegenständlichen Studie zu Resilienz gegenüber Extremismus stehen. Der Verdachtsfall der Syrien-Ausreise sagt möglicherweise mehr über die damalige Verunsicherung von Lehrkräften in der Hochphase von Ausreiseversuchen Jugendlicher nach Syrien aus als über reale Gefährdungen der Biografin. Deren Lebenserzählung verweist eher auf episodische Jugenddelinquenz ohne spezifischen Extremismusbezug, auch wenn die Delinquenzphase in die Zeit erhöhter Ausreiseversuche Jugendlicher zur Unterstützung des Islamischen Staates fällt. Ob eine extremistische

Gefährdung der Biografin wahrscheinlich gewesen wäre, wenn sich in ihrer Clique entsprechende Orientierungen durchgesetzt hätten, dazu können auf Basis des Interviews nicht ausreichend belastbare Hypothesen gewonnen werden.

Generell lassen sich aus der Lebenserzählung aber sehr wohl Resilienzfaktoren gegen delinquente Lebensentwürfe ableiten: Besondere Bedeutung kommt Ninas vertrauensvoller und enger Beziehung zu ihrer Familie bei der Distanzierung von Jugenddelinquenz zu. Ihr soziales Netzwerk bleibt zudem trotz vorrangiger Kontakte zur delinquenten Gruppe diversifiziert. Auch die Angebote der Offenen Jugendarbeit, zu der insgesamt langfristige und phasenweise intensive Beziehungen bestehen, kann als resilienzfördernde Umwelt betrachtet werden, die als sichere Anlaufstelle bei Problemen wahrgenommen wird. Dort lerne man auch, „wie man mit anderen umgeht“, wie wertschätzende, respektvolle Begegnungen gefördert und Konflikte friedlich ausgetragen werden. Und nicht zuletzt findet Nina mithilfe arbeitsmarktpolitischer Unterstützungsangebote eine Lehrstelle, die sie interessiert und als befriedigend erlebt und die zugleich genderstereotype Muster der Berufswahl durchbricht.

7.4. Kurzportrait „Bekhan“: stabile familiäre Einbindung und religiöse Bildung

Der zum Zeitpunkt des Interviews knapp 20-jährige Bekhan (Pseudonym) flieht mit seinen Eltern und Geschwistern in der frühen Kindheit vor dem Krieg in Tschetschenien nach Österreich. Sein Vater arbeitete in der ehemaligen Heimat als Facharbeiter, seine Mutter als Lehrerin. In Österreich lebt die Familie in einer größeren Stadt. Die Beziehung zu seinen Eltern bewertet der Biograf als gut, stabil und sehr wichtig für ihn:

„Ah halt (*eine Sekunde Pause*), seh ich auch wie Freunde eher. Kann denen alles erzählen, alles anvertrauen (*eine Sekunde Pause*), die hören immer zu und fragen mich auch manchmal um Rat, obwohl ich ihr Kind bin (*lacht*).“ (I2/8:1 ff.)

Die Kindheit in Österreich wird als ruhig und schön erinnert, ebenso die Zeit in der Volksschule. Bekhan wechselt danach in eine AHS und erlebt dort zunehmende Stigmatisierung aufgrund seiner Herkunft. Einerseits beobachtet er für die Zeit seiner frühen und mittleren Adoleszenz allgemein steigende Ressentiments Personen tschetschenischer Herkunft gegenüber als Folge stereotyper Berichte in den Medien: „[...] weil die Leute lesen das, dann denken sie sich, ah, die sind alle so.“ (I2/4:27 f.). Andererseits nimmt er solche pauschalen Vorverurteilungen ganz konkret durch einen Teil der Lehrkräfte an der Schule wahr. „[...] dann sagt die Lehrerin, die Tschetschenen schon wieder oder irgendwas in der Art, Bomben,

Räuber, Gangster, kriminell, solche Worte halt fallen.“ (I2/5:16f.). Er beschreibt einen sich wechselseitig verstärkenden Prozess der Fremd- und Selbststigmatisierung:

„Anfangs hat man’s einfach ignoriert. Später hat man gesagt, was soll der Scheiß, warum sprechen Sie genau über die Tschetschenen, was wollen Sie von mir, was hab ich Ihnen getan? Und dann nach einer Zeit (*zwei Sekunden Pause*), dann wird das, was sie sagt, also es trifft nicht auf dich, aber (*eine Sekunde Pause*) du (*eine Sekunde Pause*), du willst es zu ihrem Trotz so machen. Also, das, was da in der Zeitung passiert, du willst absichtlich so sein wie sie dich beschreibt, würd ich mal sagen. (*zwei Sekunden Pause*) Also wie alle Tschetschenen sind und dann gibt’s halt (*zwei Sekunden Pause*) zum Trotz von der Lehrerin so, um sie zu ärgern oder keine Ahnung. [...] Ah, ich hab ahm (*eine Sekunde Pause*) paar Schulkollegen, also Klassenkollegen (*eine Sekunde Pause*) ahm geschlagen, genervt, bin auffällig geworden einfach in der Klasse, also in der ganzen Schule.“ (I2/6:7 ff.)

Obwohl er grundsätzlich gerne zur Schule gegangen sei, habe dies die Freude am Schulbesuch deutlich getrübt. Erst durch einen Schulwechsel entspannt sich für ihn die Situation wieder.

Zusätzlich widerfahren Bekhan als Jugendlicher offenbar häufig Polizeikontrollen, und zwar vor allem in Gruppen von Gleichaltrigen, die auf eine Kontrollpraktik des „Ethnic Profiling“ verweisen:

„Einfach allgemeine Personenkontrollen und dann, keine Ahnung, hast die Hände in der Tasche zum Beispiel und das is halt ein Grund für sie, dich blöd anzumachen, dann nehmen sie dich vielleicht mit oder kontrollieren dich vor allen Leuten, dann fühlst du dich halt-/ , dann fühlst du dich wie ein Krimineller, obwohl du nichts gemacht hast. [...] Und der Polizist, der gemeint hat, wir sollen die Hände aus der Tasche geben, hat gesagt, also wir waren ein bisschen auffällig vom Kleidungsstil her und vom allgemein vom Aussehen (*eine Sekunde Pause*) und deshalb wurden wir halt kontrolliert und das wär halt-/ , dient zur Sicherheit. [...] vor noch einem Jahr circa wurde wir fast jeden Tag kontrolliert, manchmal auch zwei bis drei Mal am Tag. Hat sich halt gebessert jetzt.“ (I2/9:7 ff.)

Als ein weiterer Risikofaktor in Bekhans Jugend werden Gleichaltrige sichtbar, die sich teilweise von der IS- bzw. Daesch-Szene angezogen fühlen. Auch sein älterer Bruder habe kurze Zeit eine gewisse Affinität für IS-Ideologien zu erkennen gegeben: „Also er war nicht wirklich drin, aber hat schon geschwankt bisschen in dieser Szene“ (I1/16:36). Der Freundeskreis des Biografen zeigt sich insgesamt heterogen, er scheint in verschiedenen Lebenskontexten (Sporttraining, Moschee,

Schule etc.) Freundschaften zu haben. Die Freunde dürften sich nur zum Teil der IS-Szene zugewandt haben, vereinzelt seien aber auch Personen aus seinem Umfeld nach Syrien gegangen und nicht mehr wiedergekommen.

Seine eigene Position gegenüber islamistisch-jihadistischen Ideologien beschreibt Bekhan aber als stets kritisch-distanziert. In der Lebenserzählung lassen sich verschiedene Faktoren ausmachen, die zu seiner Resilienz solchen Sinn- und Zugehörigkeitsangeboten gegenüber beigetragen haben dürften:

- Zunächst ist auf die gute und stabile Beziehung zu seinen Eltern zu verweisen, die eine sichere Bindung ermöglicht, die auch Differenzen und Konflikte aushält. Sie werden als freundschaftliche Unterstützer*innen erlebt, die ihm zudem Bildungsziele als erstrebenswert vermitteln.
- Die Eltern (konkret wird die Mutter genannt) scheinen auch erfolgreich Impulse zu setzen, um einer möglichen Hinwendung zu islamistischen Ideologien entgegenzuwirken. Seine Mutter habe ihm etwa den Besuch einer bestimmten Moschee empfohlen, in der er von einem Imam alternative Deutungen des Islams und Argumente gegen eine IS-Auslegung der religiösen Schriften angeboten bekam. Bekhan evaluiert selbst diese Auseinandersetzungen mit dem Koran als wichtige Hilfe für ihn, „dass ich da nicht reinrutsche“ (I2/28:12). Es ist darauf zu verweisen, dass er ohne die vertrauensvolle Beziehungsbasis zu seiner Mutter deren Empfehlung vermutlich gar nicht angenommen hätte. Im Zusammenwirken der Beziehungsebene mit der religiösen Bildung kann Letztere zur Resilienz beitragen.
- Der Biograf geht in seiner Freizeit unterschiedlichen sportlichen Trainings nach, die Spaß machen und ihm einen Ausgleich zu den schwierigen Erfahrungen ermöglichen: „[...] habe meinen Stress dort abgebaut, habe auch Freunde dort getroffen, das war auch sehr wichtig“ (I2/28:14 f.).
- Generell kann die Diversität seiner Freundschaftsbeziehungen auch als ein Schutzfaktor betrachtet werden, es kommt zu keiner sozialen Abschottung in einer Peergroup, dadurch reduzieren sich Abhängigkeiten und Kohäsionsdruck. Bekhan erzählt auch von seinen (tendenziell nicht erfolgreichen) Bemühungen, einen Freund durch Gespräche zur Distanzierung von der IS-Szene zu bewegen.
- Seine positiven Erfahrungen mit Offener Jugendarbeit erzählt Bekhan auf Nachfrage: „[...] die Mitarbeiter dort, man kommt mit denen reden (*zwei Sekunden Pause*) einfach alles erzählen, was du willst, hören dir zu. Oder um Rat bitten oder irgendwas.“ (I2/19:33 f.). Konkret habe er sich wegen seiner Schwierigkeiten in der Schule an Jugendarbeiter*innen gewandt und von ihnen die Empfehlung bekommen, sich mit dem Problem ans Jugendcoaching zu wenden. Dort sei er beim Wechsel der Schule unterstützt worden: „Und da hab ich halt die neue Schule gefunden, also AHS.“ (I2/20:5).

- Bekhans Erzählungen und Evaluationen lassen eine vergleichsweise gute Medienkompetenz und medienkritische Grundhaltung erkennen:

„Im Internet, da stößt du vielleicht auf eine falsche Seite oder und, die halt von diesen Leuten selber is oder die bisschen in die Richtung gehn, dann [-], und du liest halt deren Argument oder von, die Aussagen von deren Gelehrten halt oder von ihren Imamen und so, dann (*eine Sekunde Pause*) is halt gefährlich, musst aufpassen. Ahm auf die Seiten extra aufpassen. Es gibt halt ein paar Seiten, wo du-, du weißt schon selber, dass es ah eine vertrauenswürdige Seite is, aber wenn du ein paar Fragen suchst, die gibt's zum Beispiel nicht auf dieser Seite. Und dann gehst du auf eine andere Seite und dann steht dort was, was vielleicht nicht mal zu deiner Ideologie passt.“ (I2/15:13 ff.)

Das Interviewzitat deutet an, dass sich der Biograf der Gefahren von Internet-Propaganda bewusst ist und Internetquellen zu hinterfragen versteht. Dies schwächt Radikalisierungsgefahren über Online-Medien ab.

- Insgesamt wird im Interview mit Bekhan eine hohe Fähigkeit und Bereitschaft erkennbar, Meinungen und Behauptungen anderer zu überdenken, zu prüfen und zu hinterfragen. Es ist davon auszugehen, dass diese Fähigkeit durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Sozialisationsinstanzen – wie insbesondere die Eltern, aber auch diverse Freundeskreise, Jugendarbeit und religiöse Bildung – gefördert wurde. Die Rolle der Schule bleibt – nicht nur – in diesem Zusammenhang etwas widersprüchlich.

Gegenwärtig sei seine Beziehung zu seinen Eltern etwas getrübt, resümiert Bekhan, da er die Schule abgebrochen habe und ohne Arbeit sei und es deswegen „Stress von den Eltern“ (I2/8:7) gebe. Der weitere Bildungs- und Berufsweg wird als aktuell größte Herausforderung erkennbar, auch wenn der Biograf schon konkrete Pläne hin zu einem Maturaabschluss skizziert.

7.5. Kurzportrait „Yusup“: Diskriminierungserfahrungen als Anknüpfungspunkt für IS-Propaganda

Der mit dem Pseudonym „Yusup“ bedachte junge Mann ist zum Zeitpunkt des Interviews Anfang 20 und lebt mit seinen Eltern in einer suburbanen Region in Österreich. Im Laufe des Gesprächs offenbart der Biograf, dass sie nicht seine leiblichen Eltern, sondern Verwandte sind: „Mein richtiger Vater, jetzt festhalten, hat mich für ein Haus getauscht.“ (I6/8:37 f.). Die Bemerkung „jetzt festhalten“ richtet sich offenbar an den Interviewer als Vorwarnung, dass nun ein schockierender Inhalt komme. Die familiären Verhältnisse lassen sich auf Basis des Interviews

nicht zur Gänze rekonstruieren, beide leiblichen Elternteile scheinen aber unabhängig voneinander weitere Kinder zu haben, es bleibt unklar, wo sie leben. Yusup selbst wächst ohne direkten Kontakt mit (Halb- oder Stief-)Geschwistern auf.

Seine Pflegeeltern, sie werden im Kurzportrait Yusups Sprachgebrauch folgend als Eltern bzw. Vater und Mutter bezeichnet, fliehen mit dem fünfjährigen Kind vor dem Tschetschenienkrieg nach Österreich. Er habe nur sehr wenige und ungenaue Erinnerungen an die Flucht, so der Biograf, über die frühe Kindheit davor ist gar nichts zu erfahren. In Erinnerung geblieben ist Yusup allerdings ein frühes Erlebnis nach der Einreise in Österreich:

„Ich kann mich an dieses eine Bild erinnern, wo ich mit meinen Eltern (*eine Sekunde Pause*) in einen Einkaufsladen gegangen bin, ich glaub Billa oder Spar oder sowas, und wir nicht genug Geld hatten, um dies zu bezahlen. Da waren ältere Leute (*eine Sekunde Pause*), wo uns die Rechnung bezahlt haben.“ (I6/4:15 ff.)

Diese Erfahrung, „mit offenen Händen aufgenommen“ (ebd.) worden zu sein, wandelt sich allerdings für Yusup rasch. Er thematisiert wiederholt, wie er nahezu die gesamte Schulzeit Stigmatisierung und Diskriminierung aufgrund seiner Herkunft und Religion erlebt: „Weil man hört ja viel, also Tschetschenen mh vollbärtig, Kalaschnikow AK-74 und was weiß ich.“ (I6/2:15 f.). Detaillierter berichtet er etwa von einem Vorfall am Ende der Volksschulzeit:

„In der Volksschule war’s immer noch so, dass man mich sogar in der vierten Klasse immer noch als dieses-/ dieses Tier, als sowas behandelt hat. Es gab da mal einen Vorfall, ah ich war-/ es war große Pause, ich ging raus und ich hab irgendwie so gesehn, dass so fünf bis sechs Kameraden, Kameraden unter Anführungszeichen, aus meiner Klasse so ein bisschen über mich gelästert haben und so. Ich dachte mir, okay, wollen sie-/ sollen sie sagen, was sie wollen, [...]. Ich komm in die Schule, um was zu lernen, Deutsch lernen etc. Und dann kamen sie auf mich zu und fangen, fingen an zu provozieren mit bestimmten Worten, wo ich jetzt nichts sagen werde. Und da kam ein bisschen Groll in mir und es endete damit, dass ich mit ihnen, wir sind sechs Burschen in äh-/ raufen musste, (*eine Sekunde Pause*) ah vieles abbekommen habe, und dann das Schockierndste, dass die Lehrerin (*zwei Sekunden Pause*) zu ihnen gestanden ist und nicht zu mir. (*zwei Sekunden Pause*) Und dann hab ich gesagt, die sind auf mich losgegangen. Das interessiert mich nicht, war die Antwort. Und da hatte ich monatelang einen großen Hass. Ich wollte sogar nicht mehr in die Schule gehen.“ (I6/5:36 ff.)

Seine Schulzeit bis ungefähr zum 14. Lebensjahr beschreibt er als von Depression und großer Einsamkeit geprägt. Als einzige Stütze in dieser Zeit führt er seine (Pflege-)Mutter an, sie begleite ihn bis heute durch sein ganzes Leben: „Wenn es sein musste damals und auch, ja, auch heute noch, steht sie oft für mich gerade.“

(I6/5:24f.). Yusup lässt tiefe Dankbarkeit seiner Mutter gegenüber und große emotionale Verbundenheit mit ihr erkennen. Die Beziehung zum (Pflege-)Vater hingegen wird als schwierig und von Strenge und körperlicher Gewalt geprägt geschildert. Körperliche Züchtigung scheint selbstverständliches Erziehungsmittel des Vaters zu sein, auch wenn laut Yusups Erzählung seine Mutter in einem Fall massiver physischer Gewalt das Gericht einschaltet und kurz eine Scheidung im Raum steht. Dass sich diese Gewalt auch regelmäßig gegen die Mutter richtet, wird erst im Gespräch mit einem Jugendarbeiter thematisiert, der Biograf deutet nur indirekt an, dass sie ein Vielfaches von ihm ertragen habe müssen. Yusup erwähnt im Interview auch kurz, dass sein leiblicher Vater mehrfach versucht habe, ihn zu entführen, und deshalb schlussendlich auch verurteilt worden sei.

Ab dem Alter von ca. 13 bis 14 Jahren habe sein Leben erst angefangen, resümiert der Biograf, ab diesem Zeitpunkt sei sein Leben glücklich verlaufen. Er beginnt um diese Zeit herum mit einer Kampfsportart, dadurch habe er Disziplin und Respekt vor Schwächeren gelernt – und offenbar auch, sich selbst Respekt zu verschaffen. Yusup erzählt wieder einen Pausenvorfall in der Schule, der sich diesmal aber anders entwickelt: Es kommt zum Kampf mit einem Mitschüler im Schulhof, den er nach seiner Darstellung aufgrund seiner Kampfsporterfahrung gewinnt. Der Mitschüler habe ihn einige Tage später nach seinen Kampftechniken gefragt und daraufhin mit ihm zu trainieren angefangen: „Also blöd gesagt, ich hab mein’ besten Kollegen auf die Fresse gehaun und so haben wir uns kennengel-, und so sind wir beste Kollegen geworden so.“ (I6/7:28f.) Diese Erzählung bringt pointiert Yusups Veränderungsprozess vom ausgegrenzten und unterlegenen Kind zum selbstbewusst-wehrhaften und zugleich von seiner sozialen Umgebung akzeptierten Jugendlichen zum Ausdruck. Etwa zeitgleich wird er regelmäßiger Besucher des örtlichen Jugendzentrums, er nutzt die Freizeitangebote fast täglich und habe auch „[...] mit Leuten über-, falls ich Probleme gehabt habe, so winzig kleine Probleme, darüber geredet und so. Und ja. Ich war sehr glücklich.“ (I6/10:28 ff.). Hervorzuheben sind die Bedeutung wertschätzender Beziehungsangebote seitens der Jugendarbeiter*innen und generell die von Toleranz geprägte Willkommenskultur im Jugendzentrum, die für den Biografen aufgrund seiner Ausgrenzungserfahrungen besondere Attraktivität entfalten.

Es bleibt ein wenig unklar, was Yusup im Alter zwischen 15 und 18 Jahren bildungs- bzw. berufsbezogen macht. Erwähnt werden umfangreiche Aktivitäten in sozialen Medien, er habe es durch selbst aufgenommene Videos zu beachtlicher lokaler Bekanntheit gebracht und zeigt sich mit 15 Jahren stolz auf eine vierstellige Zahl an Followern. Über soziale Medien sei er im Alter von 16 Jahren auch auf Propagandavideos islamistisch-salafistischer Prediger gestoßen, konkret werden Pierre Vogel und Ibrahim Abou-Nagie genannt. Der Biograf schildert die Mediendynamik wie folgt: „In YouTube is ja eben so, du klickst ja eben auf ein Video und auf einmal ein-, du klickst noch mal auf You-, also du löscht und auf einmal brr, alles voll.“ (I6/17:13f.). Ein erstes Interesse an der Thematik habe zu einer

Flut an vergleichbaren Propagandavideo-Vorschlägen geführt, der er sich nicht entziehen habe können. Die Anziehungskraft der Videobotschaften erklärt Yusup mit seiner eigenen Diskriminierungserfahrung aufgrund seiner Herkunft und seiner Religion, diese konnten von der Propaganda erfolgreich adressiert werden:

„Da sind bestimmte Leute vor der Kamera gestanden und sagten Sachen wie [...] hier in Europa nimmt man uns nicht wirklich gut auf. [...] Und dann wurden so-, wirklich so schreckliche Bilder gezeigt, aus Amerika, aus Burma, also wo wirklich Menschen von meiner Glaubensrichtung auf die schlimmste Art und Weise getötet wurden, abgeschlachtet wurden. In den amerikanisch-, in der amerikanischen Politik wie man sich ahm wie sie sich zu auch normalen Muslimen, wo wirklich niemandem was antun würden, wie sie sich zu ihnen, also ihnen gegenüber verhalten, wie sie zu ihnen so generell sind, respektlos und so. *(eine Sekunde Pause)* Und da dacht ich mir eben, dieses eine Gefühl-, Gefühl hatte ich. Ich will es nicht mit mir zulassen. Ich will, dass sie mich als, wie in der Volks-, wie in der Volksschule und in der Hauptschule, ich wills-, ich will, dass ihr mich so annehmt, wie ich bin, mit meine Religion, mit meiner Herkunft. An meiner Herkunft kann ich nichts ändern. Ich kann jetzt nicht sagen, okay *(schnippt mit den Fingern)* zack, ich bin Türke, Schweizer, also wirklich so äh *(eine Sekunde Pause)* also vom Blut aus her. Ich will, dass sie mich akzeptieren. Und eben dieser Hass und eben diese Hasspredigen kamen immer und immer wieder in meinen Kopf und in mein Herz und ich dachte-/ und ich habe mich wirklich respekt-, also nicht respektiert gefühlt.“ (I6/11:27 ff.)

Mit der beginnenden islamistischen Radikalisierung geht ein teilweiser Rückzug aus bisherigen sozialen Kreisen einher. Allerdings habe seine Begeisterung für islamistische Lebensorientierungen nur wenige Monate angehalten und allmählich wieder abgenommen, so der Biograf. Er habe zwar kurze Zeit den Kontakt zu einer als radikal bekannten Moschee gesucht, sich dort aber nicht wohlfühlt. Auch schrecken Videos von IS-Kämpfern ab, die lieber ihr Leben aufs Spiel setzen, um „Ungläubige“ zu töten, als für ihre eigenen Kinder zu sorgen. Im Interview mit dem jungen Mann und ergänzend im Gespräch mit einem Jugendarbeiter, zu dem er in dieser Zeit im engen Kontakt steht, werden insbesondere verschiedene soziale Beziehungen als bedeutsam für die Distanzierung von islamistischen Deutungs- und Zugehörigkeitsangeboten erkennbar, die bereits vor Beginn des Radikalisierungsprozesses bestehen:

- Als besonders wichtig stuft Yusup selbst die Gespräche mit einer gleichaltrigen Freundin – sie wird von ihm auf Nachfrage als „normale Katholikin“ definiert – ein, sie habe „so gut auf mich eingeredet“ (I6/13:6). Auf diese Beziehung will der Biograf nicht näher eingehen, sie habe ihn aber sowohl durch Logik als auch durch Emotion zum Hinterfragen seines neuen Weges gebracht. Gerade in dieser Verknüpfung von „Logik und Emotion“ (I6/24:13), d. h. einer

positiven emotionalen Bindung in Kombination mit Argumenten (sie scheinen eher auf allgemeine Werte und Normen wie das zwischenmenschliche Tötungsverbot zu referieren), wird die besondere Bedeutung dieser Person für seine Abkehr von der islamistischen Szene gesehen.

- Die Sorge und Trauer seiner Mutter über seine Hinwendung zum Islamismus und die Befürchtung, er könne in den Jihad ziehen, also als IS-Kämpfer nach Syrien ausreisen, habe vor allem seine emotionale Ebene angesprochen, reflektiert Yusup, und sei ein starker Beweggrund für seine Distanzierung gewesen.

„Sie sagte jedes Mal, bitte, mein Sohn, geh nicht in den Jihad. Ich so, so weit is es noch lange nicht und so weit wird’s auch nicht kommen und so. Und dieser Tag, diese Worte hat sie mir jedes Mal er-/ und also wiederholt und so und dann hab ich gesehn, okay, verdammt, was mach ich da und so. Ich hab’s wirklich reali-/, realisiert, ich will jetzt eben diesen einen Menschen, wo ich gesagt habe, für den ich alles ertragen werde, für die ich meine Hand, meinen ganzen Körper ins Feuer lege (*eine Sekunde Pause*), auf einmal mach ich sie traurig, sie sorgt sich um mich. [...] Und das war für mich auch sowas wie (*schnippt mehrmals mit den Fingern*) aufwachen, aufwachen, ding, dong.“ (I6/15:13 ff.)

Auch seinem Vater – er habe vor allem zornig auf seine Veränderung reagiert – spricht der Biograf in dieser Situation eine bedeutsame Rolle zu. Dabei dürfte Furcht vor möglichen gewalttätigen Reaktionen keine unwesentliche Rolle gespielt haben. Yusup schildert aber auch dessen Überzeugungsversuche, die für ihn teilweise tatsächlich nachvollziehbar gewesen seien.

- Der Jugendarbeit kommt in Yusups Distanzierungsprozess ein großer Stellenwert zu: Dort sei seine Veränderung durch die beginnende Radikalisierung aufgefallen und ein Jugendarbeiter habe sich ihm daraufhin in besonderer Weise gewidmet. Der Biograf leitet daraus folgende Empfehlung für die Jugendarbeit ab:

„Wenn Jugendarbeit [...] junge Leute, junge, naive, dumme 15-, 16-jährige Kinder oder Muslime sehen, die einen bestimmten Weg, einen Extremistenweg wählen wollen, bitte seid blöd gesagt rund um die Uhr für sie da. Weil einmal wie gesagt keine Aufmerksamkeit zeigen, kommt gleich diese Idee, ah, ich interessiere ihn eh nicht, dieser Kaf-/, dieser Ungläubige. Also sie, die Hassprediger hatten Recht, wenn wir nicht so sind, wie sie es wollen, dann jucken wir sie nicht und so. Seid für sie da. Seid für sie da. Und wirklich, probiert mit allen Mitteln. Das hat eben mit (*Name des Jugendarbeiters, Anm. d. Verf.*) sehr gut funktioniert.“ (I6/29:16 ff.)

In den zahlreichen Gesprächen zwischen dem Jugendarbeiter und Yusup spielen religiöse Argumente zwar offenbar auch eine gewisse Rolle, aber sie benötigen die stabile, auf Vertrauen und Respekt basierende Beziehungsbasis, um gehört und angenommen werden zu können. Der Jugendarbeiter verweist im Interview insbesondere auf die große Bedeutung einer akzeptierenden Grundhaltung beim Arbeiten mit radikalierungsgefährdeten Jugendlichen. Yusup habe etwa im Jugendzentrum beten wollen, diese Möglichkeit sei ihm geboten worden: „Den Raum habe ich ihm gegeben, ist gar kein Problem, ist ja nichts Schlimmes.“ (I6a/1:29 f.). Er habe ihm Zeit gelassen und immer wieder vorsichtig das Gespräch gesucht, ohne aufdringlich zu sein, um den Kontakt nicht zu gefährden, resümiert der Jugendarbeiter im Gespräch. Bei Bedarf seien Grenzen aufgezeigt worden, etwa als jihadistische Symbole mit ins Jugendzentrum genommen wurden. Wichtigster Punkt war der Erinnerung des Jugendarbeiters zufolge, an Yusups Verantwortung für seine Mutter zu appellieren:

„Und was die Mama meinen würde, wenn er geht. Wäre sie traurig oder fände sie das auch okay oder pfff-/ . Und das hat ihn zum Nachdenken gebracht. Und ich habe ihm dann Sachen aufgezeigt, wie er seiner Mama helfen kann. Wenn er einen guten Job hat, wenn er sein eigenes Geld verdient und Mama unterstützt einfach dann. Das hat er dann letztendlich auch gemacht.“ (I6a/3:21 ff.)

- Auch in dieser Fallstudie wird auf die Wichtigkeit einer beruflichen Perspektive verwiesen, die Motivation gebe, sich von extremistischen Sinnangeboten abzuwenden und positivere Zukunftsperspektiven zu entwickeln.
- Yusup zeichnet seinen Verstand als eigenen Akteur in die Netzwerkkarte ein, in der am Ende des Interviews das Beziehungsnetzwerk zum Zeitpunkt der Radikalisierung abgebildet wird. Er zeigt klares (Selbst-)Bewusstsein in Bezug auf seine kognitiven Kompetenzen und sein Reflexionsvermögen. Dies habe ihn dabei unterstützt, den eingeschlagenen Weg Richtung Extremismus zu hinterfragen und zu ändern.

Insgesamt zeigen sich vor allem diversifizierte soziale Beziehungen als wesentliche Resilienzquellen für Yusup. Zudem unterstützt ihn die Jugendarbeit bei der Suche nach einem Lehrplatz. Nach einem Jahr Hilfsarbeit am Bau beginnt er eine Lehre im Baugewerbe und zeigt sich mit seinem Einkommen und der Tätigkeit sehr zufrieden, auch wenn er auf der Baustelle nach wie vor ab und zu Diskriminierung aufgrund seiner Herkunft und Religion erlebe.

8. Fallübergreifende Zusammenfassung: Resilienz gegen Extremismus

Hemma Mayrhofer

Die empirischen Ergebnisse zu Resilienz im biografischen Verlauf junger radikalierungsgefährdeter Menschen verdeutlichen mit Nachdruck, wie essenziell ein kontextualisiertes Verständnis von sowohl Risiko- als auch Resilienzfaktoren ist. Beide Aspekte greifen komplex ineinander und entwickeln im Zusammenwirken von individueller und gesellschaftlicher Ebene spezifische und teils sehr unterschiedliche Dynamiken. Personale bzw. individuelle Resilienzfaktoren sind einerseits oft Folge eines förderlichen Umfeldes in der Kindheit und Jugend und zeitigen andererseits in unterschiedlichen sozialen Kontexten sehr verschiedene Folgen, wie etwa Phänomene von „hidden resilience“ verdeutlichen. Erst in den Person-Umwelt-Interaktionen kann sich das Bewältigungspotenzial für schwierige Lebenslagen entfalten oder aber blockiert werden. Insofern lassen sich Resilienzfaktoren auch nur sehr bedingt fallübergreifend und kontextunabhängig herausarbeiten. Dennoch soll abschließend der Versuch einer Zusammenfassung von Aspekten unternommen werden, die Resilienz auf individueller sowie gesellschaftlicher Ebene zu fördern vermögen.

Die überragende Bedeutung eines Aufwachsens in einem förderlichen familiären Umfeld muss an dieser Stelle nicht eigens betont werden. Auch die einzelnen Fallrekonstruktionen machen dies sichtbar, zugleich verdeutlichen sie, dass bei unzureichender elterlicher Sorge alternative familiäre Arrangements die Aufgaben mitunter gut übernehmen und eine sichere Bindung auch durch andere Bezugspersonen als die leiblichen Eltern gewährleistet ist. Es überrascht auch wenig, dass sich familiäre Fürsorgepflichten mit einer hinreichenden materiellen Lebensbasis tendenziell besser wahrnehmen lassen als beim Fehlen einer solchen, auch wenn ein familiäres Umfeld mit geringen Ressourcen nicht per einen Risikofaktor darstellt. An dieser Stelle ist zudem darauf zu verweisen, dass die Studie auf junge Menschen fokussierte, die Erfahrung mit Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit haben. Dadurch wurden überdurchschnittlich häufig Personen interviewt, die aus ressourcenarmen Familien kommen und (insbesondere im städtischen Bereich) oft auch einen Migrationshintergrund aufweisen, denn diese nutzen tendenziell häufiger Angebote der Offenen Jugendarbeit (vgl. Mayrhofer 2017a, S. 64 f.). In der Studie wurde somit aufgrund der gewählten inhaltlichen Ausrichtung in dieser Hinsicht absichtsvoll eine einseitige Auswahl getroffen.

In der Studie wurden sowohl Biografien junger Menschen analysiert, die keinen sogenannten Migrationshintergrund haben, als auch welche, die selbst die Erfahrung von Migration machten. In beiden Varianten können biografische Verlust- bzw. Entwurzelungserfahrungen zu bearbeiten sein. Zugleich verweisen die Forschungsergebnisse darauf, dass das Zusammenwirken von biografischen Entwurzelungserfahrungen (etwa durch Migration) mit einem ausgrenzenden gesellschaftlichen Umfeld im Aufnahmeland große Risiken birgt. In den Fallstudien bildet sich ab, dass das Spannungsfeld mehrfacher Zugehörigkeit bzw. hybrider Identität zur besonderen Herausforderung bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben im Jugendalter wird. Dies unterstreicht die Wichtigkeit eines resilienzfördernden sozialen Umfeldes in der Aufnahmegesellschaft, das vielfältige Teilhabechancen eröffnet, damit nicht beispielsweise ethnisch-nationalistische Communities einschlägige Zugehörigkeitsangebote erfolgreich adressieren können. Zudem kann bei jungen Menschen mit Kriegserfahrungen und damit einhergehenden Traumatisierungen das Bedürfnis, die eigene Opferrolle hinter sich zu lassen, zu Formen von „hidden resilience“ führen, die ebenfalls beachtliche Risiken in sich tragen. Dies verweist nicht zuletzt auf die Wichtigkeit von psychosozialen Unterstützungsangeboten bei geflüchteten Personen mit Traumatisierungserfahrungen.

Nicht nur eine Kindheit in einem von Krieg und starken ethnischen Spannungen gekennzeichneten Umfeld stellt eine schwere Belastung dar, auch „gemäßigte“ Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit bzw. sogenannter Alltagsrassismus sind als spezifische Risikofaktoren des sozialen Umfeldes zu betrachten. Sie erhöhen die Anschlussfähigkeit an extremistische Deutungs- und Zugehörigkeitsangebote.

Insbesondere für das Phänomen zunehmender islamistischer Radikalisierung um die Jahre 2013/14 herum verdeutlichen die Fallstudien, wie Stigmatisierungserfahrungen aufgrund von Herkunft und Religion in besonderer Weise zum Nährboden für das Greifen von IS-Propaganda werden. Letztere versprach attraktive Möglichkeiten, negative Etikettierungen zurückzuweisen – im Sinne von „hidden resilience“. Auch Amtshandlungen der Polizei wurden immer wieder als Diskriminierungserfahrungen thematisiert, konkret dann, wenn sie als „Ethnic Profiling“ erlebt wurden. Sicherheitspolitik mit dem Ziel der Extremismusprävention ist gut beraten, auf unterschiedlichen Ebenen einem gesellschaftlichen Umfeld entgegenzuarbeiten, das durch Ressentiments und Stigmatisierung bzw. dichotomisierte Ingroup-Outgroup-Schemata geprägt wird.

Generell zeigen sich stabile, auf Wertschätzung und Vertrauen basierende persönliche Beziehungen außerhalb des extremistischen Bezugsfeldes durchgehend als wesentliche Unterstützung bei der Distanzierung gegenüber extremistischen Sinn- und Zugehörigkeitsangeboten. Diversifizierte soziale Kreise und Kontakte, die positive Anerkennung und Zuwendung ermöglichen, wirken einer Abschottung in einer extremistischen Szene entgegen. Diese sozialen Ankerpunkte

außerhalb der Szene können sehr unterschiedlich sein, die Fallstudien verdeutlichen zugleich, dass Offene Jugendarbeit solche wichtigen resilienzstärkenden Beziehungen alternativ anbieten kann, wenn das sonstige soziale Umfeld sie nicht ausreichend gewährleistet (s. u.).

Die Institution Schule wird in den verschiedenen Fallrekonstruktionen mit bedeutsamen und zugleich stark differierenden Effekten sichtbar: Zunächst können ungenügende und nicht ausreichend fördernde Bildungsangebote auch bei hohem kognitivem Potenzial auf individueller Ebene zu einer prekären Bildungskarriere führen – und in der Folge die Realisierung beruflicher Zukunftsperspektiven erschweren. Die Fallstudien verdeutlichen zudem die große Wichtigkeit, Diskriminierungen unterschiedlicher Art im schulischen Kontext entgegenzuarbeiten, und zwar sowohl seitens des Lehrpersonals als auch durch Mitschüler*innen. Mehrfach werden solche Erfahrungen als erhebliche Risikofaktoren erkennbar. In der Schule können zugleich im günstigen Fall soziale Beziehungen zu Gleichaltrigen geknüpft werden, die später zu einem resilienzförderlichen pluralen Beziehungsnetzwerk beitragen können. Und einzelne Fallrekonstruktionen verdeutlichen auch, dass eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus – oder anderen historischen Ereignissen mit größerer Relevanz für aktuelle individuelle und kollektive Weltdeutungen – die Resilienz gegenüber geschichtsrevisionistischen Ideologien erhöhen kann.

In manchen Fallstudien deutet sich an, dass Formen religiöser Bildung unter bestimmten Umständen extremistischer Instrumentalisierung von Religion entgegenarbeiten können. Der Faktor erweist sich allerdings als relativ schwierig zu bewerten, da erstens Religiosität nicht per se zu Reflexion und Kritikfähigkeit befähigt, sondern potenziell gegenteilige Wirkungen entfalten kann. Zweitens lässt sich in den konkret analysierten Distanzierungsverläufen erkennen, dass immer eine vertrauensvolle Beziehungsbasis als wichtiger Türöffner für die Akzeptanz religiöser Glaubenslehren, die islamistische Ideologie infrage stellen, fungierte. Alternative Vertrauens- und Anerkennungsbeziehungen erscheinen somit grundlegender für Resilienz und Distanzierung zu sein als religiöse Bildung, auch wenn diese in manchen Fällen als Korrektiv gegenüber religiösem Extremismus wirken mag.

Das Internet und soziale Medien werden in manchen Fallstudien als bedeutsame „Einstiegshilfen“ in eine extremistische Szene erkennbar. Zudem werden sie als unterstützendes Medium der Vernetzung und Vergemeinschaftung in der extremistischen Szene genutzt und bieten einfache Möglichkeiten für eigenen extremistischen Aktivismus. In der Regel entfalten sie ihre riskanten Wirkungen aber in Kombination mit Offline-Kontakten. Einzelne Fallstudien deuten an, wie durch Medien(nutzungs)kompetenz die Radikalisierungsgefahren über Online-Medien abgeschwächt werden und sich durch einen bewussten Umgang mit eigenen Internet-Aktivitäten sowie mit Kontakten über soziale Medien Risiken reduzieren lassen. In einem Fall erscheint durch Medienwissen das Internet

als zusätzliche „Ausstiegshilfe“ genutzt worden zu sein, indem extremistische Ideologie anhand seriöser Internetquellen kritisch geprüft wurde. Zu stärken gilt es zudem das Bewusstsein dafür, dass das Teilen abwertender und verhetzender Bilder eine strafbare Handlung ist, die anderen Menschen Schaden zufügt.

Von herausragender Bedeutung stellen sich in den biografischen Fallstudien attraktive und realisierbare Zukunftsperspektiven dar, die insbesondere auf Bildungsziele sowie berufliche Teilhabemöglichkeiten hin orientiert sind. Berufstätigkeit bietet zunächst Alltagsstrukturierung, sie erschließt materielle Ressourcen, kann im günstigen Fall Anerkennung und soziale Beziehungen ermöglichen und auch eine in die Zukunft gerichtete Perspektive (berufliche Weiterentwicklung bzw. Karriere) fördern. Die Fallrekonstruktionen lassen einerseits familiäre Sozialisation als nicht unbedeutenden Faktor für eine Orientierung an Bildungs- und Berufszielen erkennbar werden. Dort, wo das familiäre Umfeld keine entsprechende Vorbildwirkung entfalten kann, werden somit alternative Sozialisationsagenten bedeutsam. Andererseits braucht es gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die es ermöglichen, Bildungs- und Berufsziele zu realisieren, damit solche Lebensperspektiven nicht enttäuscht werden. Solche ein gesellschaftliches Umfeld stellt eine essenziellen soziale Resilienzstruktur gegen Extremismus dar.

Die vorliegende Studie legte u. a. einen Fokus auf Wirkmöglichkeiten Offener Jugendarbeit, deshalb wurde auch, wie bereits thematisiert, eine darauf abgestimmte Samplingstrategie angewandt. In den Fallrekonstruktionen werden Angebote der Offenen Jugendarbeit als vielfältige Ressource und ganzheitliches Unterstützungsangebot für junge Menschen erkennbar. Manche von ihnen nutzen diese Angebote sehr umfassend, andere nur punktuell. Zunächst eröffnet Offene Jugendarbeit Begegnungsräume, in denen Toleranz und Akzeptanz gegenüber Personen verschiedener Herkunft bzw. allgemein Wertschätzung gegenüber Diversität (u. a. auch in Hinblick auf sexuelle Orientierung) vorgelebt wird. In diesen Begegnungsräumen kann ein akzeptanzorientierter Ansatz mit niederschweligen Formen der Normverdeutlichung verbunden werden und lassen sich scheinbar nebenbei Impulse zur Perspektivendiversifizierung setzen. Jugendarbeiter*innen werden teils zu alternativen Role Models, sie eröffnen die Möglichkeit von Vertrauensbeziehungen und erschließen Gelegenheiten, die den Jugendlichen Erfahrungen von Selbstwirksamkeit ermöglichen. Die empirischen Einblicke zeigen zahlreiche Unterstützungshandlungen, nicht zuletzt beim Berufseinstieg („perspektivisch nach vorne arbeiten“ [I17a/12:32]), und eröffnen Zugänge zu weiterführenden Unterstützungen durch andere Institutionen (z. B. Jugendcoaching). Manchmal werden auch konkrete Angebote an radikalisierungsgefährdete Jugendliche adressiert, hier ist etwa auf das im Kurzportrait „Elfat“ skizzierte Projekt zu verweisen, das einen Rollenwechsel weg von der Verteidigungshaltung hin zu positiver Distanz durch Weitergabe der eigenen schwierigen Erfahrungen an andere Jugendliche ermöglichte. Offene Jugendarbeit

lässt sich somit auf Basis der gewonnenen empirischen Ergebnisse als resilienzförderndes Beziehungs- und Unterstützungsangebot vor allem für solche Jugendliche identifizieren, deren privates Umfeld entsprechende Angebote nicht ausreichend setzen oder erschließen kann.

Die Fallstudien verweisen wiederholt auf sportliche Betätigung als hilfreicher Strategie für manche Jugendliche, mit schwierigen Erfahrungen unterschiedlicher Art zurechtzukommen. Insbesondere Sportarten, die zugleich sowohl Disziplin und Respekt im sportlichen Wettkampf lehren als auch Selbstbewusstsein und Impulskontrolle stärken, sind hierbei hervorzuheben.

Strafrechtliche Ahndung bzw. Normverdeutlichung durch Sicherheitsorgane zeigen sich vor allem in jenen Fallstudien als Unterstützung für ein Disengagement, in denen die Jugendlichen selbst die Wahrnehmung erkennen lassen, dass sie durch Straffälligkeit etwas zu verlieren haben, wenn sie also etwa daran orientiert sind, ihre Berufschancen zu wahren. Damit werden aber in den analysierten biografischen Verläufen tendenziell ungenügend Einstellungsveränderungen angestoßen. Professionelle Deradikalisierungsangebote standen nicht im Fokus dieser Studie, auch wenn die Fallstudie „Hannes“ punktuelle Einblicke dazu ermöglicht.

Abschließend soll ein Brückenschlag zur Biografiearbeit, die im Zentrum des zweiten Studienteils stand, unternommen werden. Die Fallrekonstruktionen geben einige Hinweise darauf, wie durch Biografiearbeit resilienzstärkende Impulse gesetzt werden können. Damit lässt sich etwa der Blick auf biografische Ressourcen fördern, die bislang noch kaum wahrgenommen werden. Biografiearbeit kann auch dabei unterstützen, sich mit belastenden und problematischen Erfahrungen im Leben zu versöhnen und diese in die eigene Lebensdeutung und -erzählung förderlich zu integrieren, ohne eine kritische Distanzierung von abträglichen Anteilen aufzugeben. Dabei ist aber stets zu berücksichtigen, dass sich unzureichende gesellschaftliche Rahmenbedingungen nur sehr unzufriedenstellend auf einer individualisierten Ebene bearbeiten lassen. Es braucht begleitend ein gesellschaftliches Umfeld, das resilienzstärkende Strukturen aufweist.

Literatur

- Alheit, Peter (2010): Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In: Griese, Birgit (Hrsg.): *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 219–249.
- Aslan, Ednan/Erşan Akkılıç, Evrim/Hämmerle, Maximilian (2017): *Islamistische Radikalisierung. Biografische Verläufe im Kontext der religiösen Sozialisation und des radikalen Milieu*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bartmann, Sylke/Tiefel, Sandra (2008): ‚Biographische Ressource‘ und ‚Biographische Reflexion‘. Zwei sich ergänzende Heuristiken zur erziehungswissenschaftlich orientierten Analyse individueller Erinnerungs- bzw. Biographiearbeit. In: Dörr, Margret/Felden, Heide von/Klein, Regina/Macha, Hildegard/Marotzki, Winfried (Hrsg.): *Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 123–140.
- Bauman, Zygmunt (2016): *Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache*. Berlin: Suhrkamp.
- Becker, Rainer (2008): Persönliche Beziehungsnetzwerke und ihre Bedeutung in der Verfestigung von rechtsextremistischen Orientierungen. In: Stegbauer, Christian (Hrsg.): *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 467–478.
- Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg.
- Böckler, Nils/Zick, Andreas (2015): Im Sog des Pop-Dschihadismus. In: *DJI Impulse 2015*, H. 1, S. 18–21.
- Borum, Randy (2011): Radicalization into Violent Extremism I. A Review of Social Science Theories. In: *JSS 4*, H. 4, S. 7–36.
- Bröckling, Ulrich (2017): *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bruns, Julian/Glösel, Kathrin/Strobl, Natascha (2016): *Die Identitären. Handbuch zur Jugendbewegung der Neuen Rechten in Europa*. 2. Auflage. Münster: Unrast.
- Felden, Heide von (2023): *Biographieforschung und Identität*. In: Nittel, Dieter/Felden, Heide von/Mendel, Meron (Hrsg.): *Handbuch Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung und Biographiearbeit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 137–151.
- Ferrero, Mario (2005): Radicalization as a Reaction to Failure: An Economic Model of Islamic Extremism. In: *Public Choice 122*, H. 1/2, S. 199–220.
- Fielitz, Maik (2020): *Post-Digitale Kulturen der extremen Rechten*. In: Burschel, Friedrich (Hrsg.): *Autoritäre Formierung – Der Durchmarsch von rechts geht weiter*. Manuskripte, Band 25. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung, S. 105–115.
- Figueiredo, Rui J. P. de Jr./Weingast, Barry R. (2001): *Vicious Cycles: Endogenous Political Extremism and Political Violence*. Working Paper. escholarship.org/content/qt5j47x3jv/qt5j47x3jv_noSplash_h_6fb2b2db10b7949418d1065108e216de.pdf?t=krn8s5 (Abfrage: 09.02.2024).
- Flick, Uwe (2011a): Das episodische Interview. In: Oelerich, Gertrud/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Studienbuch*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 273–280.
- Flick, Uwe (2011b): *Triangulation. Eine Einführung*. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Foroutan, Naika (2013): *Hybride Identitäten*. In: Brinkmann, Heinz Ulrich/Uslucan, Haci-Halil (Hrsg.): *Dabeisein und Dazugehören*. Wiesbaden: Springer VS, S. 85–99.
- Foroutan, Naika/Schäfer, Isabel (2009): *Hybride Identitäten – muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa*. In: APuZ. www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/32223/hybride-identitaeten-muslimische-migrantinnen-und-migranten-in-deutschland-und-europa/ (Abfrage: 09.02.2024).

- Frank Anja/Glaser Michaela (2018): Biographie und Rechtsextremismus. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 353–365.
- Frank, Anja/Scholz, Anna Felicitas (2023): Islamismus in der Jugendphase. Eine rekonstruktive Studie zu Radikalisierungsprozessen. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus/Rönnau-Böse, Maike (2015): Resilienz. 4., aktualisierte Auflage. München, Basel, Stuttgart: Ernst Reinhardt Verlag.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2009): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geeraerts, Sanne (2012): Digital radicalization of youth. In: Social Cosmos 3, H. 1, S. 25–32.
- Githens-Mazer, Jonathan (2010): Rethinking the Causal Concept of Islamic Radicalisation. The Committee on Concepts and Methods – Working Paper (42). www.concepts-methods.org/Files/WorkingPaper/PC%2042%20Githens-Mazer.pdf (Abfrage: 09.02.2024).
- Githens-Mazer, Jonathan (2012): The Rhetoric and Reality. Radicalization and political discourse. In: International Political Science Review 33, H. 5, S. 556–567.
- Glaser, Michaela (2017): Rechtsextremismus und islamistischer Extremismus im Jugendalter – Gemeinsamkeiten und Spezifika der pädagogischen Handlungsfelder. In: Jana Kärger (Hrsg.): „Sie haben keinen Plan B“. Radikalisierung, Ausreise, Rückkehr – zwischen Prävention und Intervention. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 212–226.
- Glaser, Michaela (2022): Frühe Distanzierungen vom islamistischen Extremismus. Zentrale Ergebnisse einer biografieanalytischen Studie. In: Berg, Annika von/Emser, Corinna/Glaser, Michaela/Pelzer, Robert/Walkenhorst, Dennis (Hrsg.): Was wir über Distanzierung wissen. Aktuelle Erkenntnisse der Forschung und Empfehlungen für die Praxis der Distanzierungsarbeit. Schriftenreihe Violence Prevention Network, H. 10, S. 20–26. violence-prevention-network.de/wp-content/uploads/2022/12/Violence-Prevention-Network-Schriftenreihe-Heft-10.pdf (Abfrage: 20.12.2023).
- Glaser, Michaela/Johansson, Susanne (2023): „Die haben mit Plastik gespielt, und ich hab' einen Diamanten“. Potenziale eines biografieanalytischen, gendersensiblen Blicks auf Hinwendungen und Distanzierungen im Feld des islamischen Extremismus. In: Langner, Joachim/Zschach, Maren/Schott, Marco/Weigelt, Ina (Hrsg.): Jugend und islamistischer Extremismus. Pädagogik im Spannungsfeld von Radikalisierung und Distanzierung. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 127–145.
- Göppel, Rolf (2020): Resilienz aus biografischer Perspektive. In: Opp, Günther/Fingerle, Michael/Suess, Gerhard (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 156–170.
- Graefe, Stefanie (2019): Resilienz Im Krisenkapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Hafenefer, Benno (2015): Islamismus, Salafismus, Dschihadismus. Überlegungen und Hinweise zum religiös motivierten Extremismus. In: Sozial Extra 39, H. 2, S. 10–15.
- Hemmingsen, Ann-Sophie (2010): The Attraction of Jihadism. An Identity Approach to Three Danish Terrorism Cases and the Gallery of Characters around Them. Kopenhagen: University of Copenhagen.
- Herding, Maruta (2013): Einleitung. In: Herding, Maruta (Hrsg.): Radikaler Islam im Jugendalter. Erscheinungsformen, Ursachen und Kontexte. Halle: Deutsches Jugendinstitut, S. 4–20.
- Herding, Maruta/Langner, Joachim (2015): Wie Jugendliche zu Islamisten werden. In: DJI-Impulse. Jung und radikal. Politische Gewalt im Jugendalter (Nr. 109), S. 14–17.
- Hofinger, Veronika/Schmidinger, Thomas (2017): Deradikalisierung im Gefängnis. Ergebnisse der Begleitforschung. Wien: IRKS Forschungsbericht. www.uibk.ac.at/irks/publikationen/2020/pdf/enderbericht_begleitforschung_2017.pdf (Abfrage: 20.12.2023).
- Hoyle, Carolyn/Bradford, Alexandra/Frenett, Ross (2015): Becoming Mulan? Femal Western Migrants to ISIS. Institut for Strategic Dialogue. www.isdglobal.org/isd-publications/becoming-mulan-female-western-migrants-to-isis/ (Abfrage: 09.02.2024).
- Jukschat, Nadine/Leimbach, Katharina (2020): Radikalisierung oder die Hegemonie eines Paradigmas – Irritationspotenziale einer biografischen Fallstudie. In: Zeitschrift für Soziologie 49, H. 5–6, S. 335–355.

- Kiefer, Michael/Hüttermann, Jörg/Dziri, Bacem/Ceylan, Rauf/Roth, Viktoria/Srowig, Fabian/Zick, Andreas (Hrsg.) (2018): „Lasset uns in sha'a Allah ein Plan machen“. Wiesbaden: Springer VS.
- Kleeberg-Niepage, Andrea (2011): Zeit der Extreme? Rechtsextremismus im Jugendalter. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 35, H. 2, S. 73–91.
- Kleeberg-Niepage, Andrea (2012): Zur Entstehung von Rechtsextremismus im Jugendalter – oder: Lässt sich richtiges politisches Denken lernen? In: *Journal für Psychologie* 20, H. 2, S. 1–30.
- Knop, Katharina von (2007): The Female Jihad: Al Qaeda's Women. *Studies in Conflict & Terrorism*. In: *Studies in Conflict & Terrorism* 30, H. 5, S. 397–414.
- Koning, Martijn de (2013): 'We reject you.' 'Counter-Conduct' and Radicalisation of the Dutch Hofstad Network. In: Herding, Maruta (Hrsg.): *Radikaler Islam im Jugendalter. Erscheinungsformen, Ursachen und Kontexte*. Halle: Deutsches Jugendinstitut, S. 92–109.
- Köttig, Michaela (2004): *Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biographische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kramer, Rolf-Torsten (2007): „Biographie“ und „Resilienz“ – ein Versuch der Verhältnisbestimmung. In: Opp, Günther/Fingerle, Michael (Hrsg.): *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag, S. 79–97.
- Kreissl, Reinhard/Leonhardmaier, Norbert/Laufenberg, Roger (2014): *Aussteigerberatung und Prävention im Bereich Radikalisierung – Möglichkeiten und Ansätze für Österreich*. Wien: IRKS Research Project Report.
- Krüger, Heinz-Hermann (2006): Entwicklungslinien, Forschungsfelder und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13–33.
- Küsters, Ivonne (2009): *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kundnani, Arun (2012): Radicalisation. The Journey of a Concept. In: *Race & Class* 54, H. 2, S. 3–25.
- Langner, Joachim (2023): Forschungsbefunde zur Radikalisierung junger Menschen zum islamischen Extremismus. www.bpb.de/themen/infodienst/543290/forschungsbefunde-zur-radikalisierung-junger-menschen-zum-islamistischen-extremismus/ (Abfrage: 20.12.2023).
- Leimbach, Katharina (2023): *Doing Radikalisierung. Eine rekonstruktive Untersuchung der Extremismusprävention*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Lohlker, Rüdiger (2008): *Islam. Eine Ideengeschichte*. Wien: Facultas.
- Lohlker, Rüdiger (2017): *Die Salafisten. Der Aufstand der Frommen, Saudi-Arabien und der Islam*. München: C. H. Beck.
- Lösel, Friedrich/Bender, Doris/Jugl, Irina/King, Sonja (2020): Resilience against Political and Religious Extremism, Radicalization, and Related Violence: A Systematic Review of Studies on Protective Factors. In: Weisburd, David/Savona, Ernesto U./Hasisi, Badi/Calderoni, Francesco (Hrsg.): *Understanding Recruitment to Organized Crime and Terrorism*. Cham: Springer Nature, S. 55–84.
- Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.) (2018): *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lützing, Saskia (2010): *Die Sicht der Anderen. Eine qualitative Studie zu Biographien von Extremisten und Terroristen*. Köln: Luchterhand.
- Manemann, Thilo (2020): *Rechtsterroristische Online-Subkulturen: Analysen und Handlungsempfehlungen*. Amadeu Antonio Stiftung. www.amadeu-antonio-stiftung.de/wp-content/uploads/2021/02/Broschu%CC%88re-Rechtsterroristische-Online-Subkulturen.pdf.pdf (Abfrage: 09.02.2024).
- Marotzki, Winfried (2004): *Qualitative Biographieforschung*. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 3., durchges. und aktualisierte Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch-Verlag, S. 175–186.
- Masmoudi, Slim/Abbas, Wijdan/Eltayeb, Shahla (2022): Resilience as a protective factor against violent extremism: a systematic review of systematic reviews. In: *Journal for Deradicalization* No. 33, S. 286–317.

- Mayrhofer, Hemma (2012): Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive. Wiesbaden: Springer VS.
- Mayrhofer, Hemma (2017a): Ergebnisse der standardisierten Befragung: breites Spektrum statistisch fundierter Wirkerkenntnisse. In: Mayrhofer, Hemma (Hrsg.): Wirkungsevaluation mobiler Jugendarbeit. Methodische Zugänge und empirische Ergebnisse. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 61–116.
- Mayrhofer, Hemma (2017b): Biografische Fallrekonstruktionen. Methodologische Grundlagen und methodische Umsetzung. In: Mayrhofer, Hemma (Hrsg.): Wirkungsevaluation mobiler Jugendarbeit. Methodische Zugänge und empirische Ergebnisse. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 117–124.
- Mayrhofer, Hemma/Neuburg, Florian (2019): Offene Jugendarbeit in einer digitalisierten und mediatisierten Gesellschaft. Endbericht zum Forschungsprojekt „E-YOUTH.works – Offene Jugendarbeit in und mit Sozialen Medien als Schutzmaßnahme gegen radikalisierte Internetpropaganda“. www.uibk.ac.at/irks/publikationen/2020/pdf/mayrhofer_neuburg2019_digitalle-jugendarbeit_e-youth.works_endbericht.pdf (Abfrage: 09.02.2024).
- Meier, Jana/Bögelein, Nicole/Neubacher, Frank (2021): A Biographical Perspective on Processes of Radicalisation. In: European Journal on Criminal Policy and Research 28, S. 155–176.
- Mijić, Ana (2018): Umstrittenen Verzeihen. Nachkrieg in Bosnien-Herzegowina. In: Morikawa, Takemitsu (Hrsg.): Verzeihen, Versöhnen, Vergessen. Soziologische Perspektiven. Bielefeld: transcript, S. 153–169.
- Milbradt, Björn/Frank, Anja/Greuel, Frank/Herding, Maruta (2022): Radikalisierung und Radikalisierungsprävention im Jugendalter: Phänomene, Begriffe, Theorien und Leerstellen. In: Milbradt, Björn/Frank, Anja/Greuel, Frank/Herding, Maruta (Hrsg.): Radikalisierung im Jugendalter. Phänomene, Herausforderungen, Prävention. Opladen, Berlin und Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 13–29.
- Mink, Charles (2015): It's About the Group, Not God: Social Causes and Cures for Terrorism. In: Journal for Deradicalization No. 5, S. 63–91.
- Moldenhauer, Stephanie (2014): Gewaltfrei in Gewaltmilieus? – Gewalterfahrung und Resilienz bei Jugendlichen. In: Groenemeyer, Axel/Hoffmann, Dagmar (Hrsg.): Jugend als soziales Problem – soziale Probleme der Jugend? Diagnosen, Diskurse und Herausforderungen. Weinheim und Basel: Beltz-Juventa, S. 371–392.
- Möller, Kurt/Maier, Katrin/Neuscheler, Florian (2023): Kopftuch, Bart, Geschlechtertrennung? – Gender-Aspekte im Zusammenhang mit der Involvierung in ‚islamische‘ Kontexte und der Distanzierung von ihnen. In: Langner, Joachim/Zschach, Maren/Schott, Marco/Weigelt, Ina (Hrsg.): Jugend und islamistischer Extremismus. Pädagogik im Spannungsfeld von Radikalisierung und Distanzierung. Opladen, Berlin und Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 89–105.
- Neckel, Sighard (2009): Soziologie der Scham. In: Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (Hrsg.): Scham. Paderborn: Schöningh, S. 103–118.
- Neckel, Sighard (2000): Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt am Main: Campus.
- Neuburg, Florian/Kühne, Stefan/Reicher, Fabian (2020): Soziale Netzwerke und Virtuelle Räume: Aufsuchendes Arbeiten zwischen analogen und digitalen Welten. In: Diebäcker, Marc/Wild, Gabriele (Hrsg.): Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Wiesbaden: Springer VS, S. 167–181.
- Neuburg, Florian/Mayrhofer, Hemma (2024): Biografiearbeit in der Offenen Jugendarbeit. Handbuch zu niederschweligen Ansätzen, Methoden und Tools. Wien: IRKS Working Paper No. 23. www.uibk.ac.at/irks/publikationen/working_paper.html.de (Abfrage: 31.01.2024).
- Neumann, Peter (2013a): Radikalisierung, Deradikalisierung und Extremismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 29–31/2013, S. 3–10. www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/164918/radikalisierung-deradikalisierung-und-extremismus/ (Abfrage: 09.02.2024).
- Neumann, Peter (2013b): The Trouble with Radicalization. In: International affairs 89, H. 4, S. 873–893.

- Opp, Günther/Fingerle, Michael/Freytag, Andreas (1999): Erziehung zwischen Risiko und Resilienz: Neue Perspektiven für die heilpädagogische Forschung und Praxis. In: Opp, Günther/Fingerle, Michael/Freytag, Andreas (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München und Basel: Ernst Reinhardt Verlag, S. 9–22.
- Picart, Caroline Joan S. (2015): "Jihad Cool/Jihad Chic". The Roles of the Internet and Imagined Relations in the Self-Radicalization of Colleen LaRose (Jihad Jane). In: *Societies* 5, H. 2, S. 354–383.
- Precht, Tomas (2007): Home grown terrorism and Islamist radicalisation in Europe. From conversion to terrorism. An assessment of the factors influencing violent Islamist extremism. [www.exit-practices.eu/uploads/1/3/0/4/130474014/precht - homegrown terrorism and islamist radicalisation in europe.pdf](http://www.exit-practices.eu/uploads/1/3/0/4/130474014/precht_-_homegrown_terrorism_and_islamist_radicalisation_in_europe.pdf) (Abfrage: 09.02.2024).
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4., erweiterte Auflage. München: Oldenburg.
- Reinemann, Carsten/Nienierza, Angela/Fawzi, Nayla/Riesmeyer, Claudia/Neumann, Katharina (2019): Jugend – Medien – Extremismus. Wo Jugendliche mit Extremismus in Kontakt kommen und wie sie ihn erkennen. Wiesbaden: Springer VS.
- Riegel, Christine (2018): Biographie und Jugendforschung. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 563–574.
- Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. Paderborn: Fink.
- Röpke, Andrea (2012): Im Untergrund, aber nicht allein. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 18–19/2012, S. 4–8.
- Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.
- Roy, Olivier (2008): Al Qaeda in the West as a Youth Movement. The Power of a Narrative. CEPS Policy brief. www.ceps.eu/ceps-publications/al-qaeda-west-youth-movement-power-narrative/ (Abfrage: 09.02.2024).
- Schahbasi, Alexander (2009): Muslime in Europa. Radikalisierung und Rekrutierung. In: *SIAK-Journal – Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis*, H. 1/2009, S. 20–34.
- Schäuble, Martin (2011): Dschihadisten – eine Feldforschung in den Milieus. Die Analyse zu „Black Box Dschihad“. Berlin: Verlag Hans Schiler.
- Schmid, Alex P. (2013): Radicalisation, De-Radicalisation, Counter-Radicalisation: A Conceptual Discussion and Literature Review. [www.exit-practices.eu/uploads/1/3/0/4/130474014/schmid a_2013 .pdf](http://www.exit-practices.eu/uploads/1/3/0/4/130474014/schmid_a_2013.pdf) (Abfrage: 09.02.2024).
- Schmid, Alex P. (2014): Violent and Non-Violent Extremism: Two Sides of the same Coin? International Centre for Counter-Terrorism. The Hague (ICCT Research Paper). www.icct.nl/sites/default/files/2023-01/ICCT-Schmid-Violent-Non-Violent-Extremism-May-2014.pdf (Abfrage: 09.02.2024).
- Schmidinger, Thomas/Peham, Andreas (2022): Was ist Extremismus? Versuch einer phänomenübergreifenden Definition. In: Schindler, Christine/Schellenbacher, Wolfgang (Hrsg.): *Delogiert und Ghettoisiert. Jüdinnen und Juden vor der Deportation*. Wien: DÖW-Jahrbuch 2022, S. 347–353.
- Schneider, Armin (2014): Triangulation und Integration von qualitativer und quantitativer Forschung in der Sozialen Arbeit. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): *Perspektiven sozialpädagogischer Forschung. Methodologien – Arbeitsfeldbezüge – Forschungspraxen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 15–30.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13, H. 3, S. 283–293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin/Robert, Guenther (Hrsg.): *Biographie und Soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 78–117.
- Schwinger, Thomas (2016): Das Soziale Atom in der Sozialen Arbeit: Begriff und Untersuchungsverfahren. In: *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie* 15, H. 2, S. 275–289.
- Spohn, Cornelia (Hrsg.) (2006): „Zweiheimisch“. *Bikulturell leben in Deutschland*. Hamburg: edition Körber-Stiftung.
- Straus, Florian/Höfer, Renate (2008). Identitätsentwicklung und soziale Netzwerke. In: Stegbauer, Christian (Hrsg.) *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 201–211.

- Stephens, William/Sieckelinck, Stijn (2021): Resilience to radicalization: Four ke perspectives. In: *International Journal of Law, Crime and Justice* 66, S. 1–14.
- Ungar, Michael (2004): *Nurturing hidden resilience in troubled youth*. Toronto: University of Toronto Press.
- Ungar, Michael (2011a): Kontextuelle und kulturelle Aspekte von Resilienz – Jugendhilfe mit menschlichem Antlitz. In: Zander, Margherita (Hrsg.): *Handbuch Resilienzförderung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 133–156.
- Ungar, Michael (2011b): The social ecology of resilience. Addressing contextual and cultural ambiguity of a nascent construct. In: *The American journal of orthopsychiatry* 81, H. 1, S. 1–17.
- Weggemans, Daan/Bakker, Edwin/Grol, Peter (2014): Who Are They and Why Do They Go? The Radicalisation and Preparatory Processes of Dutch Jihadist Foreign Fighters. In: *Perspectives on Terrorism* 8, H. 4, S. 100–110.
- Wieland, Norbert (2011): Resilienz und Resilienzförderung – eine begriffliche Systematisierung. In: Zander, Margherita (Hrsg.): *Handbuch Resilienzförderung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 180–207.
- Wiktorowicz, Quintan (2005): *Radical Islam rising. Muslim extremism in the West*. Lanham, Md.: Rowman and Littlefield.
- Zick, Andreas/Roth, Viktoria/Srowig, Fabian (2018): Zum Löwen werden. Radikalisierung als jugendkulturelles Phänomen. In: Kiefer, Michael/Hüttermann, Jörg/Dziri, Bacem/Ceylan, Rauf/Roth, Viktoria/Srowig, Fabian/Zick, Andreas (Hrsg.): „Lasset uns in sha'a Allah ein Plan machen“. Wiesbaden: Springer VS, S. 59–93.